

Briefe und Texte zur ersten Lebenshälfte (1801-1846)

übertragen von Edith Stein



John Henry Kardinal Newman

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung.....	4
Erster Teil Autobiographische Aufzeichnungen (1801–1832) (niedergeschrieben 1874)	12
I. KAPITEL	12
II. KAPITEL	28
III. KAPITEL	37
IV. KAPITEL	53
UNVERÖFFENTLICHTES ZUM IV. KAPITEL	62
Zweiter Teil Bruchstücke aus Newmans Frühzeit (1801–1828)	72
1. Die ersten Jahre. Von Anne Mozley	72
II. Zu Newmans »Bekehrung«.	78
III. Im Familienkreis. Briefe und Tagebücher von 1817–1828	81
Dritter Teil Vom Beginn der Oxford-Bewegung bis zum Abschied von Oxford	96
Einleitung Kardinal Newman über »Die Kirche von England« (geschrieben für die französische Ausgabe der Apologia)	96
I. Newman im Kampf um die Katholiken-Emanzipation	100
II. Meine Krankheit in Sizilien	104
III. Oxford-Bewegung. Traktat I der »Tracts for the Times« Gedanken über das Priesteramt. Dem Klerus ehrerbietig dargeboten	117
Vierter Teil Bis zur Abschiedspredigt in Littlemore	156
Fünfter Teil Bis zum Übertritt.....	176
Anhang	227
Begriffe der Kirchengeschichte	227

J. H. Kardinal Newman

Briefe und
Tagebücher bis zum
Übertritt zur Kirche
1801–1845

*Übertragen von
Dr. Edith Stein*

Vorbemerkung

Die Auswahl ist unter Gutheißung und Mitwirkung von Rev. Francis Bacchus vom Oratorium von Birmingham vorgenommen worden aus:

1. *Letters and Correspondence of J. H. Newman during His Life in the English Church, Edited by Anne Mozley, London 1891 1920 = M*

2. *Correspondence of J. H. Newman with John Keble and Others 1839–1845, Edited at the Birmingham Oratory 1917 = C*

3. *einige Briefe des letzten Kapitels aus: Wilfrid Ward, The Life of J. H. Card. Newman Based on His Private Journals and Correspondence. 2 voll. I, London 1912 = W*

4. *Tract I aus: The Oxford Movement. Being a Selection from Tracts for the Times. Edited by William G. Hutchison, The Walter Scott Publishing Co., London and Felling-on-Tyne = O*

5. *Dazu eine Reihe unveröffentlichter Stücke, für deren gütige Überlassung Rev. Francis Bacchus herzlicher Dank gesagt sei = Ms*

In den Anmerkungen ist ein zusätzliches Siglen-System durchgeführt: N (Newman), M (Mozley), C (Correspondence with Keble), W (Ward), St (die Übersetzerin), P (der Herausgeber) Przywara.

ERSTER TEIL

MI 23–43, 53–65, 91–112, 129–140; Ms.

ZWEITER TEIL

M I 14–22; C 111–115, 393/4; M I 44–52, 69–73, 75–80, 117/8, 120/1, 125, 143, 150, 154–161.

DRITTER TEIL

Einleitung zur französ. Ausgabe der Apologia, später im Month, Dezember 1866;

M I 177–181, 363–378; O 6–11; Ms; M II 273–280, 292–299, 310–312; 316–319; C 149–151; M II 320–326; C 152–156; M II 332–333, 336–339, 344–348; C 185–188.

VIERTER TEIL

M II 366/7; C 208–210, 217–220, 222–232; M II 371/2; C 244–248; M II 374–378; C 252–254, 262/3; M II 379.

FÜNFTER TEIL

M II 380/1; C 269–271; M II 382/3; C 290–293, 296–302, 24–26, 313–318, 16–10, 329–333, 19–23, 345–347, 349–353; M II 396–399, 403–405, 407–416; W I 80–82;

C 387; W I 92/3; M II 418/9; W I 93–95; M II 419–422; C 384–386; W I 112/3, 115/6.

Einleitung

von

Francis Bacchus und Henry Tristram

vom englischen Oratorium

»Plato ist der echte Typus hoch sich aufschwingender Philosophie, Demosthenes der Typus wirksamer Beredsamkeit; Cicero ist etwas mehr als ein Redner und ein Weiser; er ist kein bloßes Idealbild, er ist ein Mensch und Bruder; er ist einer von uns. Das glauben oder erschließen wir nicht bloß, sondern wir haben einen dauernden, lebendigen Beweis dafür – wo? In seinen Briefen.«

(Cardinal Newman, *Historical Sketches* 1872 II, 221)

I.

»Es ist immer eins meiner Steckenpferde gewesen, obwohl es vielleicht eine ganz alltägliche Wahrheit ist und gar kein Steckenpferd, daß das wahre Leben eines Menschen in seinen Briefen steckt ... Nicht nur im Interesse einer Biographie, sondern um ins Innere der Dinge zu gelangen, ist die Veröffentlichung von Briefen die rechte Methode. Biographen schminken, sie legen Motive unter, sie setzen Gefühle an, sie deuten Lord Burleighs Kopfnicken; doch zeitgenössische Briefe sind Tatsachen.«

Dies Zitat aus einem Brief Newmans an seine Schwester Jemima wird von Miss Mozley an die Spitze ihrer Einleitung zu den beiden Bänden *Letters and Correspondence of John Henry Newman during His Life in the English Church with a Brief Autobiography*, Edited at Cardinal Newman's Request, 2 voll. gesetzt.

Materialien für diese Bände legte Newman selbst in Miss Mozleys Hände. Es wurde ihr überlassen, selbst eine Auswahl zu treffen. Sie enthielten eine Autobiographie, die einige Jahre vorher abgefaßt war. Sie war in der dritten Person geschrieben und endet mit dem Jahr 1833.

Miss Mozley hielt sich mit größter Loyalität an Newmans Wunsch, daß seine Briefe seine Biographie sein sollten. Sie spielt niemals die Rolle einer Interpretin, noch schiebt sie eigene Urteile ein, und sie ist so sparsam wie nur irgend möglich mit erklärendem Material. Ein Briefwechsel, der in dieser Weise veröffentlicht wird, setzt auf seiten seiner Leser eine ganz beträchtliche Kenntnis des Zeitabschnittes voraus, dem er angehört. 1917 – 27 Jahre nach Miss Mozley – veröffentlichten die Väter des Oratoriums einen weiteren Band mit Korrespondenz Newmans aus der anglikanischen Zeit unter dem Titel *Correspondence of John Henry Newman with John Keble and Others 1839–1845*.

Die Herausgeber versuchten, in Miss Mozleys Fußstapfen zu treten, indem sie es vermieden, die Rolle von Interpreten zu spielen oder ihre eigenen Ansichten vorzutragen, aber sie hatten den Eindruck, daß sie nicht in gleichem Maß, wie Miss Mozley es getan hatte, auf seiten ihrer Leser eine Kenntnis des Zeitabschnittes annehmen konnten, dem der Briefwechsel angehört. »Die Beigaben der Herausgeber«,

schrieben sie, »sollen als eine Art historischen Rahmenwerks für die Briefe dienen. Was daran aufgewendet wird, mag Leuten, die mit der Geschichte der Traktatbewegung bereits vertraut sind, übermäßig erscheinen, aber diese verblaßt schnell, und das Bekanntsein des allgemeinen Leserkreises mit ihr, das man vor 25 oder 30 Jahren annehmen konnte, darf nicht mehr als selbstverständlich vorausgesetzt werden.« Mutatis mutandis können diese Worte als Rechtfertigung der folgenden Bemerkungen dienen, mit so viel größerer Wirksamkeit, als 10 weitere Jahre, die indessen verstrichen sind, ihnen verleihen können.

II.

»John Henry Newman wurde ... in der Stadt London am 21. Februar 1801 geboren ... Sein Vater war ein Londoner Bankier, dessen Familie von Cambridgeshire kam. Seine Mutter stammte aus einer französischen protestantischen Familie, die infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes Frankreich verlassen hatte und in unser Land gekommen war.« (Autobiographische Aufzeichnungen). Man hat behauptet, als wäre das eine festgestellte Tatsache, die Familie Newman sei von jüdischer Abkunft und aus Deutschland oder Holland gekommen. Diese Geschichte wurde durch den Verfasser des Artikels Newman in der Encyclopaedia Britannica aufgebracht. Sie hätte dort friedlich schlummern können, wenn sie nicht von Mgr. Barry eifrig aufgegriffen worden wäre, der darin die Erklärung für viele Charakterzüge Newmans zu finden glaubte. In seinen Memories and Opinions, die kürzlich erschienen, erklärt Mgr. Barry: »Ich bin noch nicht imstande, die behauptete jüdische Abstammung der Familie Newman durch augenscheinlichen Beweis zu stützen, ich halte sie aber aus Gründen, die jedem Leser in der »Jewish Encyclopaedia« zugänglich sind, für wahrscheinlich. Sollte es nur eine Vermutung sein, so offenbart sie die möglichen Quellen des Erbes, aus dem dieser höchst bemerkenswerte Geistestypus seine charakteristischen Züge bekam.« Der Urheber der Legende gab Wilfrid Ward zu, daß er sich auf nichts stützen könne als »den Namen und die Nase«. Es gibt Portraits des Kardinals in Menge, so kann die physiognomische Frage dem Leser überlassen werden. Dasselbe kann man von den charakteristischen Zügen des Newmanschen Geistes sagen; sie sind allgemein bekannt, und es steht jedem frei, daraus die Schlüsse zu ziehen, die er mag. Der Name beweist nichts, denn er war, wenigstens bis in die Zeit der Tudors zurück, ehe es noch überhaupt Juden in England gab, nicht ungewöhnlich in England. Der Kardinal erwähnt den ausländischen Ursprung der Familie seiner Mutter; man darf daher annehmen, daß er dasselbe bei der seines Vaters getan hätte, wenn er etwas davon gewußt hätte.

III.

Von dem ganz hypothetischen Ahnenerbe können wir zu der rein erdichteten Umwelt übergehen – dem »evangelischen« oder kalvinistischen Elternhaus. Von den Schriftstellern, die über Newman schreiben, wiederholt einer nach dem andern, als wäre das eine allgemein feststehende Tatsache, Mrs. Newman sei streng »evangelisch« oder kalvinistisch gewesen und habe auch ihre Kinder dazu erzogen. Die Erzählung wurde sehr natürlicherweise (als glaubwürdig) angenommen, da sie von ihrem eigenen

Schwiegersohne Thomas Mozley herrührte – in seinen *Reminiscences Chiefly of Oriel and the Oxford Movement*, und die Tatsache, daß er sie in der zweiten Ausgabe stillschweigend fortließ, blieb unbeachtet, ebenso wie ihre Dementierung durch einen anonymen, aber offenbar wohl unterrichteten Schreiber in der *Edinburgh Review* vom April 1891. Ein Sohn und eine Tochter sind bessere Zeugen als selbst ein Schwiegersohn. Wir wollen Francis Newmans entrüstetes Dementi mit seinen eigenen Worten wiedergeben:

»Er (Thomas Mozley) behauptete nach dem Tode meiner Schwester und ohne jemanden von uns Überlebenden zu fragen, meine Mutter habe uns in einem extremen Calvinismus erzogen, und gewisse schottische kalvinistische Handbücher seien uns von Jugend auf vertraut gewesen. Ich versicherte ihm sofort, daß ich die Bücher nie in meinem Leben gesehen und daß meine Mutter eine viel zu kluge Frau war, um Kinder einem Sektenglauben zuzuführen. Er ließ es in einer zweiten Ausgabe weg, aber er blieb weiter bei der Annahme, meine Mutter sei nach Oxford gekommen, um meinem Bruder Einwendungen zu machen! Auch dies war völlig unrichtig. ... (Er) führte den ›Kalvinismus‹ meiner Mutter (von dem ich niemals etwas gehört oder gesehen habe) auf die Tatsache zurück, daß ihr Großvater nach England geflohen war, als das Edikt von Nantes aufgehoben wurde. Aus einer so geringfügigen Tatsache kann ein so gänzlich falscher Mythos erwachsen!« *Contributions Chiefly to (the Early History of the Late Cardinal Newman, by F. W. Newman, London 1891, pp. 72–73.)*

Die Herausgeber der *Correspondence with Keble* schrieben an Kardinal Newmans Neffen J. B. Mozley, den Sohn von Mrs. John Mozley (Jemima Newman), und erhielten folgende Antwort:

»Es steht Ihnen frei, sich auf meine Wiedergabe des Zeugnisses meiner Mutter zu berufen, daß die Unterweisung im Elternhaus des Kardinals weder kalvinistisch noch ›evangelisch‹ war; ich glaube, es war bald nach dem Erscheinen der ›Apologia‹, daß sie mir dies sagte.«

IV.

Mit sieben Jahren wurde Newman in eine Schule nach Ealing geschickt. Er blieb dort bis Ende 1816. »Im Sommer dieses Jahres«, erzählt er uns in der *Apologia*, »ging eine große Umwandlung in mir vor. Ich geriet unter den Einfluß eines bestimmten Glaubensbekenntnisses, und mein Geist empfing Eindrücke von dogmatischem Charakter, die durch Gottes Barmherzigkeit niemals ausgelöscht oder verdunkelt worden sind.« Das menschliche Werkzeug dieser Wandlung war ein »evangelischer« Geistlicher, Walter Mayers, ein Lehrer der Ealing-Schule; und so wurde Newman ein »Evangelischer«. Die »Evangelischen« waren in der Kirche von England die Vertreter der grossen religiösen Erneuerung des 18. Jahrhunderts, deren Vorkämpfer Wesley und Whitefield waren. Nach dem Tode Wesleys gerieten diejenigen unter seinen Anhängern, die, wie er, das Parochialsystem der Kirche von England verwarfen, in die Stellung von Dissenters oder Nonkonformisten, und allmählich bürgerte sich für sie speziell der Name Methodisten ein. Die nicht abschwenkten, wurden unter dem Namen »Evangelische« bekannt. Es fügte sich so, daß die meisten »Evangelischen« Calvinisten waren, im Gegensatz zu Wesley, der streng antikalvinistisch war. Kategorische Behauptungen über eine Gemeinschaft von

Menschen, die kein Bedürfnis nach einer systematischen Theologie hatten, sind gewagt, doch man kann ohne Gefahr sagen, daß der durchschnittliche »evangelische« Geistliche nicht leicht sich oder seine Herde mit dem Problem der Prädestination oder des freien Willens beunruhigte. Worauf sie beharrten, das war die Rechtfertigung allein durch den Glauben. Nehmen wir Mayers als ein typisches Beispiel. Francis Newman beschreibt seinen Calvinismus folgendermaßen:

»Wie bei den meisten anderen »Evangelischen« meiner Jugend bestand sein Calvinismus darin, daß er den 17. Artikel (»Von der Prädestination und Gnadenwahl«) nicht wegerklärte, sondern sich mit ehrfürchtigem Schauer darunter beugte. Eine so furchtbare Lehre zu unterstreichen und dafür zu argumentieren, war gegen seine Natur. Ich bin dankbar dafür, daß ich viel von ihm lernte, unter anderem dies, es als Pflicht und Weisheit anzusehen zu glauben, daß wir im künftigen Leben eine Erklärung bekommen werden.«

(Early History of Cardinal Newman, p. 15)

V.

Zwei Züge in Newmans erster Bekehrung sind bemerkenswert: (1) Ihre fast überwältigende Realität, (2) die völlige Freiheit von dem, was Miss Mozley »den Eigensinn des Enthusiasmus« nennt (I S. 22; kleine Ausgabe S. 19).

(1) Über die Tatsache und die Wirkungen seiner Bekehrung bleibt Kardinal Newmans Sprache sein ganzes Leben hindurch dieselbe, von den Worten ... »Wie zeigt sich in meiner Bekehrung die Weisheit und Güte Gottes« – die wahrscheinlich 1816 geschrieben sind; von jenen Worten in der »Apologia«, die 1864 aufgezeichnet wurden – »Von der inneren Umwandlung, von der ich spreche, bin ich noch gewisser überzeugt als davon, daß ich Hände und Füße habe« –, bis zum Jahre 1885, wo Kardinal Newman der Herausgeberin, die von möglichen früheren Briefen gesprochen hatte, als Antwort schreibt:

28. Februar 1885

»Natürlich kann ich nicht selbst Richter über mich sein; doch mit diesem Vorbehalt möchte ich sagen, daß es schwer ist, die Identität des Knaben vor und nach dem August 1816 zu vollziehen oder sich vorzustellen ... Ich kann nach siebzig Jahren auf ihn zurückblicken wie auf einen andern Menschen.« (Mozley I 22; kleine Ausgabe I 19).

(2) Die »Evangelischen« hatten strenge Ansichten über die Vermeidung weltlicher Vergnügungen, wie Tanzen und Theaterbesuch; und natürlich hielten sie streng auf die Sabbatheiligung. Wenige Monate nach seiner Bekehrung schreibt Newman seine Gedanken über diese Fragen nieder. Von Anfang an ist er sich darüber klar, daß nichts wesentlich Unrechtes an diesen Vergnügungen ist, aber er beschließt, nicht zu Tanzgesellschaften zu gehen, und fährt fort (er schreibt Latein, teils zur Übung, teils um Späheraugen zu entgehen): »Sic agendo tu alios, qui choreis favent, condemnas. Μη γένοιτο – Procul a me sit illud«, und etwas danach über den Punkt, daß er nicht gegen den Wunsch seiner Eltern

vorgehen möchte – »Oboedientia erga parentes servanda est.« Er entschied sich nicht gegen das Theater, obwohl er tatsächlich kaum je nach seiner Bekehrung hinging.

Als Nichtgraduierter war er nach »evangelischen« Maßstäben kein strenger Sabbatheiliger. Er pflegte z. B. sonntags die Zeitungen zu lesen. 1823 wurden seine Ansichten strenger, doch als er seine Gedanken darüber niederschreibt, warnt er sich selbst vor der Neigung, die er beobachtet hat und vor der er sich wieder hüten muß, über die zu Gericht zu sitzen, die weniger streng sind.

Mit Gebet und Gewissensforschung nahm er es vom Anfang bis zum Ende sehr ernst.

VI.

1874 sah Newman seine Papiere durch und verbrannte, was er nicht für wert hielt, aufbewahrt zu werden. Er vernichtete verschiedene Aufzeichnungen, die mit seiner ersten Bekehrung zusammenhingen. Doch ehe er die Originale vernichtete, schrieb er ein paar Stellen ab. Eine davon, die von erheblichem Interesse ist, ist von Miss Mozley nicht ganz genau zitiert worden. Sie war offenbar als Überschrift für eine These gedacht, die er schreiben wollte:

»Die Realität der Bekehrung – sofern sie die Axt an die Wurzel des Zweifels legt, eine Kette zwischen Gott und der Seele herstellt [d. h. mit jedem Glied vollständig]. Ich weiß, daß ich Recht habe. Wie weißt du es? Ich weiß, daß ich weiß, daß ich weiß, etc. [s. Grammar of Assent, S. 195–197, 4. Ausgabe]«.

»Ferner, jede Handlung spricht, hat Gewicht und Bedeutung. Keine Schatten – fester Bestand (consistency). Der Unbekehrte wechselt sein Ziel im Lauf seines Lebens oder ändert beständig etwas daran – aber hier ist alles fester Bestand.«

Miss Mozley läßt die eckigen Klammern weg, die es wahrscheinlich machen, daß die eingeklammerte Stelle, ebenso wie der Hinweis auf Grammar, 1874 zur Erklärung beigefügt wurde. Sie gibt den Hinweis auf Grammar nicht als von Newman herrührend. Sie läßt den zweiten Abschnitt »Ferner, jede Handlung« etc. weg, wahrscheinlich, weil sie seine Bedeutung nicht erkennt.

Die Stelle ist sicher vor 1820 geschrieben worden und wahrscheinlich sehr bald nach der Bekehrung. Die Gewißheit, die die Bekehrung bringt, wird nicht einem mystischen Licht oder einer besonderen Erleuchtung zugeschrieben, sondern der Übereinstimmung (consistency), der Harmonie der Lehren, die angenommen werden. Eine Anschauung oder Theorie, die in sich abgeschlossen ist und für jede Frage, die erhoben werden kann, eine Antwort vorsieht, hat wenigstens prima facie die Wahrscheinlichkeit, wahr zu sein. Es ist bemerkenswerter, daß ein Knabe diese Linie der Beweisführung für sich herausarbeitete, als daß er ihre Kraft übertrieben haben mag.

Der Hinweis auf Grammar of Assent bezieht sich auf Kap. VI, S. 2 (Komplexe Zustimmung).

VII.

Es ist behauptet worden – vielleicht wird es noch –, daß von allen Faktoren, die bei der Bildung eines Menschen mitwirken, die Vererbung der bedeutendste sei. Daher das ängstliche Forschen in genealogischen Tafeln und der Versuch, die Vorfahren zu bestimmen. Newmans hebräische Abstammung kann ohne jede Überlegung ad acta gelegt werden. Die willkürliche Vermutung ist ohne die leiseste Spur eines Beweises ausgestreut worden, und die Jahre haben ihr keine Verstärkung gebracht. Seine französische Abstammung ist zweifellos. Sie mag ihm jene Klarheit des Denkens und Sicherheit des Ausdrucks gegeben haben, die ihm so natürlich waren. Aber schließlich können diese Eigentümlichkeiten auch seiner klassischen Bildung zuzuschreiben sein. Und wenn wir uns mit seiner Erziehung beschäftigen, befinden wir uns auf festerem Boden. Wenn irgendeines Menschen Zukunft durch seine Frühzeit bestimmt wurde, so war es die Newmans; sein Leben mit seiner stetigen Entwicklung gleicht der Entfaltung eines Planes, mit dem wir vertraut sind und dessen Ende wir an seinem Beginn voraussehen.

Als sehr kleines Kind von sieben Jahren wurde Newman nach einer Privatschule in Ealing geschickt, das damals ein malerisches Dorf war, jetzt aber eine Vorstadt von London ist. Es war beabsichtigt, daß er später nach Winchester gehen sollte, aber dazu kam es nie. Warum, wissen wir nicht. Sein eigener Wunsch, zu bleiben, begegnete sich mit dem seines Schuldirektors, ihn zu behalten; und seine Mutter fürchtete wahrscheinlich die Roheit von Winchester. Die öffentlichen Schulen standen damals nicht hoch in Gunst bei den Eltern. Sie waren bestenfalls Stätten geringer Bildung (rough places), und die Erziehung, die sie gaben, konnte eine Verbesserung vertragen. Heutzutage wird die Erziehung in einer öffentlichen Schule von allen, die sie sich leisten können, als das große desideratum angesehen, aber vor hundert Jahren war es noch nicht so. Viele von Newmans Freunden und Bekannten im späteren Leben kamen aus örtlichen Lateinschulen, und einige waren sogar direkt von Unterricht und Erziehung im eigenen Haus zur Universität gegangen. Man kann nicht sagen, daß Newman durch seinen Wunsch, in Ealing zu bleiben, irgendetwas verlor. Tatsächlich war es eine öffentliche Schule und verlor nur das Recht, so betrachtet zu werden, weil sie unter der Leitung einer einzigen Persönlichkeit stand. Sie war groß genug – ein paar hundert Knaben –, um eine kleine Welt für sich zu bilden, und das wird als der höchste Vorteil des öffentlichen Schulsystems angesehen. Für einen klugen Jungen, der sich die Gelegenheiten zunutze machen wollte, die sich ihm boten, war die Erziehung, wie sie gegeben wurde, zweifellos gut. Newman war ein kluger Junge, doch nicht frühreif, und machte die Klassen der Schule bis oben hin schnell durch. Der größte Teil seiner Zeit war der klassischen Philologie gewidmet, ein gewisser Bruchteil der Mathematik und etwas, aber nicht viel Aufmerksamkeit wurde anderen Gegenständen geschenkt. Er begann frühzeitig mit dem Griechischen, und sowohl im Lateinischen als im Griechischen nahm seine Lektüre einen breiteren Raum ein, als man es heute durchschnittlich von einem Schuljungen erwartet. Er verfaßte auch regelmäßig lateinische Verse. Ein Hauptcharakteristikum des Schullebens in Ealing war die jährliche Aufführung des einen oder anderen Stücks von Terenz; und Newman scheint während seiner letzten vier Jahre jedes Jahr eine Rolle gespielt zu haben.

Am 8. Juni 1817 ging er als Interner (went into residence) nach Trinity College, Oxford. Das war zweifellos, bis zu seiner Aufnahme in die Kirche am 9. Oktober 1845, das hervorstechendste Ereignis seines Lebens. Man hat ihn als den charakteristischsten und einflußreichsten Oxforder aus dem zweiten Viertel des letzten Jahrhunderts in Anspruch genommen. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß er den Geist dieser erlauchten (serene) und ehrwürdigen Universität, (wie er war,) ehe die Reform seine Züge veränderte, ohne aber seinen Ausdruck zu berühren, in sich zusammenfaßte und darstellte und daß sein Name für immer unlöslich mit dem Namen Oxford verknüpft ist. Pilger, denen andere Erinnerungen entschwunden sind, gehen immer noch nachsehen, ob Löwenmaul an der Mauer von Trinity wächst wie im Juni 1817, besuchen immer noch die Wiese von Christ Church, wo William James »mich um 1823 das Dogma von der apostolischen Sukzession lehrte«, gucken noch in die Kirche St. Mary und sitzen unter der Kanzel, nicht weil sie sich für Löwenmaul oder apostolische Sukzession oder Predigten interessieren, sondern weil Oxford beredt von Newman spricht. Und es ist nicht minder wahr, wenn man sagt, wer sich Newman ohne Kenntnis von Oxford näherte, näherte sich ihm unter unberechenbar ungünstigen Umständen. Die Jahre lehrten ihn viel, aber sie verwischten niemals die Prägung, die Trinity und Oriel ihm gaben. Das Ziel der Erziehung ist, wie er selbst betont, nicht die Ansammlung von Wissen, sondern die Bildung des Geistes; und dort wurde sein Geist gebildet, dort wurde er, was er war.

Über seinen Studiengang in Oxford hat Newman höchst wenig Nachrichten hinterlassen, aber die Lücke kann reichlich aus anderen Quellen ausgefüllt werden. Es ist wichtig, sich einen Punkt lebendig zu vergegenwärtigen: daß die Universität als lehrende Körperschaft aufgehört hatte zu funktionieren. Es waren Professoren da, aber wenn sie überhaupt lasen, taten sie es selten und über Gegenstände, die in den Prüfungen nutzlos waren. Aller wirkliche Unterricht war auf die Colleges abgewälzt und wurde durch die College Tutors in kleinen Klassen erteilt. Newman erhielt daher, wie alle anderen Nicht-Graduierten, seinen gesamten Unterricht in den Mauern seines eigenen College. Um einen Grad zu erlangen, mußte er sowohl klassische Philologie als Mathematik betreiben, und in jugendlichem Ehrgeiz suchte er in beiden Fächern Auszeichnungen (Honours) zu erlangen. Das bedeutete eine erhebliche Mehrbelastung an Studium, denn der Maßstab für Honours war unvergleichlich höher als für einen gewöhnlichen Grad. In gewissen Grenzen konnten die Kandidaten Bücher nach eigener Wahl angeben, doch Aristoteles nahm auf dem Programm einen großen Raum ein. Dem Aristoteles ist Oxford bis heute treu geblieben. Die Prüfung war fast ausschließlich mündlich, doch die Kandidaten bekamen Fragen schriftlich zu beantworten und Aufsätze zu schreiben. Trotz der Hoffnungen, die auf ihn gesetzt wurden, brach Newman infolge von Überarbeitung und Nervosität völlig zusammen, und als die Liste erschien, stand sein Name in der klassischen Philologie so tief unten wie möglich und in der Mathematik trat er überhaupt nicht auf. Das war im Dezember 1820.

Diskreditiert, aber nicht entmutigt blieb er in Oxford, ungewiß über seine künftige Laufbahn. Er setzte seine Studien fort und dehnte sie hauptsächlich auf das Gebiet der Naturwissenschaften, Geologie, Chemie und Mineralogie aus. Dann faßte er plötzlich aus eigenem Antrieb einen kühnen Entschluß.

Oriel ragte zu jener Zeit geistig unter den Oxforder Colleges hervor; und eine Fellowstelle dort wurde als das non plus ultra akademischer Auszeichnung angesehen. Er beschloß, sich 1822 um eine Fellowstelle in Oriel zu bewerben. Die Wähler kannten die akademische Vergangenheit (der Kandidaten) nicht und stützten ihr Urteil nicht auf die Kenntnisse des Kandidaten, sondern auf seine Fähigkeit; sie suchten den fähigsten Menschen auszulesen. Newman stellte sich und hatte, zum Erstaunen aller, Erfolg.

Dieser Erfolg versetzte ihn in die geistige Elite-Gesellschaft von Oxford, deren Mitglieder die »Noetiker« betitelt wurden. Mit geziemender Bescheidenheit saß er zu ihren Füßen und lernte, was sie zu lehren hatten. Zwei hatten besonderen Einfluß auf ihn – Richard Whately, später (protestantischer) Erzbischof von Dublin, und Edward Hawkins, der 1828 Provost von Oriel wurde. Whately lehrte ihn denken und selbständig denken; und Hawkins erzog ihn dazu, seine Gedanken zu ordnen und präzise in seinem Ausdruck zu sein. Die intellektuelle Disziplin, die sie ihm gaben, war genau das, was Newman brauchte, und ihre Wirkung auf ihn war von Dauer.

Ostern 1826 begann Newman seine aktive Laufbahn als einer der amtlichen Tutors von Oriel. Diesen Zeitpunkt mag man wählen, um die Würdezeit seines Lebens abzugrenzen. Die Wahl ist ganz willkürlich, denn zu jener Zeit hatte er noch kaum mit dem Studium der Patristik begonnen, das in der Folge seinen geistigen Standort (outlook) bestimmte und, menschlich gesprochen, wie er selbst sagt, ihn zum Katholiken machte.

Erster Teil Autobiographische Aufzeichnungen (1801–1832) (niedergeschrieben 1874)

I. KAPITEL

John Henry Newman wurde in Old Broad Street (der Alten Breiten Straße) in der Stadt London am 21. Februar 1801 geboren und in der Kirche St. Benet Fink am 9. April desselben Jahres getauft. Sein Vater war ein Londoner Bankier, dessen Familie von Cambridgeshire kam. Seine Mutter stammte aus einer französischen, protestantischen Familie, die infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes Frankreich verlassen hatte und in unser Land gekommen war. Er war das älteste von sechs Kindern, drei Knaben und drei Mädchen.

Am 1. Mai 1808, als er sieben Jahre alt war, wurde er in eine Schule mit 200 Knaben geschickt, die auf 300 anwachsen, (sie war) in Ealing bei London (und stand) unter der Leitung George Nicholas', D. C. L., aus Wadham College, Oxford. Als Kind war er von großem Eifer und lebhafter Auffassungsgabe, und Dr. Nicholas, an den er sich eng anschloß, pflegte zu sagen, noch nie habe ein Knabe die Schule so schnell von unten bis oben durchlaufen wie John Newman. Obwohl er in keiner Hinsicht ein frühreifer Knabe war, versuchte er von elf Jahren an in Prosa und Versen selbständig zu schriftstellern, zeigte in seiner Prosa ein großes Feingefühl und behandelte den Stil sehr sorgfältig.

Solchen literarischen Übungen und den Büchern, die ihm in den Weg kamen, widmete er einen großen Teil seiner Spielzeit; und seine Schulgefährten haben überliefert, daß sie ihn nie oder kaum je an einem Spiel teilnehmen sahen.

In Ealing blieb er acht und ein halbes Jahr, da seine eigenen Bitten seine Mutter und seinen Lehrer darin unterstützten, seine Versetzung nach Winchester College zu verhindern. Im letzten Halbjahr seines Schullebens, von August bis Dezember 1816 – während seine unmittelbaren Schulfreunde zufällig fort waren –, geriet er unter den Einfluß eines ausgezeichneten Mannes, Walter Mayers von Pembroke College, Oxford, eines der klassischen Lehrer, von denen er tiefe religiöse Eindrücke empfing, damals kalvinistischen Charakters, die für ihn der Anbruch eines neuen Lebens waren. Von der Schule ging er direkt nach Oxford und wurde in Trinity College am 14. Dezember 1816 aufgenommen, als ihm noch zwei Monate zu sechzehn Jahren fehlten.

Er (Newman) pflegte zur Beleuchtung der scheinbaren Zufälle, von denen unser Lebenslauf und unsere Geschichte abhängen, zu erzählen, daß sein Vater noch, als der Postwagen schon vor der Tür stand, im Zweifel war, ob er dem Postillon Anweisung geben sollte, nach Hounslow zu fahren oder nach der ersten Station auf dem Wege nach Cambridge. Die Entscheidung zu Gunsten von Oxford scheint bei ihm John Mullins herbeigeführt zu haben, Vikar von St. James, Piccadilly, ein Mann von Talent und Bildung, der die Erziehung des Knaben einige Jahre mit Interesse verfolgt hatte. Als sie nach Oxford kamen, hoffte Dr. Mullins zunächst, er werde eine Stelle in seinem eigenen College – Exeter – für ihn frei finden. Da dies aber mißglückte, folgte er dem Rate seiner Freunde in Exeter, ihn Dr. Lee vorzustellen, dem Präsidenten von Trinity, der zu jener Zeit zugleich Vizerektor war, und durch ihn wurde Newman als Tischgenosse jener Gesellschaft immatrikuliert. Als er nach Ealing zurückkehrte, um seinem Lehrer über den Erfolg seines Unternehmens zu berichten, erwiderte Dr. Nicholas auf seine schüchterne Erwähnung eines College, von dem er selbst nie früher gehört hatte, mit den beruhigenden Worten: »Trinity? ein höchst vornehmes College – ich freue mich sehr, das zu hören.«

Newman wurde im folgenden Juni zum beständigen Aufenthalt berufen, in seinem vierten Semester und, weil kein Zimmer frei war, erst als das Semester schon weit vorgeschritten war und die Gedächtnisfeier dicht vor der Tür, die College-Vorlesungen vorüber und die jungen Leute im Begriff, für die großen Ferien abzureisen.

Indessen hatte er das Glück, in den wenigen Tagen, die noch übrig blieben, bis er sich selbst überlassen wurde, die Bekanntschaft John William Bowdens zu machen, der ebenfalls neu eingetreten war, später Stempel- und Steuerkommissar Ihrer Majestät. Die Bekanntschaft entwickelte sich zu einer so intimen Freundschaft, obwohl Bowden um drei Jahre älter war (beide hatten am 21. Februar Geburtstag), daß die beiden jungen Menschen ihre ganze Studienzeit einfach mit- und füreinander lebten, bis zu dem Augenblick, wo sie zur Baccalaureus-Prüfung in das höhere Universitätsexamen gingen, und im College als Unzertrennlliche bekannt waren – gemeinsam ihre Mahlzeiten einnahmen, lasen,

spazierengingen, Boot fahren – ja, einander in den Ferien zu Hause besuchten; und wenn sich auch eine so enge Kameradschaft nicht fortsetzen ließ, als sie schließlich aufhörten, Schüler zu sein und verschiedene Lebenswege gewählt hatten, so erhielt sich doch die wechselseitige Anhänglichkeit, die sich so auf der Universität gebildet hatte, unvermindert zwischen ihnen bis zu Bowdens vorzeitigem Tode im Jahre 1844, ja es kam mit der Zeit noch ein neues Band hinzu durch ihre herzliche Übereinstimmung in kirchlichen Anschauungen und akademischer Politik und durch die Teilnahme, mit der beide in die Oxforder Bewegung des Jahres 1833 eintraten. Bowden war einer der ersten Mitarbeiter an den zeitgemäßen Traktaten (*Tracts for the Times*), und auf Newmans Anregung hat er eine Geschichte Papst Gregors VII. 1841 geschrieben, das wertvolle Werk seiner Mußstunden und jährlichen Ferien, als er Stempel- und Steuerkommissar war. Es mag noch hinzugefügt werden, daß Newmans erste literarische Versuche, die in Druck kamen, in Gemeinschaft mit Bowden gemacht worden sind, als sie beide noch Nichtgraduierte waren.

Im Mai 1818 erlangte Newman eines der Stipendien in Trinity, die damals gerade für einen Universitätswettbewerb ausgeschrieben waren, und hier dürfte es angebracht sein, nach seinen eigenen Briefen aus jener Zeit die Stufen nachzuzeichnen, auf denen er in der guten Meinung seines College emporgestiegen war, während des Jahres, seit dem er als ein unbekannter junger Mensch von sechzehn Jahren zu seinem einsamen dreiwöchentlichen Aufenthalt einberufen worden war. Man darf wohl hoffen, daß die scheinbar unbedeutenden Einzelheiten seines Fortschreitens nicht uninteressant sein werden.

Ein Brief von ihm ist erhalten, den er an seinen Vater schrieb, unmittelbar nachdem man ihn bei dieser Gelegenheit sich selbst überlassen hatte; als ein rechter Junge denkt er zuerst an seine äußere Erscheinung:

11. Juni 1817

»In der Minute, nachdem ich mich von Dir getrennt hatte, ging ich geradewegs zum Schneider, der mir versicherte, wenn er mir zwanzig Röcke machte, so würden sie mir um nichts besser passen. Wenn er ihn kürzer machte – er würde es tun, wenn ich wollte – doch ich könnte wachsen etc. etc. Ich ging dann heim (!) und hatte mich kaum hingesezt, als ich ein Klopfen an der Tür hörte, und als ich öffnete, trat einer der Kommilitonen herein, den Herr Short zu mir geschickt hatte, der zuvor mit dem besagten Kommilitonen gekommen war, als ich aus war. Er kam, um mir einige der Bräuche des College zu erklären und mich in den Saal zum Mittagessen zu begleiten. Ich habe von ihm etwas erfahren, worüber ich mich sehr freue. Herr Ingram, sagte er, war sehr beliebt; er war sehr gutmütig; neulich haben ihm die Mitglieder des College einen Kupferstich geschenkt. Herr Short dagegen ist nicht beliebt; er ist streng; alle wünschen, Herr Ingram wäre noch Tutor. So glaube ich, daß ich durch den Wechsel gewonnen habe und daß es ein Glück ist. Als ich etwas später bemerkte, Herr Short müsse sehr klug sein, weil er zweiter Lehrer in Rugby gewesen sei, antwortete er: »Meinen Sie?« Ein weiterer Beweis dafür, daß er ein strenger Tutor ist.

Bei Tisch fesselte mich die Neuheit der Sache sehr. Fisch, Fleisch und Geflügel, schöner Salm, Hammelkeulen, Lammfleisch usw., gutes starkes Bier, auf alten Zinnplatten und in unförmlichen irdenen Krügen aufgetragen. Sage Mama, es gab Stachelbeer-, Himbeer- und Aprikosentorte. Bei alldem gingen die Gerichte nicht herum, sondern es gab eine solche Fülle, daß kaum zwei dasselbe aßen. Sie sitzen auch nicht nach ihrem Rang, sondern wie sie gerade hereinkommen. Ich erfuhr aus derselben Quelle, die mich über Herrn Short unterrichtete, daß viele da sind, die jünger sind als ich. Ich höre auch, daß es dies Semester keine Vorlesungen mehr gibt, da dies die Prüfungswoche ist und nächste Woche die meisten fortgehen. Ich werde versuchen, mich so gut wie möglich darüber zu unterrichten, welche Bücher ich zu studieren habe, und hoffe tüchtig zu ochen, wenn meine Augen es gut mit mir meinen.

Sag Harriett (seiner Schwester), daß ich den fetten Koch gesehen habe. Der Wein ist gekommen; 81 2/3 % wird für bares Geld abgenommen. Zwei Sachen kann ich nicht bekommen, Milch und Bier; so muß ich mir Sahne für das eine und Ale für das andere gefallen lassen.«

Am 16. schreibt er wieder an seinen Vater:

16. Juni 1817

»Es ging mir den ersten Tag oder die ersten beiden sehr schlecht, weil meine Augen nicht in Ordnung waren, so daß ich zum Lesen nicht sehen konnte, und immer, wenn ich schlimme Augen habe, bin ich niedergeschlagen. Ausserdem kannte ich niemanden, und da ich gewöhnt war, immer eine Schar um mich zu haben, fühlte ich mich einsam. Doch nun sind meine Augen besser und ich kann lesen, ohne ihnen zu schaden, und ich habe angefangen, ganz ordentlich zu pauken.

Ich werde gar nicht beachtet, abgesehen davon, daß sie mich schweigend anstarren. Ich bin froh darüber, nicht weil ich mich gern abseits halten und ein Sonderling sein wollte, sondern weil ich wirklich nicht glaube, daß ich den mindesten Vorteil von ihrer Gesellschaft hätte. Denn H. forderte mich neulich auf, ein Glas Wein mit zwei oder drei andern zu trinken, und sie tranken und tranken die ganze Zeit, während ich dort war. Ich war sehr froh, daß nach einer halben Stunde die Gebetszeit kam, denn ich hatte wirklich weder an ihrem Trinken noch an ihrer Unterhaltung Freude.«

Er (Newman) verlangte ungeduldig nach Anleitung bei seiner Lektüre, und als er erfuhr, daß man das College nicht ohne Erlaubnis des Präsidenten verlassen dürfe, beschloß er in seiner Einfalt, die Gelegenheit wahrzunehmen, wie er sagt, um ihn zu fragen, welche Bücher er in den Ferien lesen solle. Am 27. Juni, drei Tage vor seiner Abreise, berichtet er seinem Vater über das Ergebnis seines Versuches:

»Ich ging heute zum Präsidenten und wurde in ein Sprechzimmer gewiesen, wobei das Mädchen sagte, er werde in einer Minute bereit sein, mich zu empfangen. Ich wartete anderthalb Stunden, dann klingelte ich; worauf es sich herausstellte, daß ein Irrtum vorlag und daß er nicht daheim war. Ich werde morgen früh wieder hingehen.«

Er ging wieder hin und erfuhr von dem Präsidenten, der ein sehr höflicher, vornehmer Mann und später sehr gütig gegen ihn war, daß er die Beantwortung all solcher Fragen, wie sie Newman stellte, den Tutors überlasse.

Daher hatte er bis Sonntag, den 29., den Tag vor seiner Abreise, noch keinerlei Auskunft über den Punkt bekommen, der ihm so sehr am Herzen lag; aber er war beharrlich, und das Glück zeigte sich ihm gewogen. Als er am Abend dieses Tages von einem Spaziergang an den Parks entlang zurückkehrte, sah er einen der Tutors in Stulpenstiefeln zu Pferd unterwegs aufs Land. In dem Gedanken, daß dies die letzte Gelegenheit sei, stürzte er auf die Landstraße und, ihn plötzlich anredend, fragte er, welche Bücher er während der Ferien lesen solle. Der Angeredete antwortete ihm sehr freundlich; er erklärte, daß er Oxford für die Ferien verlasse, und empfahl ihn an einen seiner Kollegen, der noch im College sei und ihm die gewünschte Auskunft geben werde. Bei seiner Rückkehr nach Hause machte er von dieser Empfehlung Gebrauch und erhielt eine befriedigende Antwort auf alle seine Schwierigkeiten.

Das war seine Einführung ins Universitätsleben; sie war nicht danach angetan, ihn damit vertraut zu machen. Doch die Dinge zeigten ein freundlicheres Gesicht, sobald er aus den großen Ferien zurückkam. Folgendes schreibt er am 28. Oktober an seine Mutter: »Herr Short hat mich nicht geprüft; doch hat er einige Vorlesungen für mich bestimmt.« Nachdem er sie genannt hat, fügt er hinzu: »Das ist wenig genug, aber natürlich fangen sie mit wenig an, um zu sehen, was ich leisten kann.«

13. November

»Ich hatte fest gepaukt, doch nicht ohne Nutzen und, wie ich hinzufügen kann, nicht ohne Belohnung. Am ersten Tage ging ich zu meinem Tutor in die Mathematik. Ich bemerkte, daß ich in der zweiten Abteilung einer Klasse war (was man in der Schule so nennt). Offen gestanden war ich sehr erstaunt, als ich hörte, daß sie mit der Eselsbrücke anfangen, und meine Verwunderung wurde um nichts geringer, als ich ihn mit herablassender Miene sagen hörte: ›Sie haben wohl den Euklid bisher nicht in der Hand gehabt, mein Herr?‹ Ich antwortete, doch, das hätte ich. ›Wie weit?‹ ›Ich habe fünf Bücher durchgenommen.‹ Da sah er verwundert drein; doch ich fügte hinzu, ich könne durchaus nicht sagen, daß ich sie vollständig innehätte. Nach seinem Verhalten bin ich sicher, daß er sich in den Kopf setzte, ich hätte keine gründlichen Kenntnisse, denn er fragte mich dann, was ein Punkt sei und eine Gerade und ein ebener Winkel. Zum Schluß sagte er jedoch, ich könne um 10 Uhr mit den andern Herren hereinkommen mit dem 4., 5. und 6. Buch.

Das nächstemal, als ich kam, war er nicht herablassend, doch es hieß ganz steif ›Herr‹.

Das nächstemal sah ich, nachdem ich einen Beweis geführt hatte, wie er nach meinem Papier guckte, ob ich etwas aufgeschrieben hätte – ein gutes Zeichen.

Das nächstemal fragte er, ob ich etwas erklärt haben wolle – wieder ein gutes Zeichen.

Und als ich heute einen sehr verzwickten Beweis aus dem fünften Buch geführt hatte, sagte er, ich hätte es sehr korrekt gemacht.

Und das ist noch nicht alles. In der letzten Woche hatte ich eine Rede zu halten, eine lateinische. Ich hatte mir große Mühe damit gegeben. Als ich heute zur Vorlesung ging, hielt mich der Fellow an, der die Reden durchsieht (der Dekan, Herr Kinsey) und dem wir sie vortragen, und sagte mir, die meine mache mir große Ehre.«

Über ein anderes Thema fügte er noch hinzu:

»Der Schneider trat neulich herein und fragte, ob ich Trauerkleidung brauche. Ich sagte nein. ›Freilich haben Sie Trauer bekommen«, sagte er. ›Nein«, antwortete ich überrascht. ›Jedermann wird in Trauer gehen«, erwiderte er. ›Um wen?‹ ›Prinzessin Charlotte«. Du siehst, was ich für ein Einsiedler bin; doch die Zeitung hatte den ganzen Tag auf meinem Tisch gelegen und ich hatte keine Zeit gefunden, sie in die Hand zu nehmen.«

Das letzte Thema nimmt er in einem Brief an seine Mutter wieder auf:

21. November

»Wie trübselig sich Oxford in der tiefen Trauer ausnimmt. Schwarzer Rock, ebenso die Weste, Beinkleider, Handschuhe, das Band (keine Kette) an der Uhr; nichts Weißes außer dem Halstuch und dem ungefälteten Busenstreifen. Die Aufseher dulden nicht, daß jemand anders als in schwarz erscheint.

Ich habe noch nicht den Abschluß meiner Annäherung an Herrn Short erzählt. Als ich das nächstemal zu ihm kam, lieh er mir ein mathematisches Buch, eine Abhandlung usw. über Euklid; und am nächsten Morgen lud er mich zum Frühstück ein. Was das Buch anbelangt, so habe ich einige Auszüge daraus gemacht, und ich weiß jetzt genau Bescheid über multiple, superpartikulare, submultiple, subsuperpartikulare, subsuperpartiente Zahlenverhältnisse von geringerer Ungleichheit, sesquilaterale, sesquiquintale, supertriquartale und subsuperbitertiale. Gegenwärtig arbeite ich an einer Ausarbeitung über das fünfte Buch; wahrhaftig, ich träume sogar von vier proportionalen Größen.«

Um den 28. November war er in Herrn Shorts guter Meinung noch höher gestiegen. Er schreibt an seine Mutter, und nach einigen Bemerkungen darüber, daß »seine Stunden alle so kindisch leicht seien«, fährt er fort:

»Eben diese Gedanken drängten sich Herrn Short auf, und neulich morgens sagte er, es täte ihm leid, daß ich nicht Vorlesungen besuchte, von denen ich mehr Gewinn hätte; im nächsten Semester werde er daran denken, mir Bücher zu geben, die mir mehr zu schaffen machen würden.«

Er fügt hinzu, die höhere Mathematikklasse, in die er aufgerückt war, sei bis auf zwei zurückgegangen; mit anderen Worten: er und noch ein anderer gingen so schnell vorwärts, daß die übrigen mit ihnen nicht Schritt halten konnten; von jenem anderen sagt er dann:

»Der eine, der geblieben ist, ist der, mit dem ich im letzten Semester zuerst bekannt gemacht wurde (Bowden); er ist ziemlich fleißig. Die Folge ist, daß er viel weiter ist als ich, daß er den Euklid verachtet und schnell hindurchzukommen sucht. Ich mag nicht sagen, daß er zu schnell vorwärtsgeht; so muß ich mehr pauken.«

Dann fügt er in frohlockenden Ton hinzu:

»Wenn jemand gern viel studieren möchte, so kann er, glaube ich, nirgends so dazu angefeuert werden wie in Trinity College. Es möchte in der Universität hochkommen und es kommt schnell hoch. Die Stipendien standen früher nur den Mitgliedern des College offen; im letzten Jahre wurden sie zum erstenmal für die ganze Universität freigegeben. In der Disziplin ist es eines der strengsten Colleges geworden. An allen Ecken und Enden hört man Klagen über die zunehmende Strenge; es ist zum Lachen, doch es ist entzückend, das Stöhnen der Bedrückten zu hören.«

In dem unmittelbar folgenden Semester scheint Herr Short wachsenden Anteil an Newman genommen zu haben. Von ihm heißt es, daß er die Autoritäten des College zu dem eben erwähnten Schritt gebracht habe, ihre Stipendien allen zu öffnen, die kamen, was in der Folge von so großem Vorteil für Trinity gewesen ist. Er war natürlich besorgt um den Erfolg seiner wichtigen Maßregel, und darum war es ein besonderes Zeichen seiner guten Meinung, daß er Newman aufforderte, sich als Kandidat für die Wettbewerbs- Prüfung zu melden, die am nächsten Dreifaltigkeitsmontag über die Wahl eines Stipendiaten entscheiden sollte. Es war nichts Ungehöriges, wenn Herr Short das tat, weil die Tutors, wie er Newman sagte, bei der Wahl keine Stimme hatten. Wie schon gesagt wurde, trat Newman als Kandidat auf und wurde gewählt.

Er berichtet über die begleitenden Umstände bei diesem für ihn so glücklichen Ergebnis in einem Brief an seine Mutter vom 25. Mai:

»Am Mittwoch, den 29. April, um die Frühstückszeit, ließen Herr Wilson und Herr Short mich rufen und fragten mich, ob ich mich um das Stipendium bewerben wolle. Ich antwortete, ich hätte es für das nächste Jahr vor. Sie wünschten jedoch, daß ich mich schon in diesem Jahr bewerben sollte, weil sie mich gern bei der Stiftung gesehen hätten. Ich sagte, ich wollte es mir überlegen. Ich schrieb an diesem Tage nach Hause. Wie oft war meine Feder nahe daran, das Geheimnis zu verraten! Doch ich beschloß, Euch zu überraschen. Ich erzählte Euch in einem Brief, den ich mitten während der Prüfung schrieb, es seien fünf (Kandidaten) von uns dabei; habt Ihr vermutet, daß ich einer von den fünf war? Ein Mann aus Worcester war sehr nahe daran, es zu bekommen.

Sie ließen mich erst einige Verse machen; dann eine lateinische Übersetzung; dann einen Chor aus Euripides; dann einen englischen Aufsatz; dann etwas Plato; dann etwas Lukrez; dann etwas Xenophon; dann etwas Livius. Was ist peiniger als Ungewißheit? Zuletzt wurde ich dahin gerufen, wo sie abgestimmt hatten; der Vizekanzler (der Präsident) sagte etwas auf Lateinisch über mich; dann hielt er eine Rede. Die Wähler schüttelten mir dann die Hand, und ich legte sofort den Stipendiatenrock an.

Gleich als ich hinausging und noch nicht meinen Rock gewechselt hatte, begegnete mir einer der Kandidaten und wollte wissen, ob es entschieden sei. Was sollte ich sagen? ›Ja!‹ ›Und wer hat es bekommen?‹ ›O, ein Interner‹, sagte ich; und ich lief davon, so schnell ich konnte. Als ich mit meinem frisch- verdienten Rock zurückkam, begegnete ich der ganzen Gruppe; es ging jeder in seine Heimat zurück. Ich wußte nicht, was ich machen sollte; ich hielt die Augen gesenkt.

Auf die Weise bin ich Stipendiat für neun Jahre mit 60 Pfd. jährlich. Danach kann ich, wenn (unter den Fellows) keiner aus meiner Grafschaft ist, für fünf Jahre, wie es üblich ist, als Fellow gewählt werden, ohne Geistlicher zu werden.«

Am nächsten Tage fügt er hinzu: »Sicherlich empfand ich die Qualen der Ungewißheit so stark, daß ich einmal ums andere wünschte, ich hätte es nicht versucht. Die Idee der turpis repulsa plagte mich. Ich versuchte, soweit als möglich kaltes Blut zu bewahren, aber ich konnte nicht anders als zuversichtlich sein. Meine Gedanken kehrten beständig dahin zurück, so sehr ich mich um das Gegenteil bemühte. Sehr wenig Leute dachten, daß ich es bekommen würde, und meine Vernunft dachte dasselbe. Mein Alter war so ein Hemmnis (d. h., er konnte noch einmal als Bewerber auftreten, da er erst siebzehn war, andere konnten das nicht). Doch als ich die Stimme des Dekans hörte, der mich vor die Wähler rief, hatte ich selbst den Eindruck, daß ich keine Überraschung verspürte. Man sagt mir, ich sei bleich geworden.«

Es gibt noch etwas anderes, was in Verbindung mit dem 18. Mai 1818 zu erwähnen wäre, einem Tag, der dem Helden dieser Aufzeichnungen stets so teuer blieb, trotzdem die fragliche Sache keineswegs erfreulich war. Der Dreifaltigkeitsmontag war nicht nur der Tag für die Wahl der Fellows und Stipendiaten, sondern auch der Festtag des Jahres: und unter andern vestigia ruris, die damals noch übrig waren, bestand im ganzen College, mit wenigen Ausnahmen, der Brauch, ihn durch ein Trinkgelage zu begehen.

Da Newman seiner Natur nach keine Spur von jener Vorliebe für gesellige Tafelfreuden hatte, die bei jungen Leuten so natürlich ist, war es ihm nicht als Verdienst anzurechnen, daß jener Abscheu gegen das Trinken, den er in einem der ersten Briefe aus Oxford zeigte, sich seine ganze Studienzeit hindurch erhielt. Meistenteils ließ man ihn seinen Weg gehen, sobald man entdeckt hatte, welcher Art dieser Weg war; aber den Dreifaltigkeitsmontag gab es nur einmal im Jahr, und da wurde sein Weg, ob er wollte oder nicht, zum Protest gegen den, den die anderen gingen. Zudem wünschte er zwar sehr, seine Gefühle für sich zu behalten, und tat das auch im allgemeinen und, wie er später rückblickend meinte, nur zu sehr; doch hatte er sehr lebhaft Gefühle bezüglich dieses Punktes, wie der heftige Ton des folgenden Briefes, den er ein Jahr darauf an seinen Freund Mayers richtete, klar genug zeigt. Er steht in gar keinem Zusammenhang mit seinen Briefen, wie sie oben angeführt sind und wie er im allgemeinen schrieb; doch trotz seines ruhigen Wesens gab es in ihm allzeit ignes suppositi cineri doloso, die, wie sein späteres Leben zeigt, nicht immer soviel zu ihrer Rechtfertigung anführen konnten, als man ihnen im vorliegenden Fall zugestehen mag.

J. H. Newman an W. Mayers

Am Sonntag Trinitatis 1819

»Morgen ist unser Jahresfest. Wenn es eine Zeit im Jahre gibt, wo der Glanz unseres College verdunkelt wird und aller Anschein von Güte dahinschwindet, so ist es der Dreifaltigkeitsmontag. O, welche Klage müssen die Engel anstimmen über eine ganze Gesellschaft von Menschen, welche die Verpflichtung und den Dienst gegen ihren Schöpfer abwerfen, nachdem sie sich erst tags zuvor an seinem Tisch dazu verbunden haben, und sich als Belialssöhne zeigen. Es macht einen krank mit anzusehen, was ich den Abfall vieler nennen möchte. Dieses Jahr glaubte man, es werde keine Belustigung geben. Es bestand ein Streit zwischen uns: das College war in zwei Lager gespalten und die Aufforderung zu der üblichen Subskription für Wein wurde nicht auf die Beine gebracht. Unglücklicherweise kommt ein oder zwei Tage vor der Zeit eine Versöhnung zustande; die Weingesellschaft wird verabredet, und über diese erbärmliche Einigung, die mit einem Rausch besiegelt werden soll, wird in frivoler Weise mit Anspielungen auf einen Ausdruck aus dem Athanasianischen Credo gescherzt.

Man mußte den geheimen Eifer sehen, mit dem manche wünschten, daß es kein Jahresfest gäbe; wie sie Hoffnung faßten, als die Zeit fortschritt und nichts davon erwähnt wurde; aber sie sind alle hingegangen, aus Schwäche und Furcht, sich lächerlich zu machen. Die im letzten Jahr noch festblieben, gehen dieses Jahr. Ich fürchte sogar für mich, so eine große Verblendung scheint plötzlich über alle gekommen zu sein.

O, daß einige ihre Absicht vor der Zeit ändern möchten! Ich weiß nicht, was ich Zweckmäßiges in der Sache tun könnte. Ich habe zu sehr wenigen nähere Beziehungen. Das Fest hat dem College mehr geschadet als das ganze Jahr ausgleichen kann. Eine gewohnheitsmäßige Vernachlässigung der Ehrfurcht vor der Heiligen Kommunion ist eingerissen. Wie kann es uns gut gehen?»

Es muß hier bemerkt werden, daß Bowden zu dieser Zeit für die Ferien fern von Oxford war, da er vierzehn Tage früher heimgegangen war, um am Totenbett einer Schwester zugegen zu sein. Zur Sache! Das so unerwartet gewonnene Trinity-Stipendium war die einzige Auszeichnung, die Newman während seiner Nichtgraduierten-Zeit zufiel; und wie er hierbei Gelegenheit hatte, den Erfolg kennenzulernen, so mußte er auch erproben, wie ein Mißerfolg schmeckt, als das Studium seinem Ende zuging. Nachdem er sein erstes Universitätsexamen mit Auszeichnung bestanden hatte, setzte er sich daran, sich auf ein ehrenvolles Schlußexamen vorzubereiten; doch bei der Bewerbung um die höchsten Ehren erlitt er den ärgsten Zusammenbruch und das scheinbare Erlöschen seiner Aussichten auf eine Universitätslaufbahn.

Er war jung nach Oxford gekommen. Offenbar hatte er selbst es nicht erwarten können, ins College zu kommen; aber er erkannte den Nachteil in der Folge, als er anfang, an den Kursen teilzunehmen. Er schreibt an seinen Vater während des ersten Semesters – jenes Semesters, in dem er so erfolgreich bei Herrn Short vorankam: »Ich sehe jetzt, wie nachteilig es war, zu früh nach Oxford zu gehen, ohne den

großen Ertrag der Zeit, den zwei oder drei Jahre mehr mir verschafft hätten; denn es sind mehrere da, die mehr Griechisch und Latein können als ich, und das mag ich nicht.« Er war noch nicht zwanzig, als er in die Schlußprüfung ging, während das gewöhnliche Alter zweiundzwanzig war.

Seine Jugend war ihm auch noch in anderer Hinsicht von Nachteil. Es fehlten ihm nicht nur zwei oder drei Jahre an dem vollen Zeitraum, der für die Baccalaureusprüfung festgesetzt war, sondern er hatte auch nicht genügend Erfahrung, um sich selbst einen Plan für seine Lektüre aufzustellen, und nicht die geistige Reife, sie zu verdauen, die eine längere Zeit ihm verliehen hätte. Er las Bücher, machte umfangreiche Analysen und Auszüge, ließ sich auf Seitenfragen und Originalartikel ein, die ihm für die Prüfung nichts nützten. In den großen Ferien 1818 beschäftigte er sich mit Gibbon und Locke. Zu anderer Zeit schrieb er eine Kritik der Dramen des Aeschylus nach den Grundsätzen von Aristoteles' Poetik, obwohl Originalaufsätze damals bei den Schulprüfungen nicht vorkamen, und er verbrachte viele Wochen damit, Larchers »Noten über Herodot« zu lesen und zu übersetzen. Außerdem würden die Prüfenden – sie mögen noch so peinlich gewissenhaft und überlegt bei ihren Entscheidungen sein – den Kandidaten besser verstehen und seinen Gedankengängen mit feinerer Einfühlung folgen, wenn ihnen seine Einstellung und seine geistigen Gepflogenheiten vertraut wären, als wenn sie ihnen neu sind.

Es ist auch wahr, daß Newman, in Gemeinschaft mit seinem Freund Bowden, einige Monate lang Ende 1818 und Anfang 1819 der Versuchung erlegen war, sich mit Sachen abzugeben, die mit akademischen Zielen nichts zu tun hatten. Sie hatten eine Dichtung veröffentlicht, ihr gemeinsames Werk, und mit der Herausgabe einer kleinen Zeitschrift wie Addisons »Spectator« (Zuschauer) begonnen; aber diese Seitensprünge nahmen nur ihre Mußestunden in Anspruch, und auch das nur sehr kurze Zeit, und sie waren nichts weiter als eine Erholung wie etwa Bootfahren während des Sommersemesters. Die Aufzeichnungen, die Newman hinterlassen hat, würden dafür überreiche Beweise liefern, wenn es die Zeit lohnte, sie anzuführen.

Was die fraglichen literarischen Bemühungen angeht, so hieß die Zeitschrift »Der Nichtgraduierte« und begann und endete im Februar 1819. Sie hatte guten Absatz, aber zu seinem großen Verdruß kam Newmans Name heraus, und das war für sie der Todesstreich.

Sie überließen sie ihren Verlegern, die sie mit einem eigenen Herausgeber einige Wochen lang fortsetzten, dann schließ sie ein.

Seine und Bowdens Dichtung war ein Versroman mit der Bartholomäusmordnacht als Hintergrund. Das Thema war die Folge der unglücklichen Verbindung eines protestantischen Edelmanns mit einer katholischen Dame, das Ende der tragische Tod beider durch die Machenschaften eines grausamen, fanatischen Priesters, dessen wenig passender Name Clemens war. Bowden machte die historischen und malerischen Teile, Newman die theologischen. Es kamen keine Liebesszenen vor und konnten auch keine vorkommen; denn wie es sich zur Überraschung des Mönchs herausstellte, waren die Beteiligten

schon vor Beginn der Handlung Mann und Frau durch eine heimliche Heirat, die aber dem Vater der Dame bekannt war.

Die folgende Stelle aus Newmans Feder wird eine Vorstellung von der Theologie des Gedichts geben:

»Sie scheut zu sehen, in stillem Seelenschmerz,

Wie wild sein Sinn, wie eifervoll sein Herz:

War er es doch, der Wahrheit sie gelehrt

Von Jugend an und Laster abgewehrt.

Erinn'ung sagt ihr, daß er gütig war,

Eh' ihn die Kutte macht der Milde bar:

Verliehn hat ihm der heilige Beruf

Nun stolze Kälte, die Natur nicht schuf.

Noch ehrt sie ihn, wenn auch nach alter Art

Sie ihm die Seele nicht mehr offenbart.

Streng war er wohl, doch sagt, wem er bekannt,

Daß Buß' und Fasten schuf dies Stahlgewand;

Hart straft er den, der Gottes Vorschrift kränkt:

Sie glaubt, daß hohe Heiligkeit ihn lenkt;

Geheimnisvoll und wild erscheint er oft:

Durch himmlischen Verkehr ist's, wie sie hofft.«

Das war im Februar 1819. Im Sommersemester, während der Abwesenheit seines Freundes Bowden, nahm ihn der Dekan – Herr Kinsley, der Newman mit der vertraulichen Freundlichkeit eines älteren Bruders behandelte – in Professor Bucklands Vorlesungen über Geologie, zu jener Zeit eine neue und interessante Wissenschaft, die aber keineswegs von Belang für die Bewerber um die erste Note bei der Schlußprüfung war. Doch in den Großen Ferien 1819 begann er sich heftig für die Erlangung der höchsten Ehren bei seinem Schlußexamen ins Zeug zu legen. Er arbeitete sehr viel, nicht einmal ein zweites Gibbonstudium, das er sich damals gestattete, lenkte ihn von den Klassikern ab. Er schreibt an Bowden im Oktober 1819:

»Welche Bücher hätten wir zu dieser Zeit besser lesen sollen? Wir entschlossen uns zu Sophokles und Aeschylus. Wir werden anfangen zu lesen, ohne Widerstand und Hemmnis – weiter, weiter, wie der Zerstörer in dem geheimnisvollen Boot, bis wir auf dem Ozean des Schlußexamens anlangen.«

Er fügt hinzu:

»Du mußt entschuldigen, daß ich von Bücherangelegenheiten spreche: aber da ich die ganzen Ferien an einem Ort festgesessen habe, weiß ich über nichts anderes zu schreiben; und Herodot, Thukydides und Gibbon haben mich fast von früh bis abend beschäftigt. Eine zweite Lektüre dieses letzten Historikers hat ihn in meiner Wertschätzung noch steigen lassen. Bei all seinen Fehlern, seinem Mangel an Schlichtheit, seiner Affektiertheit, seiner Monotonie, gibt es wenige, die sich mit ihm vergleichen lassen, und manchmal, wenn ich über die glückliche Wahl seiner Ausdrücke, über seine kraftvoll gedrängten Ideen und das Leben und die Bedeutungsfülle jedes Wortes nachdenke, drängt es mich, voll Entrüstung auszurufen, es bleibe für Historiker künftiger Tage kein Stil mehr übrig. O wer ist würdig, der Nachfolger unseres Gibbon zu werden? Exoriare aliquis! und möge er ein besserer Mensch sein!«

Im selben Monat schreibt er an seine Mutter:

»Ich glaube, ich betrachte die Prüfungsehren mit lichterem Hoffnungen. Wir studieren elf bis zwölf Stunden am Tage und haben eine Stunde zum Spazierengehen und eine zum Mittagessen.«

Am Ende des Semesters, im Dezember 18, schreibt er an sie:

»Die Fellows waren sehr freundlich, sie sagten, wir sollten Pause machen, so lange wir wollten, und erboten sich, alles für uns zu tun, was sie nur könnten. Das ist ein wichtiges Jahr für mich; ich wünsche von Herzen, es wäre vorbei, obwohl ich höchstwahrscheinlich mit Bedauern darauf zurücksehen werde, wenn es vorbei sein wird.

Bald habe ich freien Ausblick vor mir. Ich genieße im voraus jenes beruhigende, stille, anspruchslose Vergnügen, das nur eine gleichmäßige, wandellose Zeit des Lebens geben kann. Ich sehe ihr mit großem Entzücken entgegen. Ich hoffe, sie wird den letzten Großen Ferien gleichen. Als ich zuerst ins College kam, konnte ich ohne Anstrengung lange Briefe schreiben und es beklagen, wenn der volle Bogen keinen Zusatz mehr gestattete; denn damals war alles neu und ich hatte noch keine Angst vor nahenden Prüfungen, die mich schreckten und verstummen ließen. Ich habe oft die Bemerkung gemacht, daß der Aufenthalt des Nichtgraduiereten (drei Jahre) ein Bild des ganzen Lebens sei – Jugend-, Mannes- und Greisenalter – wofür man kein Verständnis oder Gefühl haben könnte, wenn man es nicht wirklich erfahren hätte.«

In dieser Zeit scheint er sich einer geistigen oder moralischen Veränderung, die in ihm vorgegangen war, halb bewußt gewesen zu sein – im folgenden Jahr wurde sie ihm völlig klar, als er einen Rückblick auf seine Erfahrungen als Nichtgraduierter warf: »1819 und zu Beginn des Jahres 1820«, schrieb er 1821, »erhoffte ich große Dinge für mich. Da ich mich nicht der Kirche, sondern dem Recht widmen wollte, besuchte ich Vorlesungen eines Professors über Neuere Geschichte, denn ich hörte, daß die Namen dem Minister berichtet würden.« Diese Träume weltlichen Ehrgeizes, die seiner Geistesart von 1817 ganz fremd waren, wo er sich damit beschäftigte, zur Übung Predigten und Predigtlein zu schreiben, scheinen nun von ihm gewichen zu sein, um niemals wiederzukehren.

In den großen Ferien 1820, in die er jetzt eintrat, hatte er immer, wenn Bowden nicht bei ihm war, das Trinity College, seinen Garten und seine Bibliothek ganz für sich; und in seiner Einsamkeit, so angenehm er sie fand, wurde er immer ernster und ernster. Zuerst sagte er zu seiner Mutter: »Die Aussicht vor mir erscheint abwechselnd hell und dunkel, doch wenn ich die nervöse Angst abstreife, die meine Seele belastet, so darf ich wohl sagen, daß ich viel weiter und viel rascher und leichter vorwärtsgekommen bin, als ich erwartet hatte.« Das war im Juli; im August schreibt er an seinen Bruder Frank Francis:

August 1820

»Hier in Oxford fühle ich mich sehr behaglich. Die Ruhe und Stille rings um mich her wirkt dahin, jene Erregung zur Ruhe zu bringen und einzulullen, welche die nahe, in Aussicht stehende große Prüfung und ein Herz, das allzusehr um seinen Ruhm besorgt ist und einen Fehlschlag allzusehr fürchtet, beständig zu erwecken sucht. Ich studiere freilich sehr viel, doch Gott schenkt mir die Fähigkeit, Ihn mit fröhlichen Lippen zu preisen, wenn ich aufstehe und wenn ich mich niederlege und wenn ich nachts erwache. Für das ruhige Glück, das ich genieße, kann ich nicht solchen Dank fühlen, wie ich sollte. Wie werde ich in späterer Zeit, wenn ich am Leben bleibe, mit traurigem Lächeln auf diese Tage zurücksehen! Es ist mein tägliches Gebet, und ich hoffe, es kommt von Herzen, daß ich hier keinerlei Ehren erlangen möchte, wenn sie mir den geringsten Anlaß zur Sünde geben sollten. Je weiter die Zeit vorrückt und je mehr ich in meinen Büchern gearbeitet habe, um so größer ist die Versuchung.«

Unter demselben Datum schreibt er an eine seiner Schwestern:

»Ich suche so kaltblütig wie nur möglich zu bleiben, aber ich finde es sehr schwer. Indessen ist es meine Pflicht, nicht um den kommenden Tag zu sorgen«. Ich kann nicht lange an die Prüfung denken, ohne daß der Wunsch in mir aufsteigt, mich darin auszuzeichnen; und wenn ich mich diesem Wunsch sehr hingäbe, würde es mich zufrieden machen, falls ich keinen Erfolg hätte; und das ist Gelüsten, denn dann lassen wir uns nach etwas gelüsten, wenn wir etwas so ernstlich wünschen, daß wir unzufrieden wären, wenn wir es nicht erlangen könnten; ich will darum nicht um Erfolg bitten, sondern um das, was mir gut ist.«

Indessen war seine fleißige Beschäftigung mit seinen Büchern, die in den großen Ferien 1819 mit solcher Macht wieder eingesetzt hatte, jetzt fast zu einem völligen Untergehen darin geworden; er berichtet rückblickend darüber in einem Brief an einen irischen Freund, der im Jahre 1821 geschrieben ist:

»Während der großen Ferien 1819 (sagte er) arbeitete ich mit einem täglichen Quantum von etwa neun Stunden. Von da an bis zur Prüfung im November 1820 war es eine ziemlich kontinuierliche Arbeitsmasse. Ich blieb die Ferien über in Oxford, stand im Winter und Sommer um fünf oder sechs auf, nahm mir kaum Zeit für die Mahlzeiten und aß dann tatsächlich das Brot der Tränen.

Zwanzig von den vierundzwanzig Wochen unmittelbar vor der Prüfung paukte ich durchschnittlich mehr als zwölf Stunden täglich. Wenn ich einen Tag nur neun arbeitete, dann arbeitete ich am nächsten Tag fünfzehn.«

Das Ende dieser »mühseligen Tage« nahte nun heran, und er leitete es mit einem langen Brief an seinen Freund Mayers ein.

Darin sagte er u. a.:

»Ich bin hier glücklicher als ich, glaube ich, je war ... doch ich bin wahrhaftig in einer außergewöhnlichen Lage. Die sehr wenigen Grade, die von Leuten unseres College gewonnen worden sind, der völlige Mangel der Note 1 in den letzten zehn Jahren, die wiederholten Mißerfolge, die vorgekommen sind, und der verspätete Arbeitsgeist, der sich unter uns gezeigt hat, machen die, welche dies versuchen, zu Gegenständen der Verwunderung, der Neugierde, des Nachdenkens und der Besorgnis. Fünf von uns gingen in diesem Semester auf die erste Note aus; einer hat seine Prüfung verschoben, einer wird höchstwahrscheinlich gar keinen Grad erlangen; von einem erwartet man, daß er durchfällt; einer, bei dem mir der Erfolg am sichersten scheint, geht vielleicht vor der Prüfung in ein anderes College; einer bleibt. ›Wenn nicht‹, so sagt man mir, ›diese Prüfung Trinity endlich einen Erfolg beschert, kommen wir zu dem Schluß, daß es unnütz ist zu arbeiten.«

Auch die hohen Erwartungen, die man auf mich setzt; das Vertrauen, mit dem Leute, die nichts von mir wissen, meinem Namen zwei erste Noten in Aussicht stellen; die ungeheuerlichen Vorstellungen, die sie sich von der Vollkommenheit meines Fleißes machen, und andererseits das eigene Bewußtsein meiner Mängel – dies alles mag künftig ein Lächeln bei mir hervorrufen, wenn ich daran denke, daß ich mich davor gefürchtet habe, doch jetzt genügt es, um mir bange zu machen. Ich fürchte weit mehr von einem Fehlschlag, als ich von einem Erfolge hoffe.«

Nicht nur Fremde, die ihn nicht kannten, waren so sicher, daß es Newman glücken werde. Sein Freund Bowden, der so lange mit ihm gearbeitet hatte und, nachdem er selbst seine Prüfung bestanden hatte, vor ihm heimgegangen war, schrieb damals an Newman und prophezeite ihm alles Gute, in der Zuversicht, daß sein Examen glänzend verlaufen werde. Das war im November. »Ich erwarte, in Deiner Antwort zu hören, ob sie Dich aus irgendwelchen Büchern geprüft haben, die du nicht vorgehabt hast.« Und in einem zweiten Brief: »Zur Zeit, wo Du dies empfängst, hast Du sicherlich Deine Examensnöte hinter Dir und hast Dich und das College mit Ruhm bedeckt.«

Bowden gab nur den Erwartungen Ausdruck, die seine Freunde allgemein hegten, doch das Glück war gegen Newman; er überarbeitete sich, und als er plötzlich einen Tag früher die Aufforderung erhielt, als er erwartet hatte, verlor er den Kopf, es ging ihm ganz schlecht und nach vergeblichen Versuchen während mehrerer Tage mußte er zurücktreten, nachdem er sich nur den Baccalaureusgrad gesichert hatte. Als die Liste herauskam, stand sein Name auf der mathematischen Seite des Blattes überhaupt nicht und in der klassischen Philologie fand man ihn in der unteren Abteilung der zweiten

Ehrenklasse, die damals unter dem verächtlichen Titel »Unter dem Strich« ging, weil es damals noch keine dritte und vierte Klasse gab.

Obwohl er selbst sich nie recht davon überzeugen konnte, wie es gekommen war, daß er damals seiner langen und beharrlichen Anstrengung so wenig entsprach, muß man daran denken, daß ihn ein ähnlicher Anfall nach einer strengen Arbeitszeit sieben Jahre später fast am selben Tage (am 26. statt am 25. November) niederwarf, als er sein Amt als Universitätsexaminator in genau derselben Prüfung ausübte, in der er 1820 als Prüfling versagt hatte, und daß dieser Anfall mit größerer Heftigkeit auftrat, denn er mußte Oxford verlassen und sein Amt für einige Zeit aufgeben.

Während der langen Tage seiner vergeblichen Anstrengungen in der Prüfung litt Newman heftig, und dann besonders schmerzlich, unmittelbar in dem Augenblick, wo er diese Anstrengungen aufgeben mußte; doch er brauchte nicht lange, um seine Fassung wiederzugewinnen. Sein erster Brief nach Hause lautete folgendermaßen:

An seinen Vater

1. Dezember 1820

»Es ist vorbei, und ich habe kein Glück gehabt. Welchen Schmerz es mir bereitet, Dir und Mutter das mitteilen zu müssen, das kann ich nicht sagen. Was ich meinetwegen fühle, ist in der Tat gar nichts im Vergleich zu dem Gedanken, daß ich Euch enttäuscht habe. Ich wollte freudig das Hundertfache der Traurigkeit ertragen, die jetzt auf mir lastet, wenn ich damit Mutter und Dir den Ärger ersparen könnte. Ich will gar nicht versuchen zu beschreiben, was ich durchgemacht habe, aber es ist vorbei und ich fühle mich ganz wie von einer Last befreit. Die Examinatoren waren so freundlich wie nur möglich zu mir; aber meine Nerven ließen mich ganz im Stich, und ich brach zusammen. Ich habe alles getan, was ich konnte, um mein Ziel zu erreichen; ich habe keine Mühe gescheut, und mein Ruf in meinem College ist so fest begründet wie vorher, wenn auch nicht so glänzend. Wenn ein Mann auf dem Schlachtfeld nach sichtbaren Beweisen der Tapferkeit fällt, wird er als Held geehrt; sollte nicht derselbe Ruhm dem zukommen, der auf dem Kampffeld der Wissenschaft zu Fall kommt?«

Seine Eltern antworteten ihm, wie man sich denken konnte, sie seien mehr als zufriedengestellt durch seine Anstrengungen; er müsse geduldig und frohen Mutes die Zeit abwarten, die erforderlich wäre, bis er deren Früchte ernten könne. »Unsere einzige Sorge«, sagten sie, »ist die Heftigkeit Deiner Gefühle«. Zu der Zeit, als der Brief ankam, war er wieder zu sich selbst gekommen, und in seiner Antwort an seine Mutter wollte er nicht zugeben, daß seine Betrübnis so groß sei, wie sie annahm:

3. Dezember 1820

»Ich schäme mich, wenn ich daran denke, daß etwas, das ich sagte, Dich zu der Annahme verführt haben könnte, daß ich meinetwegen irgendwelchen Kummer hätte ... Ich bin vollkommen überzeugt davon, daß es wenige Leute im College gibt, die nicht mehr für mich empfinden als ich selbst ... Einer ging eben von mir weg und seine letzten Worte waren: »Nun, Newman, ich möchte lieber Ihre

Philosophie besitzen als die hohen Auszeichnungen, nach denen Sie gestrebt haben.« Das sage ich nicht aus Eitelkeit, sondern um die Wahrheit meiner Behauptungen zu beweisen ... Ich bin sicher, daß mich ein Erfolg nicht hätte glücklicher machen können, als ich es jetzt bin ... sehr viel habe ich durchgemacht, aber die Wolken sind hinweggezogen ... Da ich meinen Teil getan habe, habe ich gewonnen, was gut ist.«

Nur ein paar Worte sind noch notwendig, um die Skizze dieses Abschnittes in Newmans Leben zu vervollständigen.

Seines Vaters liebevoller Ehrgeiz hatte ihn für den Juristenstand bestimmt, und in dieser Absicht war er zur Universität geschickt und 1819 in Lincoln's Inn eingetreten; da aber sein Mißerfolg beim Examen seine Aussichten, es in einem schwierigen Beruf zu etwas zu bringen, zweifelhaft machte und da seine religiösen Anschauungen bestimmter wurden, beschloß er im Laufe des Jahres 1821 mit völliger Einwilligung seines Vaters, in den geistlichen Stand einzutreten. Da sein Stipendium in Trinity noch einige Jahre weiterlief, hatte er einen ausreichenden Vorwand, in Oxford zu bleiben, obwohl er Baccalaureus war, und Privatschüler anzunehmen, um sich eine Einnahmequelle zu verschaffen. Er wünschte auch seinem jüngeren Bruder nützlich zu sein, den er sehr gern an die Universität bringen wollte; und als das Jahr sich seinem Ende zuneigte, und gerade zu der Zeit, wo er anfang, Schüler anzunehmen, kam ihm die kühne Idee, sich um eine Fellowstelle in Oriel zu bewerben – zu jener Zeit das Ziel des Ehrgeizes für alle aufstrebenden Männer in Oxford und nur für die erreichbar, die die höchsten Ansprüche in der akademischen Laufbahn machen konnten. Das mag aus verschiedenen Gründen kühn genannt werden und mochte anderen sicher so erscheinen; doch tatsächlich hatte er seinen Mißerfolg im Examen niemals als Maßstab für seine geistige Leistungsfähigkeit angesehen, und je mehr das Gefühl der Erleichterung nachließ, das sich zunächst als Folge seiner Befreiung von der Examensarbeit und ihren Nöten eingestellt hatte, trat eine Reaktion bei ihm ein und er begann, daran zu denken, wie er seinen Verlust wettmachen könnte, und nach einer ehrenvollen und dauernden Stellung an seiner geliebten Universität zu streben, lehnte darum lockende Angebote von Erzieherstellen in adeligen Familien ab, die ihn von Oxford entfernt hätten, und wandte insgeheim den Vers von Gray auf sich selbst an: »Und still in grimmer Ruh harrt er der Abendbeute.«

Diese Veränderung in seinem Seelenzustand vollzog sich im Herbst 1821, und er hat seine Gefühle zu jener Zeit in folgendem Abschnitt aus »Verlust und Gewinn« beschrieben:

»Er dachte daran zurück, mit welcher Ehrfurcht und Begeisterung er zuerst zur Universität gekommen war, wie zu einem Heiligtum; und wie von Zeit zu Zeit die Hoffnung über ihn gekommen war, daß er eines Tages ein Anrecht darauf gewinnen könnte, sich auf Grund eines ihrer alten Stipendien da anzusiedeln. Eine Nacht besonders kam ihm in den Sinn: wie er mit einem seiner Freunde auf einen ihrer alten Türme hinaufgestiegen war, um die Sterne zu beobachten, und wie er, während sein Freund emsig mit den Zeigern beschäftigt war, als ein irdisch gesinnter junger Mensch hinuntergeschaut hatte auf die tiefen, gasbeleuchteten, dunkelbeschatteten Vierecke und sich gefragt hatte, ob er wohl je Fellow

in diesem oder jenem College sein würde, das er in der Masse der akademischen Gebäude unterscheiden konnte.«

Es ist kaum notwendig, hier zu sagen, daß sein Versuch in Oriel, so überraschend er für seine Freunde war und so hoffnungslos er ihm selbst bei ruhiger Beurteilung schien, Erfolg hatte. Als Nächstes folgt nun die kurze Darstellung der Umstände, unter denen er gemacht wurde.

II. KAPITEL

Sicherlich waren Newmans Freunde in Trinity sehr überrascht, als sie sahen, daß er eine Bewerbung um eine Fellowstelle in Oriel ins Auge gefaßt hatte; und vielen von ihnen machte es auch Sorge, denn sie waren sicher, daß es mit einem zweiten Mißerfolg enden würde. Sie hatten nicht den leisesten Hoffnungsschimmer, daß es ihm glücken könnte; sie hätten ihn für klug gehalten, wenn er, statt einem ignis fatuus zu folgen, eine der Erzieherstellen in einer Familie angenommen hätte, die ihm angeboten wurden. Was noch dazu beitrug, sie in ihrer Ansicht zu bestärken, war die schwerwiegende Tatsache, daß er fast das ganze laufende Jahr mit Erholung und Zeitvertreib nach seiner Art verloren hatte, statt die Zeit nach der Erlangung des Baccalaureusgrades zur Vorbereitung für eine schwierige Bewerbung zu verwenden. Womit er sich im Augenblick beschäftigt hatte, das ersehen wir beiläufig aus einer Reihe von Stellen aus seinen Tagebuch-Notizen, von denen einige jetzt in der Reihenfolge gegeben werden sollen, wie sie geschrieben wurden.

An seinen Vater schreibt er bei seiner Rückkehr nach Oxford im Februar 1821, nach seinem großen Mißerfolg im Examen:

»Ich kam vorgestern glücklich hier an und wurde allgemein willkommen geheißen. Dr. Lee und seine Frau sind sehr gütig gewesen. Ich beabsichtige, die Vorlesungen über Anatomie und Mineralogie zu besuchen.«

An denselben am 20. März

»Ich war mit Herrn Kinsey in Abingdon im Hause eines Herrn, der eine schöne Mineraliensammlung hat. Wir hatten von eins bis vier Uhr mit der Besichtigung zu tun. Einige sind sehr schön. Wenn ich heimkomme, werde ich der Mineralien wegen öfters das Britische Museum aufsuchen, wenn es geöffnet ist.«

Während dieses Semesters besuchte er den Kursus über Mineralogie, den Professor Buckland hielt, und verarbeitete ihn in einer sorgfältigen Analyse, die noch unter seinen Papieren zu finden ist. An seine Mutter im selben Monat:

»Danke Harriett für die Geschicklichkeit, mit der sie das überflüssige Wasser des Kupfer-Nitrosulphats verdampfen läßt. Die mineralogischen Vorlesungen schlossen gestern ...

Ich freue mich, Dir mitteilen zu können, daß Signor Giovanni Enrico Neandrini seine erste Komposition beendet hat. Die Melodie ist leicht und duftig und wird durch die Harmonie gut unterstützt.«

An dieselbe im Juni

»Ich bin dieses Semester sehr viel für mich gewesen. Bucklands Vorlesungen (über Geologie) hatte ich vor niederzuschreiben, wie ich es im letzten Semester tat, aber mancherlei hinderte mich daran – die Zeit, die es verschlingt, und die sprunghafte Art, in der er seine Belehrungen erteilt: denn, um die Wahrheit zu sagen, diese Wissenschaft steckt so in den Kinderschuhen, daß sich noch gar kein regelrechtes System gebildet hat. Daher bestehen die Vorlesungen mehr aus einer Aufzählung von Tatsachen, aus denen Wahrscheinlichkeiten abgeleitet werden, als aus einer festbegründeten und lichtvollen Theorie von sicheren Wahrscheinlichkeiten, die nur durch gelegentliche Beispiele erläutert werden. Es ist jedoch höchst unterhaltend und eröffnet der Einbildungskraft und der Poesie ein erstaunliches Feld.«

Diesen gelegentlichen Notizen über seine Beschäftigung in der Zeit nach dem Baccalaureus können andere angefügt werden, die vollständiger sind, weil sie rückblickend gemacht wurden. Er sagt an gewissen Stellen seiner Tagebuch-Aufzeichnungen, daß er jetzt mehr Muße für religiöse Übungen und das Studium der Heiligen Schriften habe als zu der Zeit, wo er ein paukender Sklave war; daß Mineralogie und Chemie und Komponieren seine Hauptbeschäftigungen seien, obwohl er von der Zeit an, da er daran dachte, sich in Oriol zu bewerben, beträchtliche Zeit auf lateinische Stilübungen, Logik und Naturwissenschaft verwendete; daß er als Nichtgraduierter zu sagen pflegte: »Wenn ich meinen Grad habe, will ich viele Dinge treiben – ein Musikstück für Instrumente komponieren, chemische Versuche machen, (drittens, worauf er großen Nachdruck legte) die persische Sprache aufnehmen.« Infolge dieses letzten Planes kaufte ihm seine Mutter ein arabisches und persisches Wörterbuch, das jetzt in der Bibliothek des Oratoriums ist, doch es kam nichts dabei heraus. Es geht nirgends aus seinen hinterlassenen Papieren hervor, wie er auf dieses Studium verfallen war. Wurde es ihm durch Henry Martyns Geschichte nahegelegt?

Diese Notizen dürften vielleicht um ihrer selbst willen beanspruchen, in diese Aufzeichnungen aufgenommen zu werden; aber hier haben sie nur den Zweck, die Überraschung und Unruhe zu beleuchten, mit der seine guten Freunde in Trinity, ja fast er selbst, in Widerspruch mit sich selbst, seinen Entschluß betrachteten, sich auf eine so vergebliche Hoffnung einzulassen wie eine Bewerbung um eine Fellowstelle in Oriol. Niemand hielt es für möglich, daß es ihm gelingen könne; und auf seine Anregung schrieb Kinsley an seinen Vater in der Absicht, ihm den Stand der Sache so gut wie möglich klar zu machen und ihn vor einer Enttäuschung zu schützen. Er, Kinsley, sagte ihm, bei der Bewerbung in Oriol »seien die Bemühungen der Besten zuschanden geworden; da er die vielen Gegner kenne, mit denen sein Sohn sich zu messen haben werde, Männer, die wegen ihrer Fähigkeiten und

ihrer Gelehrsamkeit berühmt seien, so gestatte er (der Schreiber) es sich nicht – so sehr er den Erfolg seines Freundes wünsche – sanguinisch zu sein bezüglich der Frage, ob er das Feld behaupten werde.«

Short war so wenig wie die übrigen geneigt, hoffnungsvoll auf Newmans Aussichten in Oriol zu sehen, doch er hatte eine großzügigere Auffassung der Sache und war nicht gegen seine Bewerbung. Er wußte genug von ihm, um zu erwarten, daß er sich und seinem College Ehre machen werde, und er brachte dies gegenüber Londoner Freunden Newmans stark zum Ausdruck, die in aufrichtiger Teilnahme für ihn und in Besorgnis um seine Zukunft Short fragten, was er zu der Sache zu sagen habe; er antwortete, Newman werde nicht ans Ziel kommen, aber er werde zeigen, was an ihm sei, und dadurch bis zu einem gewissen Grade seinen unerwarteten Mißerfolg im vergangenen Jahr wiedergutmachen; er wünschte, daß die Leute von Oriol Gelegenheit bekämen, ein Urteil über ihn zu fällen. In Wahrheit war es für Herrn Short, ganz natürlich und in allen Ehren, außer und neben seinem Wohlwollen für Newman eine Sache des persönlichen und des College-Interesses. Die Eröffnung der Stipendien von Trinity war Shorts Werk, und er hatte ihn tatsächlich zu der Bewerbung im Jahre 1818 ermuntert. Bei der Wahl waren gefährliche Gegner, die nicht zum College gehörten, seinetwegen zurückgestellt worden, und sein Versagen in der Prüfung war ein unliebsamer Zwischenfall am ersten Anfang einer großen Reform gewesen. Short hatte ihm gegenüber diese Gefühle gleich nach seinem Mißgeschick mit dem größten Zartgefühl zum Ausdruck gebracht. Als er Short im April 1821 fragte, ob er sich um einen der Kanzlerpreise bewerben solle, die jedes Jahr für die beste englische und lateinische Abhandlung ausgesetzt wurden, antwortete Herr Short bejahend und gab ihm dabei folgende Gründe dafür an, daß er es wünsche: »Ich zweifle nicht daran, daß Sie etwas zustandebringen werden, was entweder jetzt Erfolg haben oder Sie für ein anderes Jahr sicher zum Erfolg führen wird. Tatsächlich habe ich keinen größeren Wunsch für Sie, als daß Sie sich auf der Rednerbühne auszeichnen und der Welt beweisen möchten, was uns bereits wohl bekannt ist, daß die Reinheit unserer Wahlen ohne Makel ist. Denn sollte Ihr Mitbewerber in Worcester hohe Auszeichnungen im Examen erlangen, so wird es nicht an Spöttern fehlen, die sich auf Ihre und unsere Kosten lustig machen. Vielleicht sind Ihnen diese Gründe niemals eingefallen.« Short hatte an einer früheren Stelle des Briefes gesagt, er hätte es ihm selbst schon lange vorher nahegelegt, die Abhandlung zu versuchen, doch er war besorgt, ob Newmans Gesundheit es erlauben werde.

Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen setzte sich Oriol College in diesem selben Jahre und eben zu dieser Zeit und sogar noch unmittelbarer und vorsätzlicher einer Kritik bezüglich seiner Unparteilichkeit bei der Abhaltung seiner Wettbewerbsprüfungen aus, einer heftigeren und öffentlicheren, als es die war, die Short nur für Trinity fürchtete. Obwohl es damals das anerkannte Zentrum des geistigen Lebens von Oxford war, hatte sich Oriol niemals zu dem Grundsatz bekannt, bei seinen Wahlen einfach den Kandidaten zu nehmen, der die Prüfung am besten bestanden hatte; und obwohl seine Stipendiaten größtenteils Leute waren, die im Examen die höchsten Auszeichnungen erlangt hatten, so hatte es sich doch niemals den Examensmaßstab zu eigen gemacht. Religiöse, ethische, soziale Erwägungen ebenso wie intellektuelle Verdienste, die außerhalb des

Prüfungscurriculum lagen, das alles sprach bei seinen Entscheidungen mit; die Stimmen fielen auf die Männer, von denen jeder Wähler bei gewissenhafter Erwägung glaubte, daß sie dem Maßstab eines Fellow von Oriel am meisten entsprechen würden, wie die Statuten Adam de Bromes und König Eduards II. ihn festgesetzt hatten. Infolgedessen bestand immer eine Möglichkeit für die Wahl eines Kandidaten, die danach angetan war, seine Mitbewerber und das große Publikum als unerwartet und unberechenbar in Erstaunen zu versetzen. Solch eine, wie viele Leute meinten, abnorme Wahl hatte im Jahre 1821 stattgefunden, gerade drei Tage, bevor Newman den oben erwähnten Brief an Short schrieb. Ein Mann der zweiten Rangklasse war einem andern vorgezogen worden, dessen Name in der ersten Klasse stand; und obwohl der erfolgreiche Kandidat, wie zur Rechtfertigung seiner Wahl, ein paar Monate später den Kanzlerpreis für die lateinische Arbeit gewann, so fügte es sich doch, daß sein Nebenbuhler, den er geschlagen hatte, ihm bei der jährlichen Gedenkfeier im Disputationssaal von der entgegengesetzten Rednerbühne den Fehdehandschuh hinschleudern konnte, da er erfolgreich als Bewerber um den englischen Preis aufgetreten war. Diese Abhandlung bot, da sie englisch zu schreiben war, Gelegenheit, einen kraftvollen, glänzenden und populären Stil zu zeigen, was einer lateinischen Schrift versagt war; und das Urteil über die rivalisierenden Verdienste der beiden Männer wurde so einer öffentlichen Meinung zugeschoben, die außerhalb des College wie der Universität stand, und tatsächlich fiel dies Urteil in gewissen einflußreichen Kreisen zum Nachteil des erfolgreichen Kandidaten und seiner Wähler aus. Es gab da eine Zeitschrift, die damals wie jetzt einen großen Namen hatte und seit Jahren mit Oxford und speziell mit Dr. Copleston, dem Provost von Oriel, und seiner Gesellschaft in Fehde lag. Ein Redakteur, wer immer es sein mag und wenn man von der menschlichen Natur das Beste annimmt, »dormitat« bisweilen, so sehr er ein »bonus« sein mag; und ein Artikel gegen Oriel fand seinen Weg in die Juli-Nummer, der so ungewöhnlich war, um ein mildes Wort zu gebrauchen, daß – nach der Erinnerung des Schreibers dieser Zeilen – in der zweiten Ausgabe gewisse Sätze oder Ausdrücke daraus getilgt wurden.

Der Artikel handelt vom Studium der klassischen Philologie; und nachdem er von den englischen Universitäten im allgemeinen in dieser Verbindung gesprochen hat, lenkt er seine Aufmerksamkeit auf ihre offenen Fellowstellen und auf die Natur der Prüfung, die zur Entscheidung der Wahl zwischen ihren Kandidaten üblich ist, und auf das Verfahren und das Ergebnis der Wahl. Die Anspielung auf Oriel und auf die Wahl, die an den vorausgehenden Ostern stattgefunden hatte, war nicht mißzuverstehen. Das Folgende ist ein Teil von dem Vorstoß des Schreibers, denn anders kann man es nicht nennen.

(N. B. Es mag bemerkt werden, daß ich die wirklich üble Tatsache verschwiegen habe, daß der Verfasser der erfolglose Bewerber war. Doch Copleston hat es ausgeplaudert.)

»Laßt einen jungen Menschen nur auf das Privilegium des Denkens verzichten – für manchen kein schmerzliches Opfer – und sich mit Leib und Seele dem unsaubern Streben nach Erfolg hingeben, und der Weg, bei solchen Wählern zu gewinnen, ist kein furchtbares Problem mehr. ... nach einer geistlosen Prüfung im Examen – wenn's ein Mißerfolg ist, um so besser – kann er beginnen, in den

Versammlungszimmern die Zielscheibe des Spottes zu bilden, Tutorwitz in Umlauf zu setzen und gegen die »Edinburgh Review« langweilige Artikel loszulassen ... Frei von Ruhm, von Originalität und Humor mag sich unser Anfänger dann dem Kampfplatz nähern, sicher, daß die Richter sorgfältig darauf bedacht sein werden, »im Wettlauf nicht den Schnellen und in der Schlacht nicht den Starken siegen zu lassen«. Kühne Bekenntnisse der Unparteilichkeit werden zwar zur Schau gestellt, um das unvorsichtige Verdienst anzulocken; und die selbstsüchtige Mittelmäßigkeit findet ihre Befriedigung darin, das Talent zu quälen, mit dem sie nicht wagen würde, sich zu messen. Die Kandidaten werden eingeschlossen, um Aufsätze zu schreiben, einen Sorites zu lösen, das Latein für ein Erdbeben ausfindig zu machen und andere ebenso erbauliche Aufgaben zu leisten; und der Schluß dieser feierlichen Farce ist die Verkündigung einer Wahl, die lange vorher festgelegt war, nach den Kratzfüßen, dem Grinsen und den Kniebeugen der Bewerber. Wer kann bei einem System wie diesem überrascht sein, wenn Genie und Wissen so selten dauernd Wurzel fassen können? Oder daß die Reifezeit, die einer so entehrten Jugend folgt, mit ihren heftigsten Anstrengungen nicht mehr zustandebringt als gelehrtes Gefasel und marklose Aufgeblasenheit?«

Es ist kaum notwendig zu sagen, daß diese Tirade gegen Oxford und Oriel ebenso ungerecht wie ungezogen war; indessen diis aliter visum. So eine kühne Anklage scheint an einer hohen Stelle gerade als das angesehen worden zu sein, was man brauchte, um der Welt zu zeigen, welche Vergeltung es herabziehen würde und welch schreckliche Beispiele es geben würde, wenn ein Oxforder College es sich anmaßte, einen eigenen Maßstab anzulegen und ein eigenes Urteil zu fällen hinsichtlich der Eigenschaften, die bei denen erforderlich seien, welche freie Stipendiatenplätze ausfüllen sollten; und obwohl die Fellows von Oriel von zu unabhängiger und männlicher Geistesart waren und einen zu hohen Ruf und zu hochgespannte Ansprüche hatten, um sich einem selbsternannten und verärgerten Zensor zu unterwerfen, so mußte doch der Vorwurf, der gegen sie erhoben wurde, trotz ihrer sehr natürlichen Empörung über seine Sprache, da er mit einer gewichtigen Sanktion kam, notwendig dahin wirken, daß sie die Schritte bei der nächsten Wahl 1822 mit größerer Vorsicht unternahmen, mit größerer Abneigung, sich Gefahren auszusetzen, wenn es zu vermeiden war, und mit größerer Besorgnis, daß ihre Entscheidungen durch die Ereignisse gerechtfertigt werden möchten. Man kann also nicht sagen, daß dieser Stand der Dinge in Oriel zu Newmans Gunsten war, als er sich endlich entschloß, seine Fähigkeiten und Kenntnisse, wie sie waren, der Musterung durch Provost und Fellows zu unterwerfen. Denn sie konnten sich nicht zu seinen Gunsten aussprechen, ohne in gesteigerter Form ihr Vergehen vom vorhergehenden Jahr zu wiederholen: d. h. ohne die Bewerber der ersten Klasse zu übergehen und an ihrer Stelle einen zu wählen, dessen Platz in der Liste der Auszeichnungen, in der Schätzung des Publikums immer als das Zeichen eines Fehlschlags oder Mißgeschicks galt; als ein allen bekannter und verständlicher Hinweis, daß etwas Höheres erstrebt worden war und nicht erlangt werden konnte.

So stellt sich uns Newmans waghalsiges Unternehmen von außen betrachtet dar, und nun wollen wir seriatim skizzieren, wie es sich, nach seinen Tagebuchnotizen, ihm selbst darstellte.

Die Prüfung sollte in den ersten Tagen des nächsten April sein; es war nun Mitte November; er hatte mindestens vier gute Monate vor sich. Er schreibt am 15. November:

»Ich verbrachte diesen Abend mit dem Dekan – Herrn Kinsey –, dessen Vetter von Oriël da war. Er sagte, die Hauptsache in der Prüfung für Fellows sei das Lateinschreiben. Ich dachte, ich müßte mich bewerben; und in der Tat habe ich mich seitdem fast dazu entschlossen. Wie wirksam sind die schlimmen Neigungen der Eitelkeit, des Ehrgeizes usw. noch immer in mir! Nach meinem Mißerfolg im letzten November glaubte ich, sie würden niemals wieder ungebärdig werden. Ach! Kaum ist die Rede von meiner Bewerbung um eine Fellowstelle, da scheint auch schon jede Schranke hinweggefegt; und sie breiten sich aus und fließen über und schlagen über mir zusammen: ὥσπερ ζὺν ἴπποις ἠνιοστροφῶ δρόμου etc.

Er fährt fort (1. Dezember):

»Alle Gründe sprechen dafür, daß es mir nicht gelingen wird, und ich glaube zu sehen, daß es nicht gut für mich wäre, doch mein Herz kocht über von eitlen Vorstellungen eines Erfolgs. Es ist nicht wahrscheinlich, weil ich, meinen Fähigkeiten und Kenntnissen nach, der Sache nicht gewachsen bin; es scheint voraussehbar, daß es mir ein- oder zweimal mißlingen wird und daß ich am Ende irgendwo eine Fellowstelle bekommen werde.«

Zwei Monate später, am 5. Februar 1822, schreibt er:

»Heute besuchte ich den Provost von Oriël und bat ihn um Erlaubnis, bei der nächsten Wahl als Bewerber aufzutreten. Ich kann nicht umhin zu denken, daß ich einmal eine Fellowstelle dort erlangen werde: höchstwahrscheinlich im nächsten Jahr. Ich freue mich, daß ich mich jetzt an der Bewerbung beteiligen werde; ich werde bekanntwerden und werde sehen, welcher Art die Prüfung ist. Die Hauptsache scheint der lateinische Aufsatz zu sein, und Beschlagenheit in Metaphysik ist ein großer Vorteil; allgemeine Mathematik wird auch verlangt ... Am letzten 5. Januar (1821) schrieb ich an meine Tante: »Ich bete darum, daß ich nie den Tag sehen möchte, an dem Gott mir einen großen Namen oder etwas wie Reichtum gäbe.« Ach, wie bin ich verwandelt! Ich bete beständig darum, daß ich nach Oriël kommen und den Preis für meine Abhandlung erhalten möchte. O Herr! Verfüge über mich, wie es Deinen Ruhm am meisten fördern wird, doch verleihe mir Ergebung und Zufriedenheit.«

Im Februar 1821 wurde er mündig, und er schreibt an seine Mutter als Antwort auf ihre Glückwünsche: »Ich dachte an die Jahre, die vergangen sind, und an den Raum, der vor mir liegt, und vergoß förmlich Tränen in dem Gedanken, daß ich mich nicht mehr einen Knaben nennen darf; und nachdem er dann über seine Beschäftigung gesprochen hat, fährt er fort: »Was mir an Zeit bleibt, widme ich mit Freuden – und muß es freilich auch – meinem Versuch in Oriël, in dem Wunsch, mich auf das vorzubereiten, was (schließlich) keine Vorbereitung gestattet.«

Dann sagte er zur Bekräftigung dessen, was Kinsey in dem oben zitierten Brief gesagt hatte:

»Es war mir sehr unbehaglich, als ich aus etwas in Vaters und Deinem Brief entnehmen mußte, daß Ihr meint, ich hätte Aussicht, diesmal hineinzugelangen. Denkt das nicht, bitte. Ihr hört nur von den Schwierigkeiten und könnt sie nicht sehen. Die hier am Ort sind, denken, daß wenig oder gar keine Aussicht besteht; und freilich, wer sollte sich nicht über die Kühnheit des Menschen wundern, der selbst ein ›unter dem Strich‹ ist und sich vermißt, mit einigen der ersten Leute an der Universität in Wettbewerb zu treten, um einen Sitz an der Seite von Namen wie Keble und Hawkins?«

Er wünschte, seine Freunde daheim möchten seine Hoffnungen nicht teilen, damit sie nicht seine Enttäuschung teilen müßten. Die Aussichten waren sehr gegen ihn; seine Hoffnungen waren nichtsdestoweniger hochgespannt, doch wenn ein Geständnis diese Menschen irreführen mochte, die Oxford nicht kannten, konnte es denen nur lächerlich erscheinen, die es kannten. Seine Hoffnungen werden in einer Notiz vom nächsten Tage erwähnt:

»Ich habe Tyler heute besucht (den damaligen Dekan von Oriol). Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich bin wirklich sehr zuversichtlich bezüglich Oriol, und es scheint mir, daß ich große Aussicht auf Erfolg habe. Die Hoffnung verführt mich zu der Einbildung, meine Zuversicht habe selbst etwas vom Erfolg in sich, und es scheint mir, als erinnerte ich mich an etwas wie eine Glut dieser Art zu der Zeit, als ich mich in Trinity bewarb.«

Jedoch ehe noch viele Wochen verstrichen waren, mußte er seinem Vater gegenüber den Hoffnungen Ausdruck geben, die er so sorgfältig vor ihm verborgen hatte. Geängstigt durch den Ton, den der Brief seines Sohnes bei Gelegenheit seines Geburtstags anschlug, schrieb er, um ihn zu warnen. Wenn er in der verzagten Stimmung verharre, die seine Briefe nach Hause bezeugten, so werde er sicherlich seinen Fähigkeiten und Kenntnissen nicht entsprechen können und selbst die Ursache seines Mißerfolgs sein. Das nötigte ihn, am 15. März so zu antworten:

»Ich versichere Dir, daß die sehr wenig von mir wissen und sehr oberflächlich über mich urteilen, die meinen, daß ich mich im Vergleich zu anderen nicht zu schätzen weiß. Ich denke (da ich gezwungen werde, ruhmredig zu sprechen), daß wenige Menschen die Leichtigkeit der Auffassung gewonnen haben, zu der ich durch die Regelmäßigkeit und Beharrlichkeit meiner Arbeit gelangt bin und durch das mühevollen, geiststärkende und die Phantasie eindämmende Studium der Mathematik, die mein Hauptgegenstand war.«

Am 18. wiederholt er in einer Tagebuchnotiz:

»Ich fürchte, ich bereite mir eine große Enttäuschung vor; denn ich denke, daß ich große Aussicht auf Erfolg habe. Ich lege großes Gewicht auf die Aufmerksamkeit, die ich der Mathematik gewidmet habe wegen der allgemeinen Stärkung, die sie dem Geist verleiht. Außerdem habe ich seit meinen Versuchen in der Schule immer viel Zeit für Aufsätze verwendet. Wie zu der Zeit, als ich der Baccalaureusprüfung entgegenging, jeder Tag meine Hoffnungen schwächer werden ließ, so scheinen sie nun zu schwellen und zu reifen, je näher die Zeit kommt.«

Die Prüfung war nun direkt vor der Tür und er erfuhr eine gewisse Reaktion in seinen Gefühlen, als er hineinstieg. Bei ihrem Schluß schreibt er folgendermaßen:

»Ich bin mehrmals gestern und heute sehr getröstet worden durch ein Motto in der Halle von Oriol (auf einem Wappenschild in einem Fenster), *Pie repone te*. Ich gehe nun zu Bett und bin den ganzen Abend sehr ruhig gewesen. Ehe ich wieder in dies Buch sehe, wird es entschieden sein.«

Am nächsten Tag – am Freitag in der Osterwoche – schreibt er: »Ich bin heute morgen zum Fellow von Oriol gewählt worden.«

Einen Bericht über das, was an jenem für ihn denkwürdigen Tag vorging, bringt er in seiner »Apologia«; andere Vorfälle dabei sind in seinen Briefen an Mitglieder seiner Familie aufgezeichnet, und wiederum andere pflegte er in späterer Zeit seinen Freunden zu erzählen. Als die Prüfung bis zum dritten Tage gelangt war, hatten seine schriftlichen Arbeiten einen solchen Eindruck auf Dr. Copleston und andere Wähler gemacht, daß drei von ihnen – James, Tyler und Dornford – hinübergingen nach Trinity, um bei den Fellows Erkundigungen über sein Vorleben und seinen allgemeinen Charakter einzuholen. Das geschah natürlich im Vertrauen, und sein gütiger Tutor Short verletzte es auch keineswegs; zugleich war er selbst so erregt über diesen Besuch, daß er nicht umhinkonnte, nach Newman zu schicken, unter dem Vorwand, er wolle ihn fragen, was er zu tun bekommen und wie er es gemacht habe; und durch den ermutigenden Ton, in dem er seine Antworten auslegte, erwies er ihm eine große Wohltat.

Newman pflegte zu berichten, wie er, als nach ihm geschickt wurde, Short bei einem frühen Mittagessen in seinen Zimmern fand, da er im Begriff war, Oxford zu verlassen; und wie Short ihn am Tisch Platz nehmen und an seinen Lamm-Koteletts und gebackener Petersilie teilnehmen ließ – eine körperliche Erfrischung, die einigen Anteil an der Beruhigung hatte, die Shorts Worte ihm einflößten. Er schrieb an seine Mutter rückblickend drei Wochen später, »Short ermutigte mich so sehr und erweckte in mir die Einbildung, ich hätte so gut gearbeitet, daß ich am Mittwoch einen Teil meiner [viva voce] Stellen mit sehr großer Gewandtheit und sogar Genauigkeit übersetzte.«

Newman pflegte auch zu berichten, auf welche Weise ihm sein Erfolg angekündigt wurde. Der erste Diener des Provost – dem nach altem Brauch die Aufgabe zufiel, dem glücklichen Kandidaten die Neuigkeit zu überbringen – nahm seinen Weg zu Newmans Wohnung in Broad Street und fand ihn beim Violinspiel. Das verwirrte an sich schon den Boten, der eine solche Fertigkeit nicht mit einer Kandidatur für das Versammlungszimmer von Oriol vereinbaren konnte; doch seine Verblüffung wurde noch vermehrt, als er vorbrachte, was vermutlich die gewöhnliche Form seiner Rede bei solchen Gelegenheiten war: »er habe, so fürchte er, eine unangenehme Neuigkeit zu melden, nämlich daß Newman zum Fellow von Oriol gewählt sei und daß seine Gegenwart dort sogleich erforderlich sei«, und als der Angeredete, in der Meinung, solche Sprache schmecke nach zudringlicher Vertraulichkeit, nur sagte »Schön« und weiter fiedelte. Dies veranlaßte den Mann zu fragen, ob er sich nicht etwa in den Zimmern geirrt und nicht an die rechte Adresse gekommen sei, worauf Newman erwiderte, es sei

schon ganz richtig. Doch wie man sich denken kann – kaum war der Mann fort, so warf er sein Instrument hin und stürzte die Treppe hinunter und in aller Eile nach Oriel. Und er erinnerte sich noch nach fünfzig Jahren an die sprechenden Mienen und eifrigen Verbeugungen der Geschäftsleute und anderer, die er unterwegs traf, die die Neuigkeit gehört hatten und wohl begriffen, warum er in so ungewöhnlichem Schritt von St. Mary nach dem gegenüberliegenden Gäßchen hinübersteuerte.

Er wiederholt in seinem Brief an seine Mutter einen Umstand aus seiner nun folgenden ersten Unterredung mit dem Provost und den Fellows, den er in seiner »Apologia« nach einem Brief an Bowden zitiert hat. »Ich konnte die Glückwünsche Coplestons noch ertragen – doch als Keble vortrat, um meine Hand zu fassen, da schrak ich förmlich zusammen und hätte fast in das Vorzimmer zurückweichen mögen in meiner Beschämung über eine so große Ehre – indessen, ich werde bald daran gewöhnt sein.« Er setzt seine Geschichte dieses Tages folgendermaßen fort:

»... Die Nachricht verbreitete sich mit großer Geschwindigkeit nach Trinity. Ich war kaum eine Minute in Kinseys Zimmer, als Ogle wie ein Verrückter hereinstürzte. Dann ging ich weiter zum Präsidenten, und wieder stürzte Ogle herein. Ich höre, daß Tomlinson in Echalaz' Zimmer stürzte und fast die Tür einschlug, um die Nachricht mitzuteilen. Echalaz seinerseits lief die Treppe hinunter; Tompson hörte ein Geräusch und meinen Namen nennen und stürzte auch hinaus; und im Zimmer gegenüber fand er Echalaz, Ogle und Ward. Von allen Seiten eilten Leute nach Trinity zu ihren Bekannten dort, um ihnen zu dem Erfolg ihres College zu gratulieren. Man ließ die Glocken von drei Türmen läuten (ich hatte es zu bezahlen). Die Leute, die in Trinity aufblieben, um für ihre Graduierung zu arbeiten, beschuldigen mich, daß ich ihnen ihre Tagesarbeit verdorben habe.«

Es gibt einen Brief von ihm an seinen Bruder Charles, in dem er sagt: »Ich nahm von meinem Platz in der Kapelle Besitz und speiste mit einer großen Gesellschaft im Versammlungszimmer. Ich saß ganz nahe bei Keble, und wie man ihn mir geschildert hat, gleicht er mehr einem Nichtgraduierten als dem ersten Mann in Oxford; so vollkommen anspruchslos und natürlich ist seine Art!«

Und schließlich schreibt er in einem Brief an seinen Vater: »Ich bin vollkommen Mitglied des Versammlungszimmers, werde von ihnen »Newman« genannt und bin beschämt und merke, daß ich es bald lernen muß, sie »Keble«, »Hawkins«, »Tyler« zu nennen.«

So endete der ereignisreiche Tag.

Was Newman angeht, so empfand er diesen 12. April 1822 immer als den Wendepunkt seines Lebens und den denkwürdigsten aller Tage. Er erhob ihn aus Dunkelheit und Not zu Auskommen und Ruf. Er wünschte niemals etwas Besseres und Höheres, als mit den Worten der Grabschrift »als Fellow von Oriel zu leben und zu sterben«. Fortan lag sein Weg klar vor ihm; und er bewahrte sein ganzes Leben hindurch, wie seine vertrauten Freunde wissen, Jahr für Jahr die dankbare Erinnerung an diese große Barmherzigkeit der göttlichen Vorsehung. Auch nicht nur in weltlicher Hinsicht war es ein so einzigartiges Ereignis in seiner Geschichte; es eröffnete ihm eine theologische Laufbahn, indem es ihn zu dem hohen und reichen Niveau der Universitätskreise und ihrer geistigen Atmosphäre erhob und

ihn mit jenen mannigfachen, persönlichen und geistigen Einflüssen in Berührung brachte und mit der Belehrung jener mannigfachen Schulen kirchlichen Denkens, wodurch das religiöse Gefühl in seiner Seele, das seit der Zeit, da er die Schule verließ, sein Segen gewesen war, allmählich entwickelt und geformt und seinen gesetzmäßigen Folgen entgegengeführt wurde.

Diese Erzählung von seiner Bewerbung und ihrem Erfolg wird ihren passendsten Abschluß finden in dem Urteil über seine Prüfung, wie es eben der Mann abgab, dem die Prüfungen von Oriel mehr als irgendeinem andern ihre Form und Färbung verdankten und der gerade deswegen das Schwergewicht jener nördlichen Kritiken in ihrer stärksten und unverantwortlichsten Form, wie wir sie oben gezeigt haben, ertragen mußte. »Jener Mangel«, sagt Bischof Copleston im Hinblick auf die erforderlichen Eigenschaften eines Fellows in einem Brief an Dr. Hawkins vom 2. Mai 1843, »den ich bei den Prüfenden immer gesehen und beklagt habe und dem ich vergeblich abzuhelfen suchte, scheint nicht nur noch immer vorhanden zu sein, sondern nimmt sogar zu – die Quacksalberei des Examens. Jede Wahl zu einer Fellowstelle, die dahin wirkt, die enge und nahezu technische Routine der öffentlichen Prüfungen zu entmutigen, betrachte ich als einen bedeutsamen Triumph. Sie erinnern sich, daß Newman selbst ein Beispiel dafür war. Er war nicht gerade ein guter Philologe, doch an Geist und Kraft seines Stils, an Geschmack und Wissen war er einigen Mitbewerbern, die ihm in der Prüfung um einen Grad voraus waren, entschieden überlegen«.

Da Newman in den folgenden Jahren die wichtigen Ämter eines Tutors und öffentlichen Examinators innehatte, mag es hier angebracht sein zu bemerken, daß er, unmittelbar nachdem er Fellow von Oriel geworden war, daranging, seinem Mangel an kritischer Gelehrsamkeit abzuhelfen, und das mit sehr schönem Erfolg. Whately wies ihn bald nach seiner Wahl, neben andern Liebesdiensten, die er ihm erwies, darauf hin als auf etwas, was, wie er sagte, ein kleiner Vogel ihm erzählt habe.

III. KAPITEL

Die Verantwortung, der Universität dafür zu bürgen, daß Newman, trotz seines schlechten Erfolges im Examen akademische Auszeichnung verdiente, ging nun von Trinity auf Oriel über; und wenn auf seiner Seite Mut erforderlich war, vor seine Wähler in dem letztgenannten College zu treten, so erforderte es auch, wie gesagt, Mut von ihrer Seite, ihn aufzunehmen. So stark sie im Vertrauen auf die Unabhängigkeit und Reinheit ihrer Wahlen sein mochten und so breit ihr Rücken war, wenn die öffentliche Meinung gegen sie aufgerufen wurde, so hatten sie doch, als sie ihn wählten, eine wirkliche Last auf sich geladen und eine wirkliche Sorge im Hinblick auf seine Zukunft. Und wenn das Gefühl für solchen Edelmut ihm gegenüber ihm allzeit gegenwärtig geblieben wäre, so hätte er vor den harten Gedanken und Worten und ungeduldigen Handlungen bewahrt bleiben können, zu denen er sich in späterer Zeit auf Kosten einiger von ihnen hinreißen ließ. Wie richtig die Grundsätze sein mochten und wie heilig die Interessen, die er bei den betreffenden Gelegenheiten verteidigte – er hatte kein Recht, die Vergangenheit zu vergessen, keine Freiheit, zu einer späteren Zeit zu vergessen, daß, wenn er fähig

war, seine eigenen Ansichten im Gegensatz zu den ihren zu behaupten, sie es waren, die ihn in eine Stellung gebracht hatten, die ihm das erlaubte.

Was ihre Besorgnis bei seiner Wahl betrifft, wie er sich entwickeln würde, so gab es jedenfalls bei seiner ersten Einführung in das Versammlungszimmer ganz bestimmte Punkte an ihm, die ihn zu einer Art Schwierigkeit für die Leute machten, die ihn dahin brachten. An erster Stelle hatten sie mit seiner außergewöhnlichen Schüchternheit zu kämpfen. Es war eine Verlegenheit für sie, daß sie ihn mit ihren eifrigsten Bemühungen nicht zu einer Meinungsäußerung bringen oder in eine Unterhaltung ziehen konnten. Er zog sich in sich selbst zurück, während es seine Pflicht gewesen wäre, ihr Entgegenkommen zu erwidern. So umgänglich und gesprächig er unter seinesgleichen und nahen Verwandten war, so unmöglich machte ihm gerade seine Bewunderung für seine neuen Gefährten eine plötzliche Vertraulichkeit mit ihnen. Ein aufmerksam beobachtender Freund, der ihn noch viel später gelegentlich unter Fremden sah und den wahren Grund für sein Verhalten nicht kannte, sagte ihm, es sei ihm vorgekommen, als wäre er mit Mühe und Not der Gefahr entronnen zu stottern. Diese verdrießliche Eigenschaft wurde noch vermehrt durch ein lebhaftes Selbstbewußtsein, das ihm oft Tage heftigen Leidens bereitete, wenn er an die wirklichen oder vermeintlichen Verstöße dachte, die er an seinem Verhalten in Gesellschaft bemerkte. Und dazu kam dann noch obendrein seine wirkliche gedankliche Sonderstellung und geistliche Vereinsamung, die sich aus seinem kalvinistischen Bekenntnis ergab. Seine Wähler jedoch hatten nicht den Schlüssel zu der Zurückhaltung, die um ihn war, und stattdessen begannen Gerüchte ganz anderer Art auf sie einzustürmen, die ihre Verlegenheit noch vermehrten. Mit der halb boshafte Absicht, sie zu erschrecken, erzählte man ihnen, Newman habe jahrelang einem Klub für Instrumentalmusik angehört und selbst an seinen öffentlichen Aufführungen mitgewirkt, ein an sich freilich harmloser Zeitvertreib, der aber kaum im Einklang mit dem Geist eines intellektuellen Versammlungszimmers oder nach seinem Geschmack war oder einem angehenden Fellow von Oriel eine befriedigende Laufbahn verhieß.

Von schlimmen Vorahnungen solcher Art eingenommen griffen Tyler, James und andere führende Fellows des Tages zu einem Schritt, der sich in seinem Ergebnis ebenso erfolgreich für ihre eigene Erleichterung wie vorteilhaft für Newman erwies. Whately, nachmals protestantischer Erzbischof von Dublin, der kürzlich seine Fellowstelle wegen seiner Verheiratung aufgegeben hatte, hatte gerade zu dieser Zeit seinen Wohnsitz in einer Mietswohnung in Oxford, bis er von einer Pfründe in Suffolk Besitz ergreifen konnte, und sie beschlossen, ihren noch ungeformten Novizen seinen Händen zu übergeben. Wenn es einen Menschen gab, dem ein unerfahrener, schüchterner Mensch leicht näherkommen konnte, so war es Whately – ein Mann, der groß war im Reden und es gerne ertrug, wenn seine Umgebung schwieg, originell in seinen Ansichten, lebhaft, eindringlich, witzig in seiner Art, sie auszudrücken, zum Überströmen voll von Belehrungen über eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen – so unterhaltend, daß man erzählt, er, der Logiker, habe einmal die Aufmerksamkeit einer Damengesellschaft durch seine Unterhaltung oder richtiger seinen Vortrag zwei oder drei Stunden hintereinander gefesselt; frei und leicht in seinem Benehmen, allerdings derb und bestimmt in seinen

Meinungsäußerungen, aber besonders liebenswürdig gegenüber Nicht-Graduierten und jungen Herren, die, wenn sie etwas wert waren, nur zu beglückt waren, sich von einem solchen Mann durch Argumente kreuz und quer treiben zu lassen. Und er seinerseits bekannte, es mache ihm Spaß, junge Bären in der Hand zu haben, die er zurechtboxen könne, bis sie die rechte Gestalt bekämen, und die, so sagte er, wie Hunde aus König Karls Zucht mit einem Bein hochgehalten werden könnten, ohne zu schreien.

Newman brachte mit, was für Whately die erste aller Empfehlungen war: die Fähigkeit, gut zuzuhören, und seine besondere Leichtigkeit, auf Ideen einzugehen, sobald sie oder noch ehe sie ausgesprochen wurden. Es dauerte nicht lange, bis es Whately gelang, ihn zum Reden zu bringen, und er füllte das schmeichelhafte Urteil, er sei der klarste Kopf, den er kenne. Er nahm ihn mit auf Spaziergänge und -ritte und konnte die Leute von Oriel bald darüber beruhigen, daß sie mit ihrer Wahl keinen argen Mißgriff getan hatten. Newman seinerseits fühlte die wärmste Bewunderung für Whately, große Dankbarkeit und eine tiefe Zuneigung. Wenn sein Meister hier und da scharf, grob und entschieden war, so tat das einem so jungen Menschen nicht weh, wo es durch die Herzensgüte, die Vornehmheit und den Edelmut aufgewogen wurde, die jeder, der ihm nahekam, gar wohl als für ihn charakteristisch erkannte. Das Schlimmste, was man von Whately sagen konnte, war, daß er im Verkehr mit seinen Freunden eine helle Junisonne mit dem Zusatz eines März-Nordost sei.

Während dieser Monate war Whately voll von dem Thema der Logik – was für Newman, trotz des Aldrich, den er für seine Baccalaureusprüfung studiert hatte, etwas ganz Neues war. Er lieh ihm die Mss. seiner »Analytischen Dialoge«, die nie gedruckt wurden und jetzt sehr selten sind, und erlaubte ihm Abschriften davon zu machen, die noch unter seinen (Newmans) Papieren sind. Zuletzt ging er so weit, ihm vorzuschlagen, er solle diese Dialoge in die Form einer synthetischen Abhandlung bringen. Es war eine von Whatelys Eigentümlichkeiten, seine Bücher mit Hilfe fremder Gehirne abzufassen. Das tat der Originalität dessen, was er schrieb, durchaus keinen Abbruch. Andere regten seinen Geist nur bis zu der Aktivität an, die notwendig war, um ihn über die Plackerei der Abfassung hinwegzubringen. Er nannte seine Zuhörer seine Ambosse. Er setzte seine Ansichten auseinander, wenn er mit ihnen spazieren ging; er unterwies sie, ließ sie seine Ausführungen wiederholen und bisweilen sogar sie zu Papier bringen, in der Absicht, solche Skizzen zu benützen, wenn er an das Werk heranginge, das der Öffentlichkeit übergeben werden sollte. Er versuchte zeitweise, Richards zu so einem Amboß zu machen, ein andermal Woodgate; es gelang ihm sehr gut bei Hinds, dem späteren Bischof von Norwich; und etwa auf die Weise begann er seinen wohlbekanntem Logik-Traktat durch Newman zu schreiben – d. h. mit dem Vorsprung, den er gewann, indem er die kunstlosen Aufsätze eines novizenhaften Fellows von einundzwanzig Jahren durchsah und überarbeitete.

Diese Arbeit jedoch – nämlich seine »Elemente der Logik« – wurden tatsächlich erst vier Jahre später 1826 veröffentlicht; und in seiner Vorrede spricht er folgende gütigen Worte über Newmans minimalen Anteil an der Abfassung:

»Ich habe den Beistand anzuerkennen, der mir von mehreren Freunden zuteil wurde, die mir zu verschiedenen Zeiten Anmerkungen und Änderungen nahelegten. Doch ich kann nicht umhin, J. Newman, Fellow von Oriel, besonders zu erwähnen, der tatsächlich einen beträchtlichen Teil des Werkes, wie es jetzt vorliegt, nach einem Manuskript ausgearbeitet hat, das nicht zur Veröffentlichung bestimmt war, und der selbständige Verfasser verschiedener Seiten ist.«

Newman, hocherfreut über diese Bemerkung, reagierte darauf Whately gegenüber folgendermaßen:

14. November 1826

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie überrascht ich war, als ich fand, daß Sie es der Mühe wert gehalten haben, meinen Namen als eines Mitarbeiters bei der Ordnung der Materialien (des Werkes) zu erwähnen. Was immer ich damals geschrieben habe, das war, ich weiß es wohl, von geringem Wert usw. usw. ... Aber ich kann es nicht bedauern, daß Sie meinen Namen in einer gewissen Verbindung mit dem Ihren an die Öffentlichkeit gebracht haben. Es gibt wenige Dinge, die ich aufrichtiger wünsche, als daß man mich als einen Ihrer Freunde kenne, und wenn ich auch mit dem Ernst, mit dem ich meinen Gefühlen Ausdruck gebe, die Grenze des Schicklichen streifen mag, so müssen Sie mir doch erlauben, den Gefühlen freien Lauf zu lassen, die niemals einer besondern Erregung bedürfen, um sie hervorzulocken, und die sich nun nicht zurückhalten lassen. So viel ich Oriel an geistigem Fortschritt verdanke, so verdanke ich doch, glaube ich, keinem so viel wie Ihnen. Ich weiß, wer es war, der mir als erster nach meiner Wahl den Mut verlieh, um mich zu blicken, und mich lehrte, richtig zu denken und (ein seltsames Amt für einen Erzieher) mich auf mich selbst zu verlassen.«

Im Hinblick auf diese ersten Erfahrungen, die man in Oriel mit Newman machte, seiner Schüchternheit, seiner Unbeholfenheit und seiner liebevollen Hingabe an die Menschen, die so gütig zu ihm waren, im Gegensatz zu seinem Charakter, wie er sich Außenstehenden in den folgenden Jahren zeigte, fährt Bischof Copleston nach der oben zitierten Notiz fort: »Ach, wie wenig ahnten wir die verhängnisvollen Folgen!« und wendet dann die Aeschylusstelle auf ihn an:

ἔθρεψεν δὲ λέοντα σίνιν δόμοις ἀγάπακτον

... ..

ἄμερον, ἐγγιλόπαιδα, κ.τ.λ.

Agamemnon 717

Whatelys förmliche Verbindung mit Oriel hatte aufgehört, ehe Newman ihm vorgestellt wurde; und er kam nur gelegentlich zu Besuch an die Universität bis 1825, wo er bei Dr. Elmsleys Tod von Lord Grenville – dem Kanzler – zum Leiter von Alban Hall befördert wurde. Bei dieser Gelegenheit zeigte er seine gute Meinung von dem Gegenstand dieser Aufzeichnungen, indem er ihn sofort zu seinem Vize-Prinzipal machte, und obwohl zum Leidwesen beider Teile diese Verbindung zwischen ihnen nur ein Jahr dauerte – da Newman 1826 in die Tutorstelle in Oriel nachrückte, die R. W. Jelf frei ließ –, blieb Whately doch auf vertrautem Fuß mit ihm, bis er selbst 1831 auf den Erzbischofssitz von Dublin erhoben wurde.

Daß er bei dieser großen Beförderung kein solches Verlangen nach Newman's Mitarbeit in seinem neuen Wirkungskreis zeigte, wie jenes, das ihn veranlaßt hatte, seinen Beistand in Alban Hall zu erbitten, war keine Überraschung für Newman. Große Veränderungen hatten sich in der Zwischenzeit in Newman's Ansichten und in seiner Stellung in Oxford vollzogen, und mit Schmerz sah er vollkommen klar die allmähliche, aber stetige Abnahme der Vertrautheit und Sympathie zwischen ihm und Dr. Whately, welche die Reihe der Ereignisse dieser fünf Jahre begleitete. In einem Briefwechsel, der 1834 zwischen ihnen stattfand und der teilweise von den Beauftragten des Erzbischofs, vollständig von Dr. Newman in seiner »Apologia« veröffentlicht wurde, spiegelt sich der Verlauf dieser traurigen Entfremdung. 1836 schließlich zog sich Newman das tiefe Mißfallen des Erzbischofs zu, indem er gegen die Berufung Dr. Hampdens auf den Lehrstuhl der Theologie Partei ergriff; so sehr, daß Newman es bei Dr. Whately's Besuch in Oxford 1837 für nötig fand, die Vermittlung eines Freundes anzurufen, ehe er es wagte, bei ihm vorzusprechen; und zwanzig Jahre später, als Newman – nun katholischer Priester – in Dublin war, in den Jahren 1854–1858, und einen gleichen Schritt unternahm, wurde ihm von verschiedenen Seiten die Mitteilung zur Antwort, daß sein Besuch für den Erzbischof nicht annehmbar wäre.

Dr. Whately beehrte Newman fast zehn Jahre lang mit seiner Freundschaft. Während des Jahres, in dem sie in engster Vertraulichkeit in Alban Hall lebten, diente ihm Newman von ganzem Herzen als Faktotum – als Tutor, Kaplan, Schatzmeister und Dekan; und er fand an ihm immer einen edelmütigen, vertrauensvollen und nachsichtigen Vorgesetzten. Niemals gab es den leisesten Schatten eines Streits oder auch nur eines zufälligen Auseinandergeratens zwischen ihnen, obwohl sie bei ihren Spaziergängen oft fanden, daß sie in theologischen Fragen voneinander abwichen. Was die Theologie betrifft, so stand Newman vier Jahre lang, von 1822 bis 1826, unter Dr. Whately's Einfluß; dann lernte er, gleichzeitig mit seinem Scheiden von Alban Hall, Hurrell Froude kennen. Rückblickend fand er, daß er von Dr. Whately eine gewichtige Offenbarungswahrheit gelernt hatte, und das war die Idee der christlichen Kirche als einer göttlichen Einrichtung und als einer selbständigen, sichtbaren Körperschaft, unabhängig vom Staat und begabt mit eigenen Rechten, Vorrechten und Machtvollkommenheiten.

Es gab noch eine zweite Persönlichkeit in hoher Stellung, die, als Newman Fellow von Oriel wurde, an seiner Befreiung von der Scheu und Zurückhaltung teilhatte, die zuerst seine Wähler in Bestürzung versetzte. Das war Dr. Charles Lloyd, Kanonikus von Christ Church und königlicher Professor der Theologie. Dieser ausgezeichnete Mann, der Peels Tutor gewesen und mit ihm innig befreundet war, bildete, als Intellekt und Akademiker betrachtet, den diametralen Gegensatz zu Dr. Whately, und es war ein seltsamer Zufall, der Newman die unmittelbare Beachtung von Theologen so entgegengesetzter Schule verschaffte. Zu jener Zeit bestand eine sehr natürliche Rivalität zwischen Christ Church und Oriel; Lloyd und Whately waren die jeweiligen Vertreter der beiden Körperschaften und ihres Gegensatzes. Scharfe Worte wurden zwischen ihnen gewechselt; sie sprachen verächtlich voneinander, und Geschichten über sie und das Verhältnis, in dem sie zueinander standen, zirkulierten in den

Versammlungszimmern. Lloyd war ein Gelehrter und Whately war es nicht. Whately hatte vor allem den Ruf, ein origineller Denker zu sein, worauf Lloyd durchaus keinen Anspruch machte. Lloyd war einer aus der Schule der »Hohen und Trocken«n, wenn auch mit weit großzügigeren Anschauungen, als sie damals allgemein üblich waren, während Whately auf die Hochkirche wie auf die Niedere Kirche herabsah und die beiden Parteien Sadduzäer, bezw. Pharisäer nannte. Lloyd bekannte sich zum Standpunkt der Theologie und legte großes Gewicht auf einen doktrinären Maßstab, auf eine autoritative und traditionelle Lehre und auf die Kirchengeschichte; Whately nannte die Väter »gewisse alte Theologen« und die Orthodoxie, nach einem Witz von Swift oder irgendeinem andern, »die eigene Meinung« und die Heterodoxie »eines andern Meinung«. Lloyd gab viel auf Bücher und Studium, und als Prediger in Lincolns Inn glaubte er, er sei für seine Juristen der offizielle Ausleger der christlichen Religion und des protestantischen Glaubens, gerade so wie Seiner Majestät Gerichtshöfe die Pflicht hätten, für ihn unumstößlich das Gesetz des Landes festzulegen; dagegen bereitete es Whately die größte Befriedigung, einen Laien zu finden, der sich selbst ein Credo zurechtgemacht hatte; er gestand, daß er prima facie für einen Häretiker eingenommen sei, denn seine Häresie zeige wenigstens, daß er seinen Geist an ihrem Gegenstand geübt habe. Es ist offenbar, welcher von beiden seiner Geisteshaltung nach der katholischere war. In der Tat bediente sich Newman zu einem späteren Zeitpunkt, als man ihn der Katholizität zieh, der Unterscheidungen, die Dr. Lloyd in einem Rundschau-Artikel in einer Kontroverse mit Rom vorgebracht hatte; und andere, die unter seinen Einfluß gerieten (ich glaube Oakeley), haben bezeugt, daß dieser Einfluß in ihrem Fall in katholischer Richtung wirkte. Aber diese Männer besuchten seine Vorlesungen einige Jahre später als Newman, der ihm in anderer Art verpflichtet war.

Diese Vorlesungen waren ein Versuch, den Dr. Lloyd machte, als er königlicher Professor wurde, in der Absicht, die theologischen Studien an der Universität zu fördern. Eine jährliche Vorlesungsreihe war schon immer üblich, da ihr Besuch zur *conditio sine qua non* für die Ordination gemacht war; aber Dr. Lloyds neue Vorlesungen waren privat und vertraulich. Er begann sie 1823, in dem Jahr nach Newmans Wahl in Oriel und demselben, in dem Pusey gewählt wurde. Seine Anfangsklasse bestand aus 8 Leuten: vier Fellows von Oriel – Jelf, Ottley, Pusey und Newman – und vier von Christ Church. Andere kamen bald hinzu, vor allem Richard Greswell aus Worcester, dessen Vertrautheit mit theologischen Problemen für einen so jungen Menschen ganz wunderbar war. Die Themen der Vorlesungen bezeugten die charakteristischen Neigungen und Gefühle des Vortragenden. Er hatte eine größere Vorliebe für kritische Exegese, historische Untersuchungen und Streitfragen als für Dogmatik oder Philosophie. Er beschäftigte sich mit den Gründen für den christlichen Glauben lieber als mit dem Glauben selbst; und in seiner Schätzung der Gründe legte er wenig Gewicht auf die innere Evidenz, die für die offenbarte Religion spricht, im Vergleich zu den äußeren Beweisen dafür.

In der Zeit, als Newman seine Vorlesungen besuchte, in den Jahren 1823 und 1824 – dann verließ er sie, da er die Weihen und ein Pfarramt erhielt – ging die Klasse Sumners »Aufzeichnungen über die Schöpfung« durch, Graves' »On the Pentateuch«; Carpzows »On the Septuagint«; Prideaux's

»Connection« (Zusammenhang) und andere grundlegende Werke, wobei er die Bücher gründlich durchnahm; denn Dr. Lloyd machte die Vorlesung katechetisch und tat selbst sehr wenig dabei, abgesehen davon, daß er Fragen stellte und direkte, vollständige und sorgfältig genaue Antworten verlangte. Es ist schwer zu sehen, wie bei einem Unterricht dieser Art rein religiöse Fragen aufkommen konnten; aber Dr. Lloyd, der ein persönliches Interesse an allen hatte, die ihm in den Weg kamen, und der immer offene Augen für alles um ihn herum hatte, fand es sicherlich bald heraus, daß Newman das hatte, was man »evangelische« Anschauungen über das Dogma nannte und was damals in Oxford allgemein in Verruf war; und infolgedessen zeigte er ihm eine Aufmerksamkeit, die einerseits Ärger und Ungeduld verriet, andererseits eine persönliche Vorliebe für ihn und eine gute Meinung von seinen Fähigkeiten. Er war frei und leicht in seinem Auftreten und ein verblüffender Redner, von einer derben, lebhaften, gutmütigen Art und von einem täuschend zur Schau getragenen Pathos, das sich in plötzlichen Lachausbrüchen Luft machte, und mit einer Neigung zu dem, was man jetzt Uzen nennt, auf Kosten seiner Hörer; und wenn er so in seinem Zimmer auf und ab ging, hoch von Gestalt trotz seiner Jahre, ihnen seine Fragen vorlegte und ihre Antworten einsammelte und im Gehen seine Prise nahm, pflegte er bisweilen vor Newman stehen zu bleiben, wenn die Reihe zu sprechen an diesem war, die Augen auf ihn zu heften, als wolle er ihn durch und durch sehen, mit einem satirischen Ausdruck im Gesicht, und sich dann zu stellen, als wolle er ihm eine Ohrfeige oder einen Tritt gegen das Schienbein versetzen, ehe er wieder anfing, auf und ab zu marschieren. Es war nichts Verletzendes oder Unliebenswürdiges in alledem, und die Anhänglichkeit, die Newman für ihn fühlte, wurde von seinen Schülern allgemein geteilt; aber er war nicht der Mann dazu, einen geistigen Einfluß auf Newman auszuüben oder seinem Geist einen Stempel aufzuprägen, wie es Whately getan hatte. Schließlich hatte Lloyd Zweifel bezüglich Newmans weiterer Entwicklung, und Newman fühlte sich beengt und unbehaglich in Lloyds Gegenwart; aber dieser Mangel an Übereinstimmung zwischen ihnen schloß wechselseitige freundliche Gefühle nicht aus. Lloyd pflegte ihn während der Ferien nach seiner Pfründe in Ewelme hinüber zu bitten, und Newman bewahrte bis in sein Alter eine liebevolle und dankbare Erinnerung an Lloyd. Viele von seinen Schülern stiegen zu hervorragenden Stellungen auf, einige durch seine hilfreiche Hand. Jelf wurde bald Lehrer des Prinzen Georg, des künftigen Königs von Hannover; Churton, der frühzeitig starb, wurde Kaplan bei Howley, dem Bischof von London, dem späteren Primas; Pusey empfahl er dem Minister für die hebräische Professur, nachdem er ihn zuerst nach Deutschland geschickt hatte, um diese Sprache dort an den Universitäten zu studieren. Was Newman angeht, so erwies ihm Lloyd, als er noch kein halbes Jahr in seinem Hörsaal war, die Ehre, ihm den Vorschlag zu machen, er solle, so jung er war, ein theologisches Werk für Studenten in Angriff nehmen; es sollte mannigfaltige Belehrungen der Art enthalten, wie sie meistens nur in Latein und in Foliobänden zu finden sind, zum Beispiel eine Geschichte der Septuaginta, einen Bericht über den Talmud etc.; doch es wurde nichts aus dem Plan.

Den Besuch von Dr. Lloyds Vorlesungen brach er schließlich 1824 ab, weil er die Pfarrverweserstelle von St. Clemens erhielt, einer Pfarrei, die über der Magdalenenbrücke lag und wo eine neue Kirche

nötig war und ein jüngerer Mann als der Pfarrer, um Mittel für ihren Bau zu sammeln. Seit dieser Zeit sah er sehr wenig von Dr. Lloyd, der 1827 auf den Bischofssitz von Oxford erhoben wurde und 1829 frühzeitig starb. Im ersten der genannten Jahre erfuhr der Bischof von seiner Absicht, sich dem Studium der Väter zuzuwidmen, und sprach in warmen Worten seine Billigung aus.

Newman behielt die Pfarrei von St. Clemens zwei Jahre lang bis zu der Zeit, wo er einer der amtlichen Tutors seines College wurde. Er verwaltete sie lange genug, um die 5000 oder 6000 Pfd. sammeln zu können, die für die neue Kirche nötig waren. Sie wurde geweiht, nachdem er seine Pfarrei verlassen hatte, wahrscheinlich in den großen Ferien, als er fern von Oxford war; aber es fügte sich durch einen merkwürdigen Zufall so, daß er weder während ihres Baus noch nach Abschluß des Baues je darin war. Er hatte keinerlei Anteil an der Bestimmung ihres architektonischen Charakters, die in den Händen eines Ausschusses lag. Die alte Kirche, die an der Gabelung der beiden Londoner Straßen stand, wo sie an der Magdalenenbrücke münden, wurde bald danach abgebrochen; und so war es Newmans Los, die Kirche St. Benet Fink zu überleben, wo er getauft wurde, das Schulhaus und die Spielplätze in Ealing, wo er seine Knabenzeit verbrachte, und die Kirche, in der er zuerst sein Amt ausübte. In Sankt Clemens tat er viel schweren Pfarrdienst, wobei er in der Armenschule, die er ins Leben rief, den wertvollen Beistand der Töchter des Pfarrers hatte, John Gutch, Registrator der Universität, damals ein Achtziger.

Während dieser Jahre seiner Pfarrtätigkeit vollzog sich in Newman eine große Veränderung seiner religiösen Überzeugungen, eine Veränderung, die durch sehr verschiedenartige Einflüsse zuwege gebracht wurde. Dazu gehörte natürlich die Atmosphäre des Versammlungszimmers von Oriel, da seine Mitglieder zusammen mit seinem ausgezeichneten Haupt ebenso bemerkenswert durch die Art ihrer Theologie und ihr Zusammenhalten darin waren, wie durch ihren literarischen Rang. Diese Einmütigkeit war um so auffallender, als sie, in einem Wettbewerb gewählt, von verschiedenen Erziehungsstätten kamen, öffentlichen und privaten, aus verschiedenen Landesteilen und aus allen möglichen Oxforder Colleges, und so in ihrem Vorleben nichts gemein hatten außer den Umständen, die darin beschlossen lagen, daß sie alle Oxforder Studenten und von den Examinatoren von Oriel gewählt waren. Als Ganzes betrachtet können wir sagen, daß sie wahrhaft gewissenhafte Menschen waren, stets ihre religiöse Verantwortung vor Augen hatten, hart oder wenigstens angespannt arbeiteten, großzügig in den Werken der Barmherzigkeit, tadellos in ihrer Lebensführung, stolzer auf ihr College als auf sich selbst, und wenn sie so etwas wie einen gewohnheitsmäßigen Hochmut anderen Körperschaften gegenüber verrieten, so war das zu jener Zeit entschuldbar, in Anbetracht der außergewöhnlich strengen Disziplin, die damals in Oriel herrschte, und des Erfolgs, den Oriel in den Prüfungen davontrug. In religiösen Fragen gehörten sie weder zur Hochkirche noch zur Niederkirche, sondern hatten eine neue Schule gebildet, oder, wie ihre Feinde zu sagen pflegten, eine neue Clique, die durch ihren Geist der Mäßigung und Weite ausgezeichnet war und deren Hauptzierden Copleston, Davison, Whately, Hawkins und Arnold waren. Feinde hatten sie freilich. Darunter waren zunächst die alten Herrn, die nicht Geistliche waren, die »Hohen und Trocken« – die damals im Besitz der

hohen Stellen in Oxford waren –, die argwöhnisch waren, wohin sich diese Männer wenden würden und sie »unsicher« nannten, und denen man vorwarf, daß sie Copleston von einem Bischofssitz fernhielten – eine Klasse von Leuten, die man nicht mit so ausgezeichneten Menschen durcheinander bringen darf wie den Watsons, Sykes, Crawleys aus den alten Londoner kirchlichen Vereinigungen und ihrer Umgebung, wenn sie auch mit ihnen an einem Strick zogen; sodann und hauptsächlich die ansässigen Mitglieder der kleineren und weniger ausgezeichneten Colleges, die Vertreter der Landespartei, wie man sie auffassen kann, die sie als eckige, anmaßende, pedantische, grillenhafte Menschen betrachteten und die ihnen zugleich ihren Ruf neideten und an der Strenge ihres Lebens Anstoß nahmen. Ihre Freunde andererseits, soweit sie Freunde im wahren Sinne hatten, gehörten zur »evangelischen« Partei, die an keine Freundlichkeit von Seiten ihrer Brüder gewöhnt war und mit Überraschung das Entgegenkommen begrüßte, das Copleston mit seinen Schriften und seinen Handlungen ihnen gegenüber zu zeigen schien, und dankbar war für jene Freiheit des Geistes, die in so auffallendem Gegensatz zu der herrschenden Hochkirche stand, und die in Keble ferner – trotzdem er an der Wiedergeburt durch die Taufe festhielt – nach ihrem eigenen Sprachgebrauch einen Geistesmann erkannte. Was ein großer Teil der »evangelischen« Partei damals fühlte, das fühlte auch Newman als einer von ihnen; und so zog ihn sein Herz zu seinen Gefährten in Oriel, je vertrauter er mit ihnen wurde.

Von dem Versammlungszimmer von Oriel war als von einem Ganzen die Rede; aber der Einfluß, der von daher auf Newman ausgeübt wurde, ging hauptsächlich von zweien seiner Mitglieder aus, Hawkins und Pusey, von denen Pusey nicht zu dem gehörte, was man mit einem technischen Ausdruck die Schule von Oriel nennen mag. Obwohl er genau ein halbes Jahr älter war als Newman, stand er im Rangalter an der Universität wie im College hinter ihm zurück, da er das Jahr nach Newman in Oriel gewählt wurde. Er war ein Schüler Lloyds, nicht Whatelys, und vielleicht kann man sagen, nicht einmal Lloyds. Als Sohn eines Mannes, der wegen seines religiösen Ernstes und seiner Mildtätigkeit berühmt war, verließ er Eton und Christ Church, um nach Oriel zu gehen, nicht nur als ein sorgfältiger Gelehrter und vielversprechender Forscher, sondern ausgestattet mit einem tiefen Ernst und einem großherzigen Eifer und offenen Händen im Dienst Gottes und des Nächsten, die er von seinem Vaterhaus mitbekommen hatte. Newman sah ihn zuerst, wie er, als ein Fremder, an der Ehrentafel von Oriel speiste, als er ein Gast seines Etoner Freundes Jelf und, wie man berichtete, künftiger Bewerber um eine Fellowstelle war. Newman pflegte im späteren Leben von dieser ersten Bekanntschaft mit einem Menschen zu sprechen, mit dem er in der Folge so nahe verbunden war und »dessen segensbringender langer Freundschaft und dessen Beispiel«, wie er in der Widmung seines ersten Bandes Predigten sagt, er so viel verdankte. Sein heller Lockenkopf war feucht von dem kalten Wasser, das er zur Linderung seiner Kopfschmerzen anwenden mußte; er ging schnell, hatte eine jugendliche Art sich zu bewegen und stand ziemlich gebückt, schaute unter seinen Augenbrauen hervor von unten nach oben, die Schultern gerundet und seinen Baccalaureustalar am Ellbogen nicht zugeknöpft, sondern lose über das Handgelenk herabhängend. Sein Gesichtsausdruck war sehr sanft und er sprach

wenig. Dieses chronische Kopfweh brachte ihn fast um seine Wahl im nächsten Jahr. Nachdem er die schriftliche Prüfung begonnen hatte, fand er sich durch den Zustand seines Kopfes völlig außerstande, sie zu beenden. Er zerriß kurz entschlossen die Arbeit, mit der er beschäftigt war, und zog sich vom Kampfplatz zurück. Doch diese Preisgabe seiner Erwartungen gefiel seinen Freunden nicht und sie wollten es nicht zugeben; sie zwangen ihn zur Rückkehr und einer der Fellows, der ihm damals noch fremd war, Dr. Jenkyns, später Kanonikus von Durham, sammelte die Bruchstücke seines Aufsatzes, wie sie zerstreut auf dem Boden herumlagen, und es glückte ihm so gut, sie richtig zusammensetzen, daß sie von seinen Examinatoren als ein Teil seiner Prüfungsleistungen benützt wurden. Seine Kopfschmerzen hielten über die Jahre hinaus, die er in Oriol war, an, doch er war immer voll belastet mit Arbeit. Als Newman die Pfarrei von St. Clemens angeboten wurde, geschah es auf Puseys Anregung, und Pusey hätte an ihren Pflichten teilhaben sollen, als Dr. Lloyd ihn fortschickte nach Deutschland.

Es ist interessant, den Fortgang von Newmans Bemerkungen über Pusey in seinem Tagebuch zu verfolgen, wie sie in einem höchst gönnerhaften Ton beginnen und allmählich in den Ausdruck schlichter Bewunderung für seinen neuen Freund übergehen. Am 4. April 1823 schreibt er, als er von der Fellow-Wahl spricht: »Zwei Leuten ist es heute morgen geglückt (E. B. Pusey und W. R. Churton), die, so vertraue ich, für die Religion oder wenigstens für Moral und Denken günstig gestimmt sind, keine weltlichen, gedankenlosen Menschen«; und dann betet er, sie möchten »in die wahre Kirche geführt werden«. Am 13. notiert er: »Ich habe nach der Kirche einen kleinen Spaziergang mit Pusey gemacht, und wir hatten eine sehr angenehme Unterhaltung. Er ist ein Suchender und scheint mit Entzücken über religiöse Dinge zu sprechen.« Am 2. Mai hat Newman weitere Fortschritte in seiner guten Meinung über ihn gemacht. Er schreibt:

»Ich hatte verschiedene Unterhaltungen mit Pusey über die Religion, seit ich ihn zuletzt erwähnte. Wie kann ich an seinem Ernst zweifeln? Schon der Eifer, mit dem er über die Schrift spricht, scheint ihn zu beweisen. Möchte ich ihn vorwärts bringen und zugleich von ihm Förderung erfahren! Er hat mir den Plan seiner Abhandlung für den Kanzlerpreis gesagt, und ich sehe klar, daß er viel besser ist als meiner. Ich kann nicht glauben, daß ich den Preis bekommen werde; bis zu diesem Tage dachte ich es.«

Und am 17. Mai bemerkte er:

»Daß Pusey Dein ist, o Herr, wie kann ich daran zweifeln? Seine tiefen Anschauungen über das Hirtenamt, seine hohen Ideen über die geistliche Sabbatruhe, sein andächtiger Geist, seine Liebe zur Schrift, seine Fertigkeit und sein Eifer, alles bezeugt das Wirken des Heiligen Geistes; doch ich fürchte, er ist voreingenommen gegen Deine Kinder. Laß mich niemals eifern, ihn zu einer Partei oder zu so etwas wie einer Meinung zu bekehren. Führe uns beide vorwärts auf dem Weg Deiner Befehle. Was bin ich, daß ich in meinen nahen Gefährten so gesegnet werden soll!«

Weiter wird nichts in diesen Tagebuchaufzeichnungen über Pusey gesagt bis zu den großen Ferien; doch kaum sind sie vorüber, als er niederschreibt: »Hatte eben einen ganz wundervollen Spaziergang

mit Pusey: unser Gespräch drehte sich nur um die Religion, um Frömmigkeit und um praktische Ausübung. Zuletzt kamen wir auf Henry Martyn und die Missionare zu sprechen. Er sprach schön über die Frage: ›Wer soll gehen?‹ Am 1. Februar des nächsten Jahres (1824) schreibt er: »Bin gerade mit Pusey spazierengegangen; er scheint im Besten zu wachsen – in Demut und Liebe zu Gott und den Menschen. Was für ein aktiver Geist, wie voller Hingabe an Gott! Gott gebe, daß er nicht, gleich Martyn, ›wie Phosphor brennt!‹« Zuletzt, am 15. März, als das Jahr seit seinem ersten Bekanntwerden mit Pusey noch nicht herum war, schreibt er: »Machte einen Spaziergang mit Pusey: sprachen über Missionsfragen. Ich muß jeden Umstand in dankender Erinnerung behalten. Wir gingen die untere Londoner Straße entlang, hinüber nach Cowley, und auf dem Rückweg, gerade ehe wir zu dem Schlagbaum an der Magdalenenbrücke kamen, brachte er mir zum Ausdruck ...« Hier ist eine Lücke in dem Ms. Der Schreiber hat nicht in Worten ausgesprochen, welches diese besondere vertrauliche Mitteilung war, die solchen Eindruck auf ihn machte. Er fährt fort: »O, welche Worte soll ich brauchen? Mein Herz ist voll. Wie bin ich bis in den Staub erniedrigt worden! Welche Wichtigkeit lege ich mir selbst bei! Meinen Taten, meinen Fähigkeiten, meinen Schriften! Dagegen ist er die Demut selbst und die Sanftmut und die Liebe und der Eifer und die Hingabe selbst. Segne ihn mit Deinen reichsten Gaben und gewähre mir, ihn nachzuahmen.«

Diese Auszüge gingen bis etwa zwei Monate vor Newmans Priesterweihe, die am 13. Juni 1824 stattfand und von Dr. Legge, Bischof von Oxford, vollzogen wurde. Durch dieses wichtige Ereignis in seinem Leben und durch die pfarramtlichen Aufgaben, die sich unmittelbar daran schlossen, wurde er in ein Verhältnis naher Vertraulichkeit zu seinem andern Freunde, Dr. Hawkins, gebracht, der damals Vikar von St. Mary war, einer Vertraulichkeit, die nicht weniger bedeutsame Spuren in ihm zurückgelassen hat, wenn auch ganz anders geartete, als sein herzlicher Verkehr mit Pusey. Hawkins nahm eine sehr hohe Stellung ein, und wer die mannigfachen Lasten persönlicher Verantwortung kannte, die er auf sich hatte, und die Art, wie er sie trug, der mußte ihn schätzen und hochachten; er hatte ein beharrliches Pflichtgefühl und weit weniger als andere von jenem Weltgeist, der zu allen Zeiten an Plätzen von hervorragender intellektueller Bedeutung in Blüte steht. Er war ein klarer Kopf und unabhängig in seinen Ansichten, offen in seiner Art zu argumentieren, duldsam gegen die Anschauungen anderer, achtbar als gewissenhafter Forscher, wenn auch nicht ohne Selbstvertrauen in seinen Meinungsäußerungen. Er war ein guter Pfarrgeistlicher und predigte mit Ernst und Kraft, wobei er Nichtgraduierte aus allen Colleges als Hörer um sich sammelte. In dieser Zeit – 1824, 1825 – trank er aus Gesundheitsrücksichten niemals Wein und pflegte zu sagen, er werde nicht älter als vierzig werden. Er hat bereits 85 Jahre erreicht, und dies im vollen Gebrauch aller seiner Fähigkeiten. Auf ihn also, der durch sein Pfarramt genötigt war, das ganze Jahr hindurch am Ort zu bleiben, war Newman, als Pfarrer von St. Clemens, in besonderer Weise angewiesen. In den großen Ferien, während die andern Fellows fort waren, hatten sie Halle und Versammlungszimmer ganz für sich. Sie speisten zu Mittag und lasen die Zeitungen; sie machten ihren Abendspaziergang und

nahmen dann ihren Tee gemeinsam; und wenn Newman voll war von den Schwierigkeiten eines jungen Pfarrers, so fand er an Hawkins einen gütigen und fähigen Berater.

Es war ein Altersunterschied von zwölf Jahren zwischen ihnen, aber Hawkins war geistig älter und Newman jünger, als es seinen Jahren entsprach, und der Verkehr zwischen ihnen war tatsächlich der eines Tutors mit seinem Zögling. Bis zu dieser Zeit hatte der letztere Ansichten, die man »evangelisch« nennt, für zugestanden genommen, wenn er auch nicht erkenntnismäßig davon überzeugt war; und einen »evangelischen« Charakter hatten seine ersten Predigten, wenn auch einen gemilderten. Seine erste Predigt über den Text »Der Mensch geht hinaus zu seinem Werk und zu seiner Arbeit, bis der Abend kommt« enthielt in der Art der Behandlung eine Leugnung der Wiedergeburt durch die Taufe, und Hawkins kam sogleich bei dieser Gelegenheit darauf zu sprechen. Die Predigt teilte die christliche Welt in zwei Klassen, die eine ganz Finsternis, die andere ganz Licht; dagegen sagte Hawkins, es ist für uns tatsächlich unmöglich, eine solche Demarkationslinie durch irgendeine menschliche Gemeinschaft, sei sie groß oder klein, zu ziehen, weil der Unterschied in religiöser und moralischer Vortrefflichkeit ein gradueller ist. Die Menschen sind nicht entweder Heilige oder Sünder; sie sind vielmehr nicht so gut, wie sie sein sollten, und besser, als sie sein könnten – mehr oder weniger zu Gott bekehrt, wie es gerade kommt. Die Prediger sollten dem Beispiel des hl. Paulus folgen; er teilte seine Brüder nicht in zwei Klassen ein, die Bekehrten und die Unbekehrten, sondern sprach zu ihnen allen als »in Christo, geheiligt in Ihm«, als die »den Heiligen Geist in ihren Herzen« empfangen haben, und das, während er sie zurechtwies wegen der Fehler und Ärgernisse, die unter ihnen vorgekommen waren. Eine Kritik wie diese, die er natürlich nicht ein für allemal lieferte, sondern bei passender Gelegenheit, und die er aufrecht erhielt und unterstrich, wenn Newman dagegen war, übte einen großen, wenn auch allmählich wirkenden Einfluß auf den letzteren aus, als er sie sorgfältig in dem Werk studierte, woraus sie gezogen war und das Hawkins ihm gab; das war Sumners »Apostolical Preaching« (Apostolisches Predigen). Dieses Buch hatte in der Folge mehr als alles andere den Erfolg, die »evangelischen« Dogmen aus Newmans Credo auszurotten.

Er bemerkt in seinem Tagebuch unter dem 24. August 1824: »Kürzlich habe ich viel über die Frage der Gnade, der Wiedergeburt usw. nachgedacht und Sumners »Apostolical Preaching« gelesen, das Hawkins mir gab. Sumners Buch droht mich entweder dem Calvinismus oder der Wiedergeburt durch die Taufe in die Arme zu treiben, und ich wünsche frei von beiden meinen Weg zu steuern, wenigstens beim Predigen. Ich bin immer langsam bei der Entscheidung einer Frage, und gestern war ich so bedrückt und niedergeschlagen deswegen, daß mich sogar der Gedanke befiel, ich müßte die Kirche verlassen. Ich habe wegen dieses Punktes gebetet, ehe ich heute früh aufstand; und ich weiß noch nicht, was das Ende sein wird. Ich denke, daß ich wirklich die Wahrheit suche und sie ergreifen würde, wo immer ich sie fände.«

Am folgenden 13. Januar schreibt er:

»Es scheint mir, daß der Hauptwiderstand nicht gegen die zu richten ist, die eine geistige Umwandlung mit der Taufe verbinden, sondern gegen die, welche eine geistige Umwandlung überhaupt leugnen. (Hier spielt er auf Dr. Lloyd an, sei es nun mit Recht oder Unrecht.) Alle, die sich zur natürlichen Verderbnis der Herzen bekennen und zur Notwendigkeit einer Umwandlung (ob sie die Wiedergeburt mit der Taufe verknüpfen oder nicht), sollten sich gegen die verbinden, welche die Wiedergeburt zu einer bloßen Eröffnung neuer Horizonte machen, wenn die alte Sündenrechnung ausgelöscht ist und ein Mensch zum zweitenmal dahingeführt wird, sozusagen auf sein gutes Verhalten achtzugeben.«

Hier war er tatsächlich in den Besitz der katholischen Lehre gelangt, daß Vergebung der Sünden uns nicht nur einfach durch Zurechnung verliehen wird, sondern durch die Einpflanzung eines Habitus der Gnade.

Newman hatte also, ehe noch viele Monate von seinem Leben als Geistlicher verstrichen waren, den ersten Schritt dahin getan, die »evangelische« Form des Christentums aufzugeben; indessen hingen noch lange Zeit gewisse Lumpen und Fetzen jener Lehre um seine Predigten, auch trennte er sich noch ganze zehn Jahre lang keineswegs von jenen großen religiösen Gesellschaften und ihren Zusammenkünften, die der gemeinsame Boden und die Stärke der »evangelischen« Gemeinschaft waren. Neben Sumner hatte Butlers berühmtes Werk, das er um das Jahr 1825 studierte, wie ganz natürlich, einen wichtigen mittelbaren Einfluß auf ihn in derselben Richtung, da es seine dogmatischen Anschauungen auf eine breite, philosophische Basis stellte, für die eine Gefühlsreligion wenig Sympathie haben konnte.

Es gab noch ein anderes großes theologisches Prinzip, das er Hawkins verdankte, neben dem, das Sumners Werk ihn gelehrt hatte. Er hat es schon in seiner »Apologia« erwähnt – nämlich die quasi-katholische Lehre von der Tradition als einem wesentlichen Element bei der Feststellung und Lehre der Wahrheiten des Christentums. Diese Lehre hatte Hawkins auf Whatelys Rat zum Thema einer Predigt vor der Universität gemacht. Whately sagte einmal zu Newman in der Unterhaltung über diese Predigt: »Hawkins kam zu mir und sagte: ›Worüber soll ich predigen?‹ und legte mir gleichzeitig einige Notizen in die Hände, von denen er glaubte, sie könnten ihm vielleicht ein Thema liefern. Nachdem ich sie gelesen hatte, sagte ich zu ihm: ›Großartig! Machen Sie auf alle Fälle eine Predigt daraus. Ich wußte bis jetzt gar nicht, daß Sie soviel Originalität in sich haben.«« Whately merkte, daß die Lehre ebenso richtig war, wie sie ihm originell schien.

Obwohl die Kraft der Logik und der Einfluß anderer so weitgehend für den Wandel in Newmans religiösen Überzeugungen war, darf man doch nicht meinen, daß die Belehrung durch Tatsachen keinen Teil daran hatte. Im Gegenteil, er notiert in Aufzeichnungen aus dieser Zeit die Überzeugung, die er durch persönliche Erfahrung gewonnen hat, daß die Religion, die er von John Newton und Thomas Scott empfangen hatte, in einer Pfarrei nichts leiste; sie sei wirklichkeitsfern; er habe dies wirklich als Tatsache gefunden, wie Hawkins es ihm vorher gesagt habe; der Calvinismus sei kein

Schlüssel zu den Erscheinungen der menschlichen Natur, wie sie in der Welt vorkommen. Und soviel er der »evangelischen« Lehre verdankte, so war er doch in Wahrheit niemals seiner Natur nach »evangelisch« gewesen. Diese Lehre war ein großer Segen für England gewesen; sie hatte den Herzen Tausender die hauptsächlichsten und vitalen Offenbarungswahrheiten zugeführt und unter anderen auch ihm. Die göttlichen Wahrheiten über unsern Herrn, Seine Person und Seine Ämter, Seine Gnade, die Wiedergeburt unserer Natur in Ihm, die oberste Pflicht, nicht nur moralisch, sondern auch in Glauben, Furcht und Liebe zu Ihm zu leben, zusammen mit dem Studium der Schrift, in der diese Wahrheiten enthalten waren, hatten ihn in seinen gefährlichsten Jahren behütet und beschützt, waren sein Halt und seine Stütze gewesen, wenn er unglücklich war, und hatten ihn in frommen Gewohnheiten aufgezogen, bis die Zeit kam, wo er sich dem christlichen Priestertum widmen sollte. Und er blieb den guten Geistlichen immer dankbar, die sie ihm vermittelt hatten, und den Büchern wie Scotts »Force of Truth«, Beveridges »Private Thoughts« und Doddridges »Rise and Progress«, die sie einschärfen; doch bei alledem hatte die »evangelische« Lehre, als System betrachtet und in dem, was ihr eigentümlich ist, es von Anfang an nicht vermocht, in seiner religiösen Erfahrung einen Widerhall zu erwecken, so wie später in seiner Erfahrung als Pfarrer. Er war in der Tat durch sie zu einem geistlichen Leben bekehrt worden, und so weit legte seine Erfahrung für sie Zeugnis ab; aber er war nicht in jener besondern Weise bekehrt worden, die sie als unumgänglich notwendig hinstellt, sondern so offenbar gegen die Regel, daß es in den Augen der normalen »Evangelischen« sehr zweifelhaft erschien, ob er überhaupt wirklich bekehrt worden sei. In der Tat wurden zu verschiedenen Zeiten seines Lebens, wie z. B. nach dem Erscheinen seiner »Apologia«, gutgemeinte Briefe von unbekanntem oder anonymen Verfassern an ihn gerichtet, die ihm versicherten, er wüßte noch nicht, was Bekehrung sei, und die alles bedeutende Wandlung müßte erst noch in ihm bewirkt werden, wenn er gerettet werden sollte.

Und er selbst stimmte in den Tatsachen ganz mit den Prämissen der Briefschreiber überein, wenn er sich auch natürlich nicht genötigt fühlte, mit ihnen bis zu ihrer ersten Schlußfolgerung mitzugehen. Er merkte, daß es ihm immer an jenen besonderen »evangelischen« Erfahrungen gefehlt habe, die wie der Händedruck oder andere vorgeschriebene Zeichen einer geheimen Gesellschaft das sichere Kennzeichen eines Mitglieds sind. Es ist in seinen Privatpapieren eine sehr erleuchtende Niederschrift über diese Frage; sie ist ursprünglich im Jahre 1821 entworfen und 1826 umgeschrieben und erläutert. Im Jahre 1821 – wohlbemerkt, zu der Zeit, wo er dem »evangelischen« Credo mehr anhing und strenger in seinen religiösen Pflichten war als zu irgendeiner früheren Zeit – hatte er in großer Ausführlichkeit einen Bericht über den »evangelischen« Vorgang der Bekehrung in einer Reihe von Schriftstellen entworfen, indem er alle Stadien durchging: Überzeugung von der Sünde, Schrecken, Verzweiflung, Botschaft von der freien und vollkommenen Erlösung, Ergreifen Christi, Gefühl der Vergebung, Sicherheit der Erlösung, Freude und Friede usw. bis zur endgültigen Beharrlichkeit; und hier macht er dieses N. B. zu seiner Arbeit:

»Ich spreche von Bekehrung mit großem Mißtrauen, da ich genötigt bin, mir die Sprache der Bücher zu eigen zu machen. Denn meine eigenen Gefühle, soweit ich mich erinnere, waren so verschieden von jedem Bericht, den ich je gelesen habe, daß ich nicht wage, mich an etwas zu halten, was ein individueller Fall sein mag.«

Das war 1821; als er die Niederschrift 1826 umschreibt, fügt er hinzu:

»Das heißt, ich schrieb *iuxta praescriptum*. In der fraglichen Sache, d. h. der Bekehrung, waren meine eigenen Gefühle nicht heftig, sondern eine Rückkehr zu oder eine Erneuerung von Prinzipien, unter dem Einfluß des Heiligen Geistes, die ich schon gefühlt und bis zu einem gewissen Grade befolgt hatte, als ich jung war.«

Er pflegte in späteren Jahren seine Geisteshaltung, die der früheren und der späteren Zeit, gegenüber der »evangelischen« Lehre seiner Jugend als eine Erläuterung zu dem anzusehen, was er in seiner Abhandlung über die Zustimmung von der Vereinbarkeit einer unzerstörbaren natürlichen Gewißheit mit einem irrigen bloßen Glauben derart, wie wir ihn zu einer Zeit unseres Lebens für Gewißheit hielten, geschrieben hatte.

»Wir können (sagt er dort) einer gewissen Anzahl von Sätzen insgesamt zustimmen – d. h. wir können eine Anzahl von Zustimmungen auf einmal vollziehen; doch indem wir das tun, laufen wir Gefahr, geistige Akte auf eine Ebene zu stellen und als gleichwertig zu behandeln, die nach Charakter und Umständen sehr verschieden voneinander sind.

Nun ist eine Religion kein Satz, sondern ein System; es ist ein Ritus, ein Credo, eine Philosophie, eine Pflichtenlehre, alles in einem; und eine Religion annehmen, das heißt nicht nur eine einfache Zustimmung oder eine komplexe Zustimmung ihr gegenüber vollziehen, weder eine Überzeugung noch ein Vorurteil ... nicht einen bloßen Akt des Bekennens noch des Glaubens, noch des Meinens, noch des Denkens, sondern es ist eine Sammlung all dieser mannigfachen Arten der Zustimmung, einige von gleichem Aussehen, andere von verschiedenartigem; doch unter all diesen verschiedenen Zustimmungen, wieviele sind da von jener Art, die ich Gewißheit nannte? Z. B. ist das grundlegende Dogma des Protestantismus die ausschließliche Autorität der Schrift; aber indem der Protestant dies glaubt, glaubt er eine ganze Menge von Sätzen, explizit oder implizit, und glaubt sie mit Zustimmungen verschiedenen Charakters ... Aber wenn man ihn fragen wollte, würde er wahrscheinlich antworten, er sei der Wahrheit des Protestantismus gewiß, obwohl Protestantismus hundert Dinge zugleich bedeutet und er mit wirklich vollzogener Gewißheit nur eins von all diesen glaubt.«

Indem er diese Bemerkungen auf seinen eigenen Fall anwandte, pflegte er zu sagen, bei jener großen Wandlung, die sich in ihm vollzog, als er noch ein Knabe war, habe es vier Lehren gegeben, die er ohne weiteres glaubte, als wären es gewisse Wahrheiten – nämlich die von der Heiligen Dreifaltigkeit, von der Inkarnation, von der Prädestination und von dem lutherischen Ergreifen Christi; während nun die ersten drei die Lehren der katholischen Kirche und als solche wirkliche Gegenstände der Gewißheit und imstande sind, unauslöschlich von der Seele Besitz zu ergreifen, und darum in seinem Fall nicht

ausgetilgt zu werden brauchten, durch all seine Meinungsäußerungen hindurch unzerstörbar blieben, bis zu der Zeit, wo er katholisch wurde und darüber hinaus, nahm die vierte, die nicht wahr ist, obwohl er sie dafür hielt, und darum nicht mit Gewißheit geglaubt zu werden vermag oder mit der Verheißung der Beharrlichkeit, obwohl er sie so zu glauben meinte, in der Folge, wie es in der Natur einer bloßen Meinung oder eines unrichtigen Glaubens ist, in sehr kurzer Zeit von seiner Seele Abschied, oder richtiger, sie war von Anfang an nicht von ihr geglaubt worden. Indessen in seiner Frühzeit vermengte er, nach der angeführten Stelle aus seiner Abhandlung, diese vier verschiedenen Lehren miteinander, was ihre Macht über ihn anbetraf, und übertrug jene höchste Überzeugung, mit der er das festhielt, was über die Drei Personen der Heiligen Dreifaltigkeit und über den Göttlichen Heilsplan offenbart ist, auf seine Geisteshaltung gegenüber Luthers Grundsatz von der Rechtfertigung allein durch den Glauben.

Da er eine so verworrene Vorstellung von der christlichen Lehre und von seiner eigenen Kenntnis davon hatte und die »evangelische« Lehre für wahr hielt, weil große Wahrheiten darin enthalten waren, hatte er sich bezüglich seines gewissen Glaubens an ihre Wahrheit und der Unmöglichkeit einer Sinnesänderung ihr gegenüber sehr sicher gefühlt und oft sehr bestimmt geäußert. Bei einer Gelegenheit besonders hatte er seine Gefühle aufgezeichnet, als er von seinem Vater, aus dessen eigener Lebenserfahrung heraus, eine liebevolle Warnung vor der lutherischen Lehre und ihrer ungestümen Annahme empfangen hatte. Das war kurz vor seinem Erfolg in Oxford, und er schreibt etwas darüber in seinem Tagebuch. Im Laufe der Unterhaltung soll sein Vater, wie dort berichtet wird, eine Gelegenheit benützt und gesagt haben: »Nimm dich in acht; du nährst eine krankhafte Empfindsamkeit und eine seelische Reizbarkeit, die sehr bedenklich sein können. Wenn die Religion zu weit getrieben wird, führt sie zu geistiger Schwäche. Niemand kann sich mit zwanzig Jahren seine festen Grundsätze bilden. Deine Meinung wird sich in zwei oder drei Jahren sicherlich ändern. Ich habe viele Fälle derselben Art gesehen. Du stehst auf einem gefährlichen Boden. Die Stimmung, die du nährst, kann zu etwas Beunruhigendem führen. Schwache Geister lassen sich zum Aberglauben hinreißen und starke Geister zum Unglauben; setze dich keiner Gefahr aus, tu nichts Extremes.« Zu diesen klugen Warnungen bemerkt sein Sohn nach einem Gebet um Schutz gegen Täuschung, Stolz oder Lieblosigkeit: »Wie gut ist Gott, daß er mir »die Sicherheit der Hoffnung« gibt! Wenn irgendjemand mir mit Sicherheit vorausgesagt hätte, daß ich meine Meinungen ändern würde, und wenn ich nicht von der Unmöglichkeit überzeugt wäre, wie würde ich mich beängstigt fühlen!« Doch sehr wenige Jahre vergingen, bis seines Vaters Worte über ihn sich, ganz entgegen seinen zuversichtlichen Erwartungen, als wahr erwiesen.

Vor fünfzig oder sechzig Jahren war der geistige Widerspruch und die entgegengesetzte Möglichkeit zum »evangelischen« Credo der Arminianismus. Der katholische Glaube, der Anglo-Katholizismus, der Irvingianismus und der Unglaube waren dem religiös Suchenden noch unbekannt.

Eine kalte arminianische Lehre, die erste Stufe des Liberalismus, das war die charakteristische Erscheinung für die »hohen und trockenen« Anglikaner jener Tage und unter den Theologen von Oriel.

Man hatte also guten Grund zu erwarten, daß Newman, wenn er die Klippen und Abgründe Luthers und Calvins verließ, sich in die Ebenen Tillotsons und Barrows, Jortins und Paleys flüchten würde. Man kann nicht sagen, daß dies eine vollständig falsche Rechnung war; aber die alten Väter retteten ihn aus der Gefahr, die ihn bedrohte. Eine phantastische Verehrung für sie und ihre Zeit war als dauernde Wirkung in ihm davon zurückgeblieben, daß er auf der Schule einen Bericht über sie und Auszüge aus ihren Werken in Joseph Milners »Kirchengeschichte« gelesen hatte, und selbst wenn er sich hier und da, wie 1825, eine Kritik an ihnen gestattete, so waren doch die ersten Jahrhunderte sein Ideal des Christentums. Selbst damals noch war das, was er schrieb, mehr oder weniger auf jene Periode gerichtet, und wie sehr auch seine Zeit in Anspruch genommen sein mochte oder wie andächtig seine Stimmung, er war niemals abgeneigt, eine Arbeit in Angriff zu nehmen, die sie zum Hauptgegenstand hatte.

So verfaßte er 1823 ein Argument für die strenge Beobachtung des christlichen Sabbats nach den Schriften des hl. Chrysostomus und anderer Väter. 1825/26, als er nicht nur Alban Hall und St. Clemens auf sich hatte, sondern obendrein die mühevollen Arbeit, Gelder für seine neue Kirche zusammenzubringen, schrieb er ein »Leben des Apollonius« und seine »Abhandlung über die Wunder«. 1826 plante er, für die »Encyclopaedia Metropolitana« eine Geschichte der ersten drei Jahrhunderte des Christentums zu schreiben, und 1827 entwarf er eine Verteidigung der Kündertaufe nach den patristischen Zeugnissen, die ihm Walls wohlbekannte Abhandlung lieferte. Im selben Jahre gab er seinem Freund Pusey, der damals in Deutschland war, den Auftrag, so viele Bände der Väter für ihn zu kaufen, als ihm in die Hände kämen. Und 1828 begann er, sie systematisch zu studieren.

IV. KAPITEL

1826 war Newman, wie bereits gesagt wurde, zu einem der öffentlichen Tutors von Oriel College ernannt worden und hatte die Vize-Prinzipalstelle in Alban Hall und das Pfarramt von St. Clemens aufgegeben. 1827 wurde er von Dr. Horley, dem damaligen Bischof von London, zu einem der Prediger von Whitehall ernannt. 1827/28 hatte er das Universitätsamt als öffentlicher Examinator in den klassischen Sprachen für den Baccalaureusgrad inne, und für die Ehrenliste, die mit der Prüfung verbunden ist, 1828, als Hawkins Provost von Oriel wurde, wurde er von seinem College für die Vikarstelle in St. Mary, der Universitätskirche, präsentiert. 1830 hatte er das Amt des stellvertretenden Universitätsrichters (Proproctor); 1831/32 war er einer der ausgewählten Universitätsprediger. Das mag seine öffentliche Laufbahn genannt werden. Er gab die Tutorstelle im College 1832 auf und die Vikarstelle, die weder ein Universitäts- noch ein Collegeamt war, 1843. Die andern aufgezählten Ämter waren von vorübergehender Natur.

Was seine Tutorschaft in Oriel und den Besitz seiner Pfründe angeht, die beide dauernde Ämter waren, so hatte seine Trennung von beiden nacheinander, wenn sie auch nicht plötzlich war, etwas Gewalttames in ihren Umständen. Er hatte beides wie für eine unbegrenzte Reihe von Jahren, oder besser fürs Leben, angenommen. Er richtete seinen Blick nicht über sie hinaus; er wünschte sich nichts

Besseres als so einen lebenslangen Aufenthalt in Oxford, nichts Höheres als eine so einflußreiche Stellung, wie diese beiden Ämter sie ihm gaben. Wie er durch eigene Tat, die langsam zur Durchführung kam, seine Verbindung mit St. Mary löste, hat er in seiner »Apologia« beschrieben; wie er allmählich, nach Verlauf weniger Jahre, als Tutor abgebaut wurde, soll in den folgenden Seiten erzählt werden. Es ist ein zu wichtiges Ereignis in seinem Leben, zusammen mit den Gefühlen und Beweggründen, die dazu führten, um darüber hinwegzugehen; denn wenn man sagen kann, daß die eigentliche Oxforder theologische Bewegung (um es so zu nennen) mit seinem Verzicht auf St. Mary endete, so datiert sie ihren Ursprung von seinem und Hurrell Froudes vorzeitigem Abschied von ihrem Amt als College-Tutors.

Die Geschichte kann jedoch nicht erzählt werden, ohne daß man die traurigen Mißhelligkeiten erwähnt, die zwischen Newman und seinem lieben Freund, dem neuen Provost von Oriel – Dr. Hawkins – entstanden, der bei Dr. Coplestons Beförderung auf den Bischofssitz von Llandaff, Ende 1827, in die leitende Stelle einrückte; doch in einem Fall, in dem jede Partei ihren Boden mit so verständlichen und so wohl zu verteidigenden Gründen behauptete und mit einem so ehrenhaften Pflichtgefühl, wird die nun folgende Erzählung ebenso wenig Nachteiliges für Dr. Hawkins wie für Newman einschließen.

Es war eine dauernde Meinungsverschiedenheit zwischen den religiösen Männern jener Tage darüber, ob eine College-Tutorstelle eine mit dem geistlichen Amtseid vereinbarte Verpflichtung sei oder nicht; und Newmans Ratgeber von verschiedener Richtung hatten mit mehr oder weniger großem Nachdruck die Frage für ihn verneinend beantwortet. Seine Freunde von der niederkirchlichen Partei, obwohl sie wünschen mochten, daß er früh die Weihen empfinde, hatten nicht gedacht, daß er es tun würde, um damit die Qualifikation für das Amt eines College-Tutors zu erlangen, wofür es damals allgemein galt. Er spricht darüber folgendermaßen in seinem Tagebuch vom Juni 1823:

»Scott sagt, als allgemeine Regel, nicht bald. Hawkins sagt dasselbe: Warum sich mit einem Gelübde binden, wenn keine Notwendigkeit vorliegt, einem Gelübde, das etwas mit dem Aufenthalt im College und der Annahme von Zöglingen Unvereinbares sein mag?

(Er fährt fort): R. bezweifelt, daß College-Tutors als Geistliche zulässig seien; Mayers (und er hat Marsh von Colchester befragt) rät zu sofortigem Eintritt in die Kirche unter allen Umständen. »Nichts«, sagt er, »tut der Kirche so not wie Geistliche, die, ohne das Band regulärer Pflicht, unter ihren Brüdern Fortschritte machen und sie zu gewissen Zeiten entlasten können.«

So weit sein Tagebuch; hier haben wir es hauptsächlich mit Dr. Hawkins Ansicht zu tun, wie sie eben dargelegt wurde. Man wird bemerken, daß er in seiner Auffassung des festgelegten Prinzips nicht so weit ging, die College-Verpflichtungen als direkt und förmlich unvereinbar mit dem geistlichen Amt zu erklären, aber es war ihm fraglich, ob es nicht so sein könnte; sie verlangten eine Verteidigung und erregten auf den ersten Blick einen begründeten Zweifel. Das *onus probandi*, daß eine College-Tutorschaft im Falle eines Geistlichen zulässig sei, war Sache ihrer Verteidiger wie bei der Frage (um

Fälle zu wählen, die manche Leute für parallel halten mögen), ob es für ihn zulässig sei zu jagen, zu schießen oder ins Theater zu gehen. Es war für einige Zeit erlaubt, aber unter gewissen Umständen; doch immerhin war es nicht die Erfüllung des Gelübdes, das bei den Weihen abgelegt wurde, noch konnte es von einem Menschen beständig ausgeübt werden, der durch ein solches Gelübde als lebenslängliche Aufgabe gebunden war. Gerade dies, nicht mehr noch weniger, war, wie wir glauben, die Entscheidung von Dr. Hawkins.

Doch ganz anders war Newmans Auffassung der Sache. Er hatte ein so tiefes Gefühl für den feierlichen Charakter des geistlichen Gelübdes, wie nur irgendjemand haben konnte, doch er glaubte, es gebe verschiedene Wege, es zu erfüllen, und das Tutoramt sei einfach einer davon. Mit Beziehung auf dies Gelübde hat er in seinem Tagebuch aufgezeichnet, was er seinen Schrecken über die Verpflichtung nennt, die es einschloß. Er schreibt in der Stunde, nachdem er die Diakonatsweihe empfangen hat: »Es ist vorüber; zuerst, nachdem mir die Hände aufgelegt worden waren, schauderte mein Herz in mir; die Worte ›Für immer‹ sind so schrecklich.« Am nächsten Tage sagt er: »Für immer! Worte, die niemals widerrufen werden können. Ich habe die Verantwortlichkeit für Seelen auf mir bis zum Tage meines Todes.« Er fühlte, daß er den Weg der Welt ein für allemal verlassen hatte, daß er einen heiligen Dienst antrat, und während der ersten zwei Jahre seines geistlichen Lebens verknüpfte er mit seinem geheiligten Amt als dessen eigentliche Erfüllung nichts Geringeres als die Aussicht auf eine Missionsarbeit in den Heidenländern. Als dann im Fortgang der Zeit die unmittelbaren Pflichten des College dringlichere Ansprüche an ihn stellten und als er Tutor wurde, muß man begreifen, daß nach seiner Anschauung das Tutoramt nur ein anderer Weg war, sein Gelübde in die Tat umzusetzen, wenn auch kein so heroischer Weg wie eine Mission bei Götzendienern. Jenes Amt für rein weltlich zu halten und sich doch dazu zu verpflichten, das wäre für ihn völlig unvereinbar gewesen. Auch ist das nicht ein bloßer Schluß aus den Gefühlen und Anschauungen, die in seinem Tagebuch verzeichnet sind. Beim Tode seines Vaters, drei Monate nach seiner Priesterweihe, bemerkt er: »Meine Mutter sagte neulich, sie hoffe es noch zu erleben, mich verheiratet zu sehen, aber ich glaube, ich werde entweder in den Mauern des College sterben oder als Missionar in einem fernen Lande«, indem er so die beiden Lebensweisen nebeneinanderstellt, so verschieden sie in ihrem Charakter sind. Ein paar Jahre später finden wir in seinen Versen eine gleiche Anspielung auf die College-Verpflichtungen nicht als etwas Zufälliges im Leben eines Geistlichen, sondern als auf seinen ihm von Gott zugewiesenen Weg der Pflicht. Er sagt, er sei »angeworben« in einem heiligen Krieg und würde ihn nicht gegen irgendeine andere Beschäftigung tauschen; er sei ein »Gefangener« in einer Oxforder »Zelle« nach der »Hohen Schickung Dessen, der jedem seine Rolle zuweist« – er sei wie das Löwenmaul an den College-Mauern, und ein solches habitat sei ein so hohes Los, daß er wohl »im College-Kloster leben und sterben könne«. Und als es entschieden war, daß er einer der amtlichen Tutors sein sollte, und als er im Begriff war, die Pflichten seines neuen Amtes anzutreten, sagt er in seinem Tagebuch: »Möchte ich sie übernehmen in dem Gedanken, daß ich ein Diener Christi bin und den Auftrag habe, das Evangelium zu predigen im Gedanken an den Wert der Seelen, und daß ich Rechenschaft werde ablegen müssen

über die Gelegenheiten, die mir geboten waren, denen zu nützen, die unter meiner Obhut sind.« Es wird sich bald zeigen, warum es notwendig ist, Newmans Auffassung von der wesenhaft religiösen Natur der College-Tutorschaft so scharf herauszuarbeiten.

Es war zu Ostern 1826, als Newman die Pflichten übernahm, die er als so heilig empfand, und er begann sie mit der sprichwörtlichen Energie der »neuen Besen.« Er war einer von vier Tutors und der jüngste von ihnen, und wenn es auch ungerecht wäre zu sagen, daß er absichtlich den anerkannten Weg des College verließ, so ist doch nicht zu leugnen, daß etwas Ungewöhnliches und Überraschendes in seiner Behandlung der nichtgraduierten Mitglieder lag, die ihm unterstellt wurden. Er begann damit, daß er sich als heftiger Gegner der Kavalier-Studenten zeigte, junger Leute von hoher Geburt, Reichtum oder aussichtsreicher Karriere, die er (natürlich abgesehen von den wirklichen Ausnahmen) für das Ärgernis und den Verderb des Hauses ansah. Oriol, meinte er, verliere seinen hohen Ruf durch sie, und er behandelte sie mit einem Stolz, der ihren bitteren Groll hervorrief. Er war sehr verdrießlich über die Gunst, die ihnen an hoher Stelle gezeigt wurde, und trug kein Bedenken, diesen Verdruß ebenso sehr vor denen an den Tag zu legen, die Gunst erwiesen, wie vor denen, die sie erfuhren. Kaum hatte er den ersten Monat in seinem Amt hinter sich, als er in sein Tagebuch schrieb: »Es gibt viel in dem System, was ich für verkehrt halte; ich glaube, die Tutors sehen zu wenig von den Leuten, und es ist zu wenig religiöse Unterweisung vorhanden. Es ist mein Wunsch, mich als Diener Christi zu betrachten. Wenn sich mir keine Gelegenheiten bieten, denen in geistlicher Hinsicht Gutes zu tun, über die ich gesetzt bin, wird es eine ernste Frage werden, ob ich im Unterricht fortfahren soll.«

Er war besonders dagegen, daß die jungen Leute gezwungen wurden oder sogar es als etwas Selbstverständliches hinnahmen, an bestimmten Tagen zur Kommunion zu gehen, und war entsetzt über die Aufnahme, die er bei denen fand, bei denen er sich über eine so grobe Entweihung des heiligen Ritus beklagte. Als er eine hohe Autorität fragte, ob eine Verpflichtung für die Nichtgraduierten bestünde zu kommunizieren, wurde er kurz abgefertigt mit der Antwort: »Die Frage kommt ihnen, glaube ich, niemals in den Sinn, und ich bitte darum, daß Sie sie nicht darauf bringen.« Als er einem andern sagte, daß eine gewisse Anzahl von ihnen sich nach der Kommunion bei einem Champagnerfrühstück berausche, erhielt er die Antwort: »Ich glaube das nicht, und wenn es wahr ist, so will ich es nicht wissen.« Selbst Hawkins war hier gegen ihn; und als einer aus der gut geratenen Minderheit der Kavalier-Studenten – denn, wie gesagt, darf man nicht glauben, daß es gar keine solchen gab – im lebhaften Gefühl für die Schlechtigkeit der herrschenden Regel in dem, was er um sich sah, eine Anklageschrift dagegen veröffentlichte, veröffentlichte Hawkins eine Antwort an ihn zu ihrer Verteidigung

In der Folge suchte Newman in heftigem Widerwillen gegen die Verfassung der Nichtgraduierten im allgemeinen seine Befriedigung in der Beschäftigung mit seinen eigenen, speziellen Schülern, und vor allem den regelmäßigen und vielversprechenden unter ihnen. Er bot ihnen seine Teilnahme und Hilfe bei ihrer Collegearbeit an, und auf die Weise gewann er im Laufe der Zeit erst ihre Anhänglichkeit und dann ihre Liebe. Er setzte sich gegen das System der Privattutors zur Wehr – d. h. als System,

abgesehen von außergewöhnlichen Fällen –, das damals herrschende System nämlich, daß junge Graduierte, Baccalauri oder Magister, die Aufgabe übernahmen, die Kandidaten für die Auszeichnungen der Prüfung vorzubereiten, und durch ihr Dazwischentreten zwischen den College-Tutor und seinen Zögling diesem eine Ausgabe aufnötigten und jenem einen Verlust an rechtmäßigem Einfluß, was keine Partei zu leiden brauchte. Er stellte es als eine Regel für sich auf, die er in weitem Umfange durchzuführen vermochte, daß er verpflichtet sei, für solche Zöglinge, die für die akademischen Ehren zu arbeiten wünschten, Zeit und Mühe zu verwenden, über jene formell üblichen Vorlesungen hinaus, die für die Nichtgraduierten im allgemeinen in dem Vorlesungsverzeichnis vorgesehen waren, das am Beginn jedes Semesters herausgegeben wurde. Zu solchen jungen Leuten pflegte er nicht bloß vertraute, sondern freundschaftliche und sogar kameradschaftliche Beziehungen, indem er jene strenge Offiziershaltung so weit als möglich beiseite schob, die damals bei den College-Tutors üblich war, und ihre Gesellschaft bei Übungen im Freien, an den Abenden und in den Ferien aufsuchte. Und als er 1828 Vikar von St. Mary wurde, führte die Macht, die er über sie gewonnen hatte, sie dahin, ihm auf den heiligen Boden zu folgen und unmittelbar religiöse Belehrungen aus seinen Predigten zu empfangen; doch von Anfang an, unabhängig von St. Mary, hatte er sich in seiner Tutorarbeit das Ziel gesetzt, Seelen für Gott zu gewinnen.

Um die Zeit, wo er sein Vikariat antrat, gingen bedeutsame Wandlungen in dem Stab der Tutors von Oriel vor sich, und das in einer Richtung, die seiner Auffassung von den Pflichten eines Tutors günstig war. Die beiden Älteren zogen sich zurück, und ihre Stellen wurden durch zwei junge Tutors besetzt, Robert Isaac Wilberforce und R. Hurrell Froude, Schüler von Keble, und beide als solche in Übereinstimmung mit Newman, was den Charakter des College-Tutoramtes betraf. Da Dornford, der älteste in dem neuen Tutorkollegium, der Auffassung seiner drei Kollegen keineswegs abgeneigt war, so ergab sich in der Folge ein plötzlicher, wenn auch zuerst unbemerkter Gegensatz in der College-Verwaltung zwischen Provost und Tutors, da jener sich an die Auslegung der Pflichten eines Tutors gegenüber den jungen Leuten hielt, die er bisher vertreten hatte und die man die disziplinarische nennen könnte, während die vier Tutors der pastoralen Auffassung jener Pflichten anhingen. Und so kam Newman, seltsam genug, gerade in dem Augenblick, wo sein Freund Dr. Hawkins das Provostamt antrat, zum erstenmal seine eigene Geistesverwandtschaft mit Keble zum Bewußtsein, von der bisher weder Keble noch er eine Ahnung gehabt hatten, und er begriff endlich, wie es kam, daß Kebles Freunde eine so einzigartige Begeisterung für ihren Meister empfanden.

Es war Froudes großes Argument zugunsten von Keble gewesen, als die Provostenwahl herankam, daß Keble als Provost eine ganz neue Welt mit sich bringen würde, daß es kein Bonzendum und keinen Humbug im College mehr geben würde, noch Stolz auf Talente oder unedlen, weltlichen Ehrgeiz. Doch solche verschwommene Sprache machte keinen Eindruck auf Newman, der Hawkins liebte und bewunderte und der lachend antwortete, wenn der Platz eines Engels zu besetzen wäre, würde er auf Keble sehen, doch sie hätten nur einen Provost zu wählen. Wenig vermutete Newman, daß Froudes Meinung, wenn man sie recht herausarbeitete, darauf hinauslief, Keble habe eine Theorie über die

Pflichten des College gegenüber seinen Zöglingen, die im wesentlichen mit seiner eigenen zusammenfiel. Es war auch nicht bloß mangelnde Fähigkeit der Charakteristik, was Froudes Verteidigung seines Meisters bei Newman so unwirksam machte; auf Grund jener fast überängstlichen Bescheidenheit und der Scheu schon vor dem bloßen Schatten einer Prahlerei, die sowohl Keble als Froude kennzeichnete, waren sie in späterer Zeit ebenso wie damals abgeneigt, sich in Worten einer Theorie über das Amt eines Tutors zu überantworten, wonach sie nichtsdestoweniger gewissenhaft handelten. Newman dagegen pflegte, wenn er eine klare Anschauung von einer Sache hatte, sie zu formulieren und konnte in der Unverhülltheit seiner Analyse leicht werden, was Isaac Williams für unehrerbietig und unhöflich hielt, und in ihrer Verfechtung maßlos und sogar ungeduldig. Er hielt fast leidenschaftlich an dem Glauben fest, die weltliche Erziehung könnte so gehandhabt werden, daß sie eine Seelsorgetätigkeit werde. Er erinnerte daran, daß Origenes sie so behandelt und mit Hilfe der Klassiker die Bekehrung Gregors, des Apostels von Pontus, und seines Bruders Athenodor gewirkt hatte. Er erinnerte daran, daß in Lauds Statuten für Oxford der Tutor nicht bloß ein akademischer Polizist oder Konstabler war, sondern ein moralischer und religiöser Hüter der jungen Menschen, die ihm anvertraut wurden. Wenn ein Tutor das war, so konnte er erlaubter- oder vielmehr ganz passenderweise die Heiligen Weihen empfangen; aber wenn Hawkins' Ansicht die richtige war, dann hatte er, Newman, das Gefühl, an einem herzlosen Gesetzes- und Formensystem teilzunehmen, worin das Gute und Verheißungsvolle dem Wertlosen und Gleichgültigen aufgeopfert wurde. In diesem Punkt war er unerbittlich, aber in alledem fand er keine Sympathie bei dem neuen Provost, der, soweit er in Newmans Anschauungen eingedrungen war, behauptete, Newman opfere die Menge einer kleinen Anzahl auf und führe die Erziehung nicht nach einsichtigen Regeln und ihrer unparteiischen Anwendung, sondern nach einem System, wenn es überhaupt diesen Namen verdiente, des bloßen persönlichen Einflusses und des Günstlingswesens. Dieser Kampf der Meinungen zwischen Provost und Tutor jedoch beeinträchtigte ihr vereintes Wirken nicht sogleich. Eine Zeitlang ging alles gut, mit der Aussicht auf eine so rosig gefärbte Zukunft, wie sie beim Beginn einer neuen Regierung zu herrschen pflegt. Der Provost stützte seine Tutors loyal und energisch bei ihren Maßregeln zur Verschärfung der Zucht und zur Reinigung des College. Er belegte Übertreter mit schweren Strafen; er ging ohne Zögern daran, diejenigen zu entfernen, die nicht zu ihrem eigenen Nutzen oder dem anderer da waren. Es begann in Oriel Sitte zu werden, das regelrechte akademische Verhalten zu zeigen, und die Zulassung zur Gruppe der Tutors wurde das Ziel des Ehrgeizes für Leute, die bisher nicht wegen strenger Haltung bemerkenswert waren. Erste Klassen wurden noch einmal auf hoher See sichtbar. Trotz aller gelegentlichen Reibereien und Auseinandersetzungen zwischen Provost und Tutors konnte jener doch, als ein Mann von aufrichtigen, religiösen Grundsätzen und strenger Gewissenhaftigkeit, sehr befriedigt sein, so gut von ihnen unterstützt zu werden, und sie, voller Eifer und Hoffnungsfreudigkeit bei ihrer Arbeit, hatten keine Vorahnung, daß es nicht gut mit ihm weitergehen werde. Das war im großen und ganzen der Stand der Dinge im Jahre 1828; doch immerhin lag auf dem Grunde jener ernste, wenn auch noch verborgene Unterschied des Prinzips, wie er oben beschrieben wurde, und es war nur zu

wahrscheinlich, daß er früher oder später zu einem ernstlichen Zusammenstoß zwischen beiden Parteien führen werde.

Schließlich kam der Anlaß zum Streit, und als er kam, war er so verquickt mit akademischen und kirchlichen Gegensätzen zwischen den beiden Parteien, Schwierigkeiten, die viel Zeit und Mühe verlangt und auch Schmerzen mit sich gebracht hätten, wenn sie jetzt hätten begreiflich gemacht werden sollen, daß ein Ausgleich hoffnungslos war. Die unmittelbare Veranlassung dazu war ein Anspruch der Tutors, bei ihrer Aufstellung ihres gewöhnlichen Vorlesungsverzeichnisses das Verfahren nach ihrem eigenen Gutdünken zu wählen – ein Anspruch, den sie, als der Provost ihn bestritt, mit der besonderen Beziehung begründeten, die der Natur der Sache und den Universitätsstatuten nach zwischen jedem Tutor und seinen eigenen Schülern bestand, im Gegensatz zu seiner gelegentlichen Beziehung zu den übrigen Nichtgraduierten, die er von Zeit zu Zeit in der Vorlesung sah.

Der Provost machte praktisch in beiden Fällen die Beziehung so ziemlich zu ein und derselben; aber mindestens drei der Tutors – Newman, Wilberforce und Froude – waren der Ansicht, daß ihr Interesse für ihr Amt völlig zu Ende sei und daß sie es nicht länger innehaben könnten, wenn sie nicht einen erheblichen Unterschied zwischen ihren Pflichten gegenüber ihren eigenen Schülern und denen anderer Tutors machen dürften.

Es folgte eine lange Auseinandersetzung und ein Schriftwechsel, bei dem nichts herauskam, während des ganzen Jahres 1829 bis zum Juni 1830. Dann beendete ihn der Provost, indem er Newman, Wilberforce und Froude seine Absicht ankündigte, ihnen fortan keine Schüler mehr zu überweisen, wozu er ein Recht hatte, und ihnen so nach und nach ihr Amt zu entziehen, wenn ihre gegenwärtigen Schüler Grade erwarben und die Universität verließen. Nachdem er in einem letzten Brief über das Thema dem Widerstreben Ausdruck gegeben hat, das er bisher gegen jede Anspielung auf ein Verfahren gefühlt hatte, die das Aussehen einer Drohung haben konnte, fährt er fort:

»Und ich habe noch immer ein Widerstreben dagegen, aber ich gebe dem nach, was Sie zu wünschen scheinen, und fühle mich daher verpflichtet zu sagen, daß ich, wenn Sie meinem ernstlichen Wunsch nicht nachkommen können, mich nicht berechtigt fühle, noch weitere Schüler Ihrer Obhut anzuvertrauen.«

Unter Newmans Papieren sind Briefe von Dornford und Froude, die unmittelbar bei Beginn und am Ende der Kontroverse geschrieben sind, und da sie genau das zum Ausdruck bringen, was Newman selbst betreffs der fraglichen Punkte fühlte und ihm die Beteuerung ihrer Mitwirkung bei seinem ersten und bei seinem letzten Schritt geben, sollen sie hier angeführt werden.

Dornfords Brief aus dem Dezember 1828 stellt deutlich seine Meinung fest, daß die Anordnung der College-Vorlesungen, die der strittige Punkt war, Sache der Tutors sei und nicht des Provost. Froude betont, welche praktische Wirkung auf ihn selbst und seine Pflichtauffassung jene besondere Anordnung der Vorlesungen habe, von der der Provost allein hören wolle.

1. Dornford am 26. Dezember 1828: »Und nun zu Ihrem neuen Plan für die Vorlesungen. Es ist vieles darin, was mir gefällt, und auf den ersten Blick scheint kein Einwand dagegen möglich; doch jetzt scheint es mir, daß er weit besser für 200 Leute paßt als für 50 ... und sehr viel mehr Arbeit bringen wird ... Indessen kann es keinen Einwand dagegen geben, glaube ich, wenn Sie fest dazu entschlossen sind, die Probe zu machen und zu sehen, wie es damit geht. Und ich stimme vollständig mit Ihnen überein, daß wir durchaus niemand anders als uns selbst zu befragen haben, ob wir ihn annehmen sollen.«

2. Das war zu der Zeit, als das neue Verbesserungssystem gerade ins Auge gefaßt wurde. Als der Provost endgültig darüber verfügt hatte, indem er die Tutors, die es vertraten, ihres Amtes beraubte, schrieb ihm Froude, wie folgt:

10. Juni 1830. – »Ich finde nicht, daß Ihre Erklärung das System, das Sie empfehlen, in irgendeiner Beziehung in ein anderes Licht rückt, als ich es bisher betrachtete. Ich brauche daher nicht lange über meine Antwort nachzudenken.

Um mich in ein solches System zu fügen, müßte ich alle Hoffnung aufgeben, meine Schüler so zu kennen, wie ich sie gegenwärtig kenne, und daher den Einfluß auf sie zu behalten, den ich jetzt zu besitzen glaube.

Dessen kann ich nach meiner Kenntnis meiner selbst und auf Grund meiner gegenwärtigen Erfahrung, so gering sie sein mag, sicher sein.

Aber mit dieser Hoffnung würde ich das einzige preisgeben, was meine gegenwärtige Stellung für mich befriedigend macht, und hätte daher keine Veranlassung, sie beizubehalten, es sei denn der Wunsch, die Unannehmlichkeit zu verhüten, die eine plötzliche Vakanz verursachen könnte.

Wenn mir nun bewiesen wird, daß ich nicht schicklich Ihren Wünschen in diesem Punkt entgegenhandeln kann, so wünsche ich daher meine Stellung zu dem frühesten Zeitpunkt, der Ihnen genehm ist, zu verlassen und werde auf jeden Fall zu Weihnachten zurücktreten.«

Er (Froude) schrieb am 15. Juni nochmals an den Provost, wie folgt:

»Ich habe niemals gemeint, wie Sie annehmen, daß (Ihre) Auffassung selbst notwendig im Widerspruch zu den Statuten stehe. Wenn ich mich auf sie als auf eine Sanktion meines Verhaltens berief, so geschah es nicht, um zu zeigen, daß sie das System verbieten, das Sie billigen, sondern einfach, daß sie eine Beziehung zwischen Tutor und Zögling anerkennen, die geeignet ist, mich zu rechtfertigen, wenn ich nach meinen eigenen Ansichten verfare, auch wenn sie gerade nicht mit den Ihren übereinstimmen.

Wenn ich nicht glaubte, daß sie eine solche Beziehung anerkennen, würde ich mich verpflichtet fühlen, mich entweder ein für allemal bei dem System zu beruhigen, das Sie billigen, oder auf irgendeine Weise, die Ihnen am meisten genehm wäre, von meiner Stellung zurückzutreten. Doch wie die Sachen stehen, fühle ich mich nicht minder verpflichtet, mit mir, soweit mein Urteilsvermögen reicht, über das

Wohl der Zöglinge zu Rate zu gehen, die mir anvertraut sind, und gemäß diesem Urteil, so wie es ist, zu handeln, bis Sie es für angemessen halten, meine Autorität über sie aufzuheben.

Wenn ich davon spreche, daß ich nach meinem eigenen Urteil handle, so möchte ich zu meiner Verteidigung anführen, daß es im Prinzip mit dem übereinstimmt, das Keble sich bildete, als er hier Tutor war, und woran er noch so energisch wie möglich festhält; und daß es fast bis ins Einzelne durch den verstorbenen Bischof von Oxford (Lloyd) nahegelegt wurde, der (indessen) der Meinung war, das System von Christ Church werde in schädlicher Weise ausgedehnt und es könne eine Abänderung davon gefunden werden, welche die Vorteile beider verbinden würde.

Und wenn ich auch sehe, daß es absurd wäre, anzunehmen, alles, was Keble und Lloyd anstehen mochte, passe auch für mich, so möchte ich Sie doch daran erinnern, daß zwar fast jeder, der mir unterstellt ist, eine Überwachung fordert, die ich unter Ihrem System unmöglich geben könnte, daß es aber sehr wenige gibt, die eine Belehrung über das hinaus verlangen, was jeder gebildete Mensch bieten kann.«

Newman hatte dem Provost bereits am 8. Juni im selben Sinne und, seiner Art entsprechend, kürzer angebunden geschrieben:

»Mein Haupteinwand (sagt er) gegen das System, das Sie vorschlagen, ist der, daß in meinem Fall, wie ich aus Erfahrung weiß (was immer andere imstande sein mögen zu tun), das bloße Vorlesungen-Halten, das von mir verlangt wird, unvereinbar wäre mit der gebührenden Rücksicht auf jene nützlichere Privatunterweisung, die dem Tutoramt die Bedeutung einer geistlichen Tätigkeit verliehen hat.«

Im selben Sinn schrieb er später an James, einen früheren Fellow des College, am 8. Dezember 1831, nach anderthalb Jahren gelegentlich eines Berichts, daß er seinen Posten als Tutor aufgegeben habe:

»Wäre mir die Tutorstelle ursprünglich von dem früheren Provost unter den Bedingungen angeboten worden, wie sie der gegenwärtige auslegt, so hätte ich sie niemals angenommen; oder, wenn doch, so nur zur Probe. Ich habe das Amt immer für ein seelsorgliches gehalten, für eines, das dem Tutor einen nach seinem eigenen Urteil zu bestimmenden Einfluß (a discretionary power) auf seine Zöglinge einräume. Mit dieser Begründung habe ich vor vier Jahren Robert Wilberforce überredet, es zu übernehmen; ich habe in früherer Zeit, als der Provost noch Fellow war, ihm dieselbe Ansicht zum Ausdruck gebracht. Meine Entscheidung, mag sie richtig oder falsch sein, geschah nicht in Hast oder leidenschaftlicher Erregung, sondern auf Grund einer langen prinzipiellen Überzeugung; und sie ist unabänderlich, soweit irgendein Mensch es wagen kann, solch einen Ausdruck auf seine Entschlüsse anzuwenden.«

Newmans Zusammenhang mit der College-Tutorschaft hörte bis zum Sommer 1832 noch nicht ganz auf. Wie bereits gesagt, lehnte es der Provost ab, ihm weitere Schüler zu geben; aber Newman war nicht geneigt, die aufzugeben, die er noch hatte, sowohl wegen des großen Anteils, den er an ihnen und

ihrem voraussichtlichen Erfolg im Examen nahm, als um den Standpunkt festzuhalten, daß die Tutorstelle ein Universitätsamt sei, das ihm nur der Vizekanzler unmittelbar nehmen könnte. Um die großen Ferien 1832 hatten seine Schüler alle bis auf wenige die Baccalaureusprüfung bestanden; und die zwei oder drei, die blieben, übergab er den Händen des Provost. Am Ende des Jahres ging er mit Hurrell Froude und dessen Vater ins Ausland.

Vielleicht ist es wert anzumerken, obwohl es nicht in Newmans Aufzeichnungen niedergelegt zu sein scheint, daß das hauptsächlich praktische Argument, das der Provost gegen ihn für sein Verbleiben als Tutor auf Grund des alten Systems ins Feld führte, dieses war: »Sie mögen nicht soviel Gutes tun, wie Sie es wünschen oder glauben mögen, daß Sie es würden, aber die Frage ist, ob Sie nicht etwas Gutes tun, etwas wirklich greifbar Gutes«. Newman pflegte zu lachen und zu seinen Freunden zu sagen: »Sie sehen, der gute Provost nimmt es als sicher an, daß ich nichts Gutes in meiner Zeit leisten kann, es sei denn als einer seiner Dozenten; für ihn gibt es nur dies oder nichts.« In dem Jahr, nachdem er seine Tutorstelle aufgegeben hatte, bei seiner Rückkehr aus dem Ausland, begann die Traktatbewegung. Menschlich gesprochen hätte es diese Bewegung niemals gegeben, wenn man ihm nicht seine Tutorstelle genommen hätte oder wenn Keble, nicht Hawkins, Provost gewesen wäre.

Hier schließen Newmans Aufzeichnungen.

UNVERÖFFENTLICHTES ZUM IV. KAPITEL

Diese Stellen, die als streng gegen Hawkins aus dem IV. Kapitel herausgeschnitten wurden, werden einem Berichtersteller die Möglichkeit privater Information geben. Darum füge ich sie bei.

A

Auch war Newman nicht der einzige unter den Fellows, der fand, der neue Provost wirke nicht entsprechend den Verheißungen seines Vorlebens. Zu jener Zeit machte sich in den Colleges, besonders unter ihren Tutors, stark und immer wachsend das Gefühl geltend, daß die Häupter der Häuser in Universitätsangelegenheiten die Macht an sich rissen oder doch ihre Macht widerrechtlich ausdehnten, und daß die, welche die Arbeit taten, die ansässigen Fellows, die Macht haben sollten und nicht die, welche keine Arbeit zu verrichten hatten. Nun hatte Hawkins, wie angeführt wurde, als er Mitglied des Versammlungszimmers war, stets die Sprache eines Volkstribunen geführt; er hatte energisch zur Partei der Fellows und Tutors gehalten; er hatte vorausgesagt, daß der gegenwärtige Stand der Dinge nicht dauernd bleiben könne, und wenn die Häupter nicht von sich aus weitgehende Zugeständnisse machten, so werde es binnen kurzem eine ernsthafte Reaktion gegen sie geben. Ganz im Gegensatz dazu scheute er nun, wo er Provost war, nicht davor zurück zu erklären, es sei alles so, wie es sich gehöre, die Leiter (Masters) seien schließlich eine reale und wirkungskräftige Macht in der ansässigen Körperschaft, die Proctors (Ordnungsbeamten) kämen am wöchentlichen Beratungstisch (Hebdomadal Board) wirksam zur Geltung, und es sei kein Bedürfnis nach Reform vorhanden. Das sagten in Oriel seine Freunde so gut wie die andern. Sie legten ihm auch in ihren Gesprächen untereinander zur Last, er finge an, pomphaft aufzutreten und trenne sich von seinen eigenen Fellows, als ob seine

Zugehörigkeit zum Hebdomadal Board ein engeres Band sei als seine Zugehörigkeit zum College, und überdies bemühe er sich um die Gesellschaft und Gewogenheit von Männern von Rang und Namen, sei es in der großen Welt, im Staat oder in der Kirche. Sie lächelten, wenn er, statt von der »Wohnung« des Provost zu sprechen, »mein Haus« sagte. Eine solche Anschuldigung, auch wenn sie wohlbegründet wäre, würde hier nicht ins Gedächtnis zurückgerufen werden, wenn sie nicht dazu dienen könnte, einen Wandel in der Gesinnung und dem Verhalten Newmans und anderer ihm gegenüber in den folgenden Jahren verständlich zu machen. Vielleicht sagten sie sich innerlich, »Keble hätte nicht so gehandelt«.

Doch ein greifbarer Grund zur Klage stellte sich im Frühjahr 1829 ein, ein Grund, der anschaulich macht, worin ihre Klage gegen ihn bestand, und dies nicht in privaten College-Angelegenheiten, sondern in einer großen politischen Frage. Peel, der Vertreter der Universität, hatte sich zugunsten der katholischen Ansprüche erklärt, hatte auf seinen Sitz verzichtet und dann augenscheinlich sein Ziel geändert und sich zur Wiederwahl angeboten. Der Provost ergriff für ihn Partei, die vier Tutors waren gegen ihn. In deren Augen war seine Wiederwahl viel mehr als eine Frage der Politik und des politischen Vorteils; es war eine moralische, eine akademische, eine kirchliche, ja eine religiöse Frage; wenigstens wuchs es sich unter ihren Händen zu einer solchen aus. Ihre Gegner waren Liberale; und die liberale Seite war, so wenig einige von denen, die dort ihren Standplatz wählten, es erkannten, die antikirchliche, die antichristliche Seite; allerdings – so wenig es manche von ihnen bis dahin erkannten, denn Pusey, Sewell, Woodgate und Bowden standen auf jener Seite, und sie der religiösen Gleichgültigkeit oder Heterodoxie anzuklagen, das wäre eine gänzlich aus der Luft gegriffene Behauptung. Auch der Provost erkannte es nicht, aber damals war er ein eifriger, in der ersten Linie kämpfender Parteigänger Peels, was jene Männer nicht waren, ja er stand in dem Rufe, eine entscheidende Rolle bei Peels Gesinnungswechsel gespielt und die Universität in diese höchst unnötige, mutwillige Streitsache verwickelt zu haben. Peel hatte das Richtige getan, als er verzichtete; doch nun wurde von der Universität verlangt, sie solle ihren Beschluß umstoßen. Das kam daher, daß der Provost sich in die hohe Politik eingemischt hatte.

Doch er ging so vor, daß der Streit zwischen ihm und seinen Tutors ebensowohl zu einem häuslichen und persönlichen wie zu einem kirchlichen wurde. Es war nach alter Regel der Brauch, daß Vorsteher und Fellows in öffentlichen Fragen gemeinsam vorgingen; der Provost befragte das Versammlungszimmer, bevor er Stellung nahm. Doch Dr. Hawkins war, ohne seine Fellows irgendwie von seinen Absichten in Kenntnis zu setzen, Knall auf Fall nach London gegangen, hatte sich der Regierungspartei angeschlossen, und als er bei der Rückkehr entdeckte, daß sie gegen ihn waren und es mit den Tories hielten, nannte er ihnen ins Gesicht die große Tory-Bewegung »ihre Kabale«. Durch solche persönliche Gereiztheit auf beiden Seiten spitzte sich natürlich ihr Streit zu, und die Aussichten auf eine Versöhnung wurden abgeschnitten, und sie war sehr zu beklagen; doch schließlich wurzelte der Streit zwischen den beiden Parteien in einem Prinzip und beruhte, wie der Ausgang klarer zeigte, auf theologischen Meinungsverschiedenheiten, bezüglich deren anzunehmen war, daß keine Partei ihre

Ansicht preisgeben würde, daß sie vielmehr im Laufe der Zeit immer fester damit verwachsen würde. Es ist notwendig, das zu betonen, denn als einige Jahre später die Abneigung Newmans und seiner Freunde gegen die kirchliche Haltung des Dr. Hawkins in ihrer Opposition gegen seinen Freund Dr. Hampden bei seiner Berufung auf den theologischen Lehrstuhl mit einem allgemeinen Einspruch offenbar wurde, pflegte Dr. Hawkins, um diese Opposition herabzusetzen, zu sagen, die Universität sei dazu verleitet worden, einen bloßen College-Streit aufzugreifen, und er wollte damit sagen, weil er in den Jahren 1830/32 Hampden die Tutorstelle gegeben hatte, die er Newman genommen hatte, habe Newman seitdem stets unfreundliche Gefühle gegen Hampden gehegt, die 1836 in dem Versuch, seine Beförderung zu hindern, zum Ausbruch kamen. Doch diese Darstellung wird einer Prüfung nicht standhalten.

Dieser College-Streit, der der eigentliche Gegenstand dieses Kapitels ist und der ebenfalls, wie oben gesagt wurde, auf einem religiösen Prinzip beruhte, erhielt seine Gestalt und wurde zum Austrag gebracht im Verlauf des Jahres, welches der Peel-Angelegenheit folgte. Er entstand auf folgende Weise: Zu Beginn jedes Semesters pflegten die Tutors zusammenzukommen und das Verzeichnis der Vorlesungen aufzustellen, welche jeder der jungen Leute besuchen sollte, eine schwierige und ermüdende Aufgabe, wie man leicht begreifen wird, da sie verlangte, daß für jeden einzelnen Vorlesungen, Klassen und Stunden passend eingerichtet würden. Jeder Nichtgraduierte mußte täglich zu bestimmten festgesetzten Stunden unter einer bestimmten Anzahl von Dozenten in einer bestimmten Anzahl von Klassen sein; jede Klasse mußte aus Studenten zusammengesetzt sein, die annähernd gleich an Kenntnissen waren, und von einem Dozenten geleitet wurden, der dem Stoff und ihnen gewachsen war. Die Aufstellung dieses Planes war daher eine Arbeit von vielen Stunden und war stets mehr oder weniger unbefriedigend, da nach mühseligen Anstrengungen zur Beseitigung doch hartnäckige Haken zurückblieben und Schwierigkeiten sich häuften. Dann wurde der Plan sauber ausgearbeitet und dem Provost zugeschickt, der am Ende des Semesters den Vorsitz bei der Prüfung führte, die jeder junge Mann in den Fächern abzulegen hatte, über die er, dem Plan entsprechend, Vorlesungen gehört hatte.

Weder Newman noch die andern Tutors dachten je im Traum daran, sich diese gemeinsame Veröffentlichung der Semestervorlesungen zu schenken, wie sie bisher üblich war, noch die Liste nach ihrer Aufstellung nicht dem Provost vorzulegen oder sich dagegen aufzulehnen, daß er die jungen Leute am Ende des Semesters persönlich prüfte; aber sie versuchten den Plan nach einem Prinzip aufzustellen, das sie für klarer, einleuchtender, praktischer hielten, als es bisher war und besser im Einklang mit ihrer eigenen Idee vom Amt eines Tutors und seinen Pflichten. Bisher war es Brauch gewesen, ihn ohne jede Rücksicht auf die vorhandene Beziehung zwischen dem Tutor und seinen eigenen Zöglingen aufzustellen, so daß dabei alle Tutors für die jeweilige Gelegenheit Dozenten für alle Nichtgraduierten wurden, ob es nun ihre Zöglinge waren oder nicht, und unterschiedslos diese oder jene Klasse der Reihe nach übernahmen, aus wem sie sich auch zusammensetzen mochte. Das Prinzip, das man nun einführte, bestand darin, daß jeder Tutor in erster Linie für seine eigenen Zöglinge verantwortlich sein und sorgen sollte, bestimmen sollte, in welchen Fächern sie Vorlesungen hören

sollten, und als erster zu wählen haben sollte, ob er diese Vorlesungen selbst übernehmen wollte, und erst in zweiter Linie für die Zöglinge der anderen sorgen. Sie waren der Ansicht, daß sonst das Amt eines Tutors zu dem eines bloßen Dozenten werde und der Unterricht keine persönliche Einwirkung mehr sei, sondern eine geistlose und großspurige Form.

Demgemäß beschlossen sie im Jahre 1829, entsprechend ihrer eigenen Ansicht über die Sache vorzugehen. Aus verschiedenen Gründen teilten sie dem Provost nicht förmlich mit, was sie taten, obwohl er es von Anfang an durch das Vorlesungsverzeichnis erfuhr. Zunächst behaupteten sie, die Tutorstelle sei selbst ein Universitäts- und nicht bloß ein College-Amt, und obwohl ihre Ernennung und die Zuweisung der Zöglinge Sache des Provost war, seien sie für ihre Amtsführung dem Vizekanzler, nicht dem Provost verantwortlich. Sodann schien es ihnen ausreichend, wenn der Provost ihren Vorlesungsplan sah und am Ende des Semesters ihre Zöglinge danach prüfte, um sich ein Urteil über ihre Arbeit und deren Erfolg zu bilden, und daß er sich um die Art und Weise, wie sie ihren Unterricht erteilten, nicht zu kümmern habe, daß dies vielmehr ihrem Belieben anheimgestellt sei. Und drittens kannten sie ihn gut genug, um sicher zu sein, daß er sein Veto einlegen würde, so unnötig es sein mochte, wenn sie ihn fragen wollten, statt nach ihrem Recht zu handeln, und zwar nichts zu verbergen, doch auch nichts von sich aus mitzuteilen, und daß dann die College-Verwaltung auf ein totes Gleis geschoben würde. Sie beschlossen also, der Sache ihren Lauf zu lassen und es dem Provost anheimzustellen, ob er Einwände machen wollte.

In einer Denkschrift, die Newman im Sommer 1830 unmittelbar bei seiner Entfernung aus der Tutorstelle entwarf, schreibt er folgendes: »Als ich Dornford im Dezember 1828 wegen der Sache um Rat fragte, nämlich wegen der Änderung des herrschenden Unterrichtssystems, hatte ich keinen Verdacht, daß ich irgendwelche anerkannte Prinzipien der College-Ordnung durchkreuzen könnte. Daß wir die Methode verließen, welche einzelne Tutors gewählt hatten, das merkte ich wohl; aber da mich weder der Provost (Copleston) bei meiner Ernennung noch die älteren Tutors über die Sache unterrichtet hatten, lag kein Grund für mich vor anzunehmen und ich wußte es auch nicht, daß besondere Prinzipien für den Unterricht und noch viel weniger ein bis ins kleinste ausgearbeitetes System für das Halten der Vorlesungen im College unwandelbar eingeführt war. Ich wußte freilich, daß eine öffentlich anerkannte Beziehung zwischen den Tutors als Körperschaft und den Nichtgraduieren als Körperschaft bestand und ferner eine private Beziehung zwischen jedem Tutor und seinen Zöglingen; aber daß die private Beziehung der öffentlichen untergeordnet sei, das hatte ich als Prinzip von Oriol niemals nennen hören und dem habe ich mich beharrlich widersetzt. Allerdings hätte ich den Unterricht niemals übernommen oder höchstens zur Probe auf kurze Zeit, wäre ich nicht völlig überzeugt gewesen, daß ich meine Zeit in erster Linie meinen Zöglingen widmen sollte und erst in zweiter Linie den Zöglingen anderer ... Wenn ich mich in den andern Colleges rings um uns umsah, so fand ich, daß die Tutors im Besitz einer nahezu unbegrenzten Freiheit waren und einer unbeschränkten Macht, die ihnen von dem Leiter ihres Hauses bei der Ernennung für ihre Stelle anvertraut war.«

Er fährt fort: »Unser Plan wurde zuerst von uns im Vorlesungsbeginn 1829 angenommen. Im nächsten Semester sagten wir dem Provost gelegentlich, wie wir vorgingen, und waren sehr überrascht und entsetzt über die barsche Art, in der er die Mitteilung aufnahm, ohne jede Rücksicht auf uns und ohne eine Frage nach den Gründen, die uns gelehrt hatten, als wir unsere Neuordnung trafen. Bei einer zweiten Begegnung sagte er uns in scharfem Ton, »wir müßten dies im nächsten Semester ändern«. Nach den großen Ferien drückte der Provost seine Meinung in demselben gebieterischen, selbstherrlichen Tone sehr energisch aus. Es folgte eine lange Auseinandersetzung, in der ich ihm klar und deutlich sagte, ich betrachte mein Amt als ein Universitätsamt, das der Autorität der Universität unterstehe, und es sei mir eine Gewissenssache, meine Zeit und Mühe nicht dem System zu widmen, das er aufrechterhalten wollte.«

B

Der Konflikt, wie er oben beschrieben wurde, hätte vermieden oder doch wiedergutmacht werden können, wenn jene innige Vertrautheit noch angedauert hätte, die einst zwischen Dr. Hawkins und Newman bestand; aber durch das Jahr 1829 war ihr Verhältnis zueinander wesentlich anders geworden, als es im Jahre 1824 war, wo der letztere der anspruchslose und dankbare Schüler des ersteren war. Newman hatte sich eifrig für Hawkins ins Zeug gelegt und laut sein Lob gesungen, wo er ging und stand. Er hatte sich große Dinge von seinem Aufsteigen zum Provost versprochen und lebhaften Anteil daran genommen, als es betrieben wurde. Und dann war er andererseits von Anfang an tief enttäuscht über das Ergebnis. Auch war er nicht der einzige unter den Fellows, der so fühlte. Freilich ist solche Enttäuschung der Hoffnungen auf kommende große Taten von Freunden, wie sie die Menschen hegen, die dahin gewirkt haben, sie in einflußreiche Stellungen zu bringen, nichts Seltenes, und oft schließt sie große Ungerechtigkeit, ja selbst Grausamkeit gegen die ein, denen sie gilt; Newman hätte größerzügiger einem Manne gegenüber auftreten können, dem er viel verdankte, aber er hatte verschiedene Gründe zur Klage gegen Hawkins seit der Zeit, da er Provost wurde, Klagegründe, die ihn sehr reizbar machten und auf die wir hier Bezug nehmen, wenn wir sie auch nicht einzeln anführen, nur weil es unfair gegen ihn und seine Kollegen wäre, wenn man in dem Leser auch nur den leisesten Verdacht bestehen ließe, als sei in ihrer Haltung dem Provost gegenüber etwas von eitlen und rohem Trotz gewesen, und als sei sie nicht durch ein wohlüberlegtes Urteil bestimmt gewesen, das sie sich über ihn gebildet hatten, mochte es nun richtig oder falsch sein, und infolgedessen durch das Motiv der Pflicht.

So standen die Sachen am Ende des ersten Jahres des neuen Provost; zu Beginn des nächsten Jahres 1829, gleichzeitig mit dem Universitätskonflikt wegen der Wiederwahl Peels (in welchem Provost und Tutors für die entgegengesetzte Seite Partei ergriffen), nahm der College-Streit bestimmte Gestalt an bezüglich der Frage, welche Prinzipien und Methoden die Tutors bei den Vorlesungen gegenüber ihren nichtgraduierten Mitgliedern beobachten sollten; d. h. ob die Tutors in ihren ordentlichen Lehrstunden, wie sie im Jahresplan festgesetzt waren, ihr Interesse und ihre Sorgfalt in erster Linie ihren eigenen,

speziellen Zöglingen zuwenden sollten oder unterschiedslos allen Nichtgraduierten, die an den Lehrstunden teilnahmen, ihren eigenen Zöglingen und denen anderer Tutors.

Der Provost schloß sich der zweiten Ansicht an, die in Oriol herrschend war; die Tutors wünschten die erste einzuführen, und während der Provost darauf bestand, daß die Tutors durch eine bedeutsame Regel gebunden seien, wonach man lange verfahren war und die er selbst vorschrieb, behaupteten sie im Gegensatz dazu, sie hätten ein Universitätsamt inne, obwohl er sie ernannte und die Macht hatte, sie zu entlassen, und solange sie es innehätten, müßten sie seine Pflichten nach ihrem eigenen Ermessen erfüllen.

Es ist wohl kaum zuviel gesagt, daß diese streitenden Ansichten praktisch nicht so entgegengesetzt waren, daß ein Ausgleich zwischen ihnen unmöglich war, wenn nur ihre Vertreter anders gewesen wären, als sie waren. Aber es bestand eine sich noch stets erweiternde theologische Gegnerschaft zwischen den beiden Parteien und eine unsympathische Strenge auf Seiten Dr. Hawkins', der bei bewundernswerter Selbstbeherrschung und tadelloser äusserer Haltung doch kein Haarbreit von der Stellung weichen wollte, mit einer unbeugsamen Hartnäckigkeit, die jede Annäherung unmöglich machte. Und das war noch nicht alles: Dr. Hawkins wünschte tatsächlich, Newman als Tutor zu behalten und Wilberforce und Froude loszuwerden, von denen er meinte, sie seien nur durch einen Zufall Tutors und nicht aus wirklichem Beruf, und vielleicht legte er ihrem Einfluß den scharfen Kurs zur Last, den Newman eingeschlagen hatte. Gewiß waren sie, was man »jung« nennt; und es fehlte ihnen an jener ernsten Würde, die Newman ebenso sehr als unerläßlich für einen Tutor ansah wie der Provost selbst. Der Provost konnte andererseits ein freies und leichtes Auftreten nicht vertragen, und wenn jemand »slang« redete, war ihm das ein Greuel: was andere nur für Humor hielten, das lockte auf seinem Gesicht sofort einen sonderbaren, strengen Ausdruck hervor; und wenn sich seine Tutors bisweilen noch wie Knaben benahmten, konnten sie ihrerseits fragen, ob er selbst wohl je ein Knabe gewesen sei. Whately, der allerdings ein frei und leicht auftretender Mensch war, dem aber Wilberforce und Froude mit besonderer Freude Opposition machten, verglich witzig solche jungenhaften Tutors mit den größeren Mädchen in einer armen Familie, die ihre kleinen Brüder warten und herumtragen müssen, bevor sie selbst recht entwickelt sind, und dadurch eine schlechte Figur bekommen; und als man Froude das erzählte, lachte er in der gewinnenden Art, die so charakteristisch für ihn war, die Wahrheit dieser Worte halb erkennend und zugestehend. Der Schreiber dieser Zeilen glaubt, daß der Provost daher Newmans Sache von der Wilberforces und Froudes zu trennen wünschte; indessen, wenn dem so war, so war es nicht klug, es zu zeigen. Newman wußte wohl, daß der Eifer, die Sorgfalt und der Erfolg seiner beiden Freunde bei ihrer Arbeit als Tutors ebenso bemerkenswert war, wie ihre Übereinstimmung mit ihm in den leitenden Prinzipien herzlich und vollständig war; und er hatte nicht den Wunsch oder die Absicht, sich von ihnen trennen zu lassen.

Auch machte der Provost die Sache dadurch nicht besser, daß er es merken ließ, er halte ein Tutorgehalt wohl für Newman, aber nicht für Wilberforce und Froude angebracht. Doch was Newman am meisten ärgerte, war, daß er Newmans Verhalten auf Verärgerung zurückführte und es nicht sehen

wollte oder konnte, daß er darin ein ernstes Prinzip wahrte, und daß er eine zuversichtliche Erwartung verriet, das, was er als Laune bei Newman ansah, werde bald vorbeigehen, und er werde schließlich nachgeben. Vielleicht hätte der Provost sich anders verhalten, wenn man ihn dazu hätte bringen können, Newmans offener Erklärung Glauben zu schenken, daß er unter keinen Umständen Tutor bleiben werde, wenn man auf seine Bedenken keine Rücksicht nähme; aber es war ihm unmöglich, die Stärke von Newmans Gefühl zu begreifen, daß er seinen Erziehungspflichten nicht mehr nachkommen konnte, wenn er sie nicht zu einer Erfüllung seines Weihe-Gelübdes gestalten könnte, und anstatt seine kurz angebundene und nicht immer respektvolle Manier und Ausdrucksweise in den folgenden Gesprächen und Briefen so zu deuten, schlug er einen gönnerhaften Ton an, setzte voraus, daß Überarbeitung Newmans Blick für die Dinge trübte, und fragte beständig, »wie es ihm heute gehe«, so daß die Tutors ihre Witze darüber machten, während Newman andererseits einfach empört darüber wurde, daß gegenüber dem feierlichen Bewußtsein, das ihn ständig begleitete, ein Diener Gottes und Prediger seines Evangeliums zu sein, der Provost es wagte, ihm eine Beschäftigung aufzunötigen, die er selbst, indem er sie aufnötigte, für nicht eigentlich geistlich erklärte und für etwas, das man nur einige Zeit als Beigabe ertragen könne und was nicht das letzte Ziel und die Hauptleistung im Leben eines Geistlichen sei.

C

Als Nächstes folgt Newmans Darstellung des neuen Systems zur Einsicht für den Provost mit Dr. Hawkins' Antwort.

»28. April 1830. Die Vorlesungen auf dem Stundenplan sind öffentlich oder privat.« (Er hätte sie lieber »allgemein oder persönlich« nennen sollen; denn öffentlich waren sie alle, da sie auf dem Stundenplan standen, da sie alle dem Provost zur Fortsetzung zugeschickt wurden und alle Gegenstand der College-Prüfung waren, die am Schluß des Semesters im Beisein des Provost abgehalten wurde; er fährt fort): »Die öffentlichen Vorlesungen werden unterschiedslos von den Tutors übernommen, es sind 8 bis 10.« Soweit blieb das alte System in Kraft. »Die meisten schließen mit dem Semester.«

»Privatvorlesungen sind solche, in denen jeder Tutor seine eigenen Zöglinge unterrichtet, in Geistes-Gegenständen, wie Theologie und Ethik, oder im Anschluß an Bücher, deren Lektüre mehrere Semester hindurch fortgesetzt wird, z. B. geschichtliche, oder um seine Zöglinge für die öffentlichen Vorlesungen vorzubereiten.«

»Obwohl angenommen wird, daß die Unterweisung jedes Zöglings seinem eigenen Tutor anvertraut ist, wird von dieser Regel abgewichen:

(1) durch die öffentlichen Vorlesungen, welche die Gegenstände behandeln, die von allen gefordert werden, und über die es üblich oder nicht ungewöhnlich ist zu lesen;

(2) in den Privatvorlesungen durch Schüleraustausch zwischen den Tutors zur wechselseitigen Förderung; doch liegt hier die letzte Entscheidung bei dem Tutor, der liest.«

Zur Kritik an diesem Bericht über das neue System könnte man sagen, was Dornford eingewendet hat, daß es offensichtlich von etwas kompliziertem Charakter sei und für seine Durchführung ungewöhnliche Männer erfordern würde und ein ganz ungewöhnlich gutes Einvernehmen und eine Einheit des Geistes unter ihnen. Andererseits würde Newman ins Feld führen, daß eine solche geistige Harmonie und prinzipielle Übereinstimmung zwischen den Tutors bestand, und daß das System sich schon während eines Jahres bewährt hatte. Der Provost hätte weiser gehandelt, sie gewähren und ihre Erfahrungen machen und ihre Theorien, wenn sie nur das waren, an den Schwierigkeiten, denen sie sich selbst ausgesetzt hatten, scheitern sehen zu lassen. Denn das Hinzukommen eines neuen Tutors, der bei Dornfords erwartetem Rücktritt sicher kommen mußte, hätte des Provosts Ziel ohne sein eigenes Zutun gesichert.

Diese Ansicht leuchtete aber dem Provost nicht ein; er antwortete auf Newmans Darstellung mit folgendem Brief, worin er, wie man sehen wird, keine Kritik und keine Einwände dagegen vorbringt, sondern sich damit beschäftigt, die Einzelheiten des geltenden Systems zu entwickeln, die Newman aus Erfahrung ebensogut kannte wie Hawkins, und es endgültig dabei bewenden läßt. Sein Brief ist vom 15. Mai datiert. Newman hatte ihm in der Zwischenzeit mehrere Briefe geschrieben, aber der Provost verstand Newman so wenig, daß er sich einbildete, eine Verzögerung würde dahin wirken, jene Gereiztheit zu mildern, welche die Tutors wegen der strittigen Fragen fühlen mochten, während sie gerade dazu diente, sie zu vermehren. Er schrieb folgendes:

»Am ersten Tag des Semesters trafen alle Tutors zusammen, um gemeinsam alle Vorlesungen festzusetzen und miteinander die verschiedenen Vorlesungen zu besprechen, welche jeder Student besuchen sollte. Die Klassen wurden demgemäß gebildet, ohne daß zunächst der Tutor berücksichtigt wurde, der eine der Klassen bekommen sollte, oder die Studenten, die zu einer von ihnen gehören sollten, da sie unter diesem oder jenem besonderen Tutor eingetreten waren. War so eine genügende Anzahl von Klassen gebildet und waren alle Studenten in einer für jeden ausreichenden Zahl von Klassen untergebracht, dann trafen die Tutors ihre Wahl unter diesen Klassen ... Dann kam die Festsetzung der Klassen auf die Tage usw. ... Die wichtigen Punkte sind, daß die Klassen nicht zunächst durch einen bestimmten Tutor noch für ihn gebildet wurden; und daß die Schüler in die Klassen eingereiht wurden ohne jede Rücksicht darauf, daß sie die Zöglinge dieses oder jenes Tutors waren. Es war nicht unwichtig, daß alle Studenten in der richtigen Zahl von Klassen untergebracht wurden, bevor die Tutors ihre Vorlesungen wählten.«

Zur selben Zeit sagt er: »Da Sie Ihr System zur tatsächlichen Ausführung gebracht haben, verlange ich nichts weiter, als daß Sie nicht auf einmal, sondern allmählich zum alten System zurückkehren. Und das wird mit Leichtigkeit geschehen, wenn Sie es nur dulden, daß Ihre Klassen, nachdem jeder das Pensum abgeschlossen hat, mit dem er gerade beschäftigt ist, wieder in die allgemeine Serie von

Klassen eingereicht werden, und wenn Sie in Zukunft keine Klassen mehr aus Ihren besonderen Zöglingen bilden.«

Als jede Partei der andern gegenüber ihre Ansicht festgestellt hatte, waren sie am Ende der Kontroverse angelangt. Es bestand keine Aussicht, daß die Gründe der einen Seite auf die andere irgendwelche Wirkung ausüben würden. Doch ehe wir die letzten Briefe, die Provost und Tutors aneinander richteten, einfügen, sollen die Argumente hergesetzt werden, auf die sie sich beiderseits stützten.

(1) Zunächst der Provost. Er fand natürlich seinen Stützpunkt darin, daß das Unterrichtssystem, das er vertrat, das anerkannte System war, daß es lange Jahre in Kraft gewesen und von Männern wie Copleston, Davison, Bishop, Marsh, Whately, Tyler und Keble anerkannt und in die Praxis umgesetzt worden war. Und nächst dem, daß es sich gut bewährt hatte; d. h., wenn das ein Beweis für seine gute Bewährung ist, daß es einen solchen Geist des Fleißes im College großgezogen hatte, daß die Leute von Oriel es im Verlauf der 8 Jahre vor 1828 zu 15 ersten Klassen gebracht hatten, 8 in den klassischen Fächern und 7 in Mathematik, und das war – obwohl Oriel nicht das größte College war – soviel, wie kein anderes außer Christ Church erreicht hatte, und keines außer Balliol kam dem nahe. Warum sollte aber eine Unterrichtsmethode, die von Männern gestaltet war, welche durch ihren Ruf und ihre Bemühungen Oriel zu dem gemacht hatten, was es war, und die durch ihre Ergebnisse gerechtfertigt war, beiseite geschoben werden, einem unausgeprobten System zuliebe, durch den Willkürakt einiger junger Leute, die wenig Erfahrung in der Arbeit eines Tutors hatten, und das ohne jeden Rat von Seiten anderer, und speziell ohne seine ausgesprochene Billigung, der sicherlich die Übersicht über alle College-Maßnahmen besaß und überdies der echte Vertreter und lebendige Zeuge und Hüter jener alten Tradition war, über die man sich nun so pietätlos hinwegsetzte?

(2) Newman antwortete folgendes: Erstens sagte er, die Methode, die ein Tutor für die Unterweisung seiner Zöglinge zu wählen habe, könne nicht zu einer bindenden Tradition gemacht werden; die Tutorstelle sei, was das College angehe, ein eigenständiges, unabhängiges Amt; es unterstehe nicht der Gerichtsbarkeit des College; es schließe notwendig eine Freiheit des Handelns und eine persönliche Verantwortung ein; die Beispiele früherer Tutors könnten keine Regeln für die gegenwärtigen sein; so lange er Tutor sei, müsse er nach bestem Wissen und Gewissen für das Wohl seiner Zöglinge arbeiten; er könne beiseite geschoben oder entlassen, aber nicht in einer Sache der Pflicht überwacht werden. Er sagte das alles auf Grund der offenkundigen Tatsache, daß eine Tutorstelle nicht nur ein College-, sondern ein Universitätsamt war, daß er als Tutor nicht dem Provost, sondern dem Vizekanzler unterstand. Eben dies hatte der Provost übersehen, und es war der springende Punkt bei der ganzen Frage. Er berief sich auf den Wortlaut der Universitäts-Statuten, um zu zeigen, was ein Tutor sein sollte. Er war nicht ein Dozent für eine bunte Menge von Nichtgraduierten, zu denen er keine bestimmten Beziehungen hatte, sondern, wie das lateinische Wort besagt, ein Hüter bestimmter ihm anvertrauter Zöglinge oder Schutzbefohlener. Nach den Statuten sollte er ein »vir probitate et eruditione perspecta, religione sincerus« sein, der »scholares tutelae suae commissos probis moribus instruat et in probatis auctoribus instituat et maxime in rudimentis religionis et doctrinae articulis etc.«, er sollte

sogar auf Kleidung und äußere Erscheinung seiner Zöglinge achten. All das sei nicht unvereinbar damit, daß er auch für andere als seine eigenen Zöglinge Vorlesungen halte, was er mehr als gern tun wolle, doch er habe das sichere Gefühl, daß seine erste Pflicht vor allem denen gelte, die seine Zöglinge und nicht die eines andern seien.

Was dann die Frage angeht, ob das vom Provost vertretene System sich gut bewährt habe, so bestritt Newman den Beweis, den der Provost dafür gab, oder erläuterte ihn näher. Allerdings, sagte er, solange Tyler im Amt war, im Verlauf seiner neun Jahre hätten die Leute von Oriol es auf 22 erste Klassen gebracht, 14 in den klassischen Fächern und 8 in Mathematik, aber tatsächlich hatten sie es eben durch das System dahin gebracht, das Dr. Hawkins in den Bann tat, durch privaten und persönlichen Unterricht neben und außer den gemischten Vorlesungen, die ohne Rücksicht auf die Beziehung zwischen Tutor und Zögling gehalten wurden. Der einzige Unterschied war der, daß sie außerordentlich waren und entsprechend bezahlt wurden, daß der College-Tutor in solchen Fällen die Pflichten des Privatunterrichts als Zugabe auf sich nahm, während Newman solche Pflichten zum Amt eines College-Tutors als solchen rechnen wollte. Das würde ihn natürlich mit mehr Arbeit belasten, doch das sei seine Sache, nicht die des Provost, aber dessen sei er sicher, ließe man das System des Provost allein bestehen ohne Privatunterricht, sei es gelegentlicher und nach Übereinkunft wie Tylers oder förmlich verbindlicher wie sein eigener, so würden Auszeichnungen in Oriol selten werden.

Das sagte er, während die Auseinandersetzung mit dem Provost vor sich ging; und es erfährt eine wichtige Erläuterung durch die späteren Ereignisse, wie die folgende vergleichende Zusammenstellung zeigen wird. Nehmen wir die vier Jahre, ehe das neue System zur vollen Auswirkung kam, und die vier Jahre darauf, die seine Wirkungskraft zeigen, so finden wir folgenden Kontrast zwischen ihnen: In den ersten vier, von Michaelis 1825 bis Ostern 1829 einschließlich, in denen wir (da Tylers Tatkraft nachließ) das Ergebnis des alten Systems haben, brachten es die Leute von Oriol nur auf zwei erste Klassen. Doch während der vier folgenden Jahre, die das neue System Newmans, Wilberforces und Froude darstellen, kamen sie auf elf. In den nächsten fünf Jahren, von Michaelis 1833 bis Ostern 1837, während derer das alte System teilweise wiederhergestellt wurde, gingen die ersten Klassen in Oriol auf fünf zurück.

Was bedeutete also alles in allem der Streit des Provosts für den Verkehr des Tutors mit seinen Nichtgraduierten? Es wurde in ebenso viel Gegenständen unterrichtet wie früher, es wurden ebenso viel Klassen gebildet, und es war in allen Fällen im Interesse der Tutors selbst, daß jeder die Gegenstände behandelte, die ihm am nächsten lagen und daß der Provost in jedem einzelnen Fall, wo das nicht geschah, eingreifen konnte. Wenn sie also das Gefühl hatten, daß ihr eigener Plan ihrem Gewissen mehr entsprach als ein anderer, der sie von ihren eigenen Zöglingen trennte, warum sollten sie ihn nicht zur Ausführung bringen? Warum sollten sie nicht wenigstens einen Versuch damit machen?

Zweiter Teil Bruchstücke aus Newmans Frühzeit (1801–1828)

1. Die ersten Jahre. Von Anne Mozley

... Eine Anekdote aus sehr früher Zeit, die der Schreiberin dieser Zeilen von Dr. Newmans Schwester während ihrer letzten Krankheit erzählt wurde, hat ein Lächeln bei denen hervorgerufen, die ihn in späteren Tagen kannten. Nach einem kindlichen Ringen um die Oberhand zwischen Mutter und Sohn – der liebenden Mutter und ihrem willensstarken Kind – hielt sie ihm vor: »Siehst du, John, du hast doch nicht deinen Willen bekommen.« »Nein«, war seine Antwort, »aber ich habe mir alle Mühe gegeben.«

Es gibt einen Brief von seinem Vater vom November 1806, der eine frühzeitige Hochschätzung zeigt. Er beginnt: »Dies ist der allererste Brief, den Dein Vater an seinen Sohn geschrieben hat; und nachdem er ihm befohlen hat, ihn seiner Mutter und Charles dem Bruder vorzulesen, um zu zeigen, wie gut er Geschriebenes lesen könne, fährt er fort, »doch Du wirst bemerken, daß Du jeden Tag etwas Neues lernen mußt, wenn Du noch weiter ein kluger Junge genannt werden willst.«

Ein anderer charakteristischer Zug kommt in einer seiner frühesten Erinnerungen aus dem Schulleben zum Vorschein, die ihm ins Gedächtnis zurückgerufen wurde, als ein Freund ihn veranlaßte, auf jene Zeit zurückzublicken. Nach dem ersten Besuch seines Vaters und seiner Mutter fand Dr. Nicholas nach ihrer Abreise das siebenjährige Kind still für sich weinend und schlug ihm vor, um es aufzuheitern, es solle in das große Zimmer gehen, wo die Knaben waren. Dagegen wehrte er sich; seine Tränen waren zweifellos bemerkt worden und hatten Spott erregt. »Lieber Herr! Sie werden solche Sachen sagen! Ich kann nicht anders als weinen.« Als sein Erzieher die Sache leicht nehmen wollte: »Lieber Herr! doch, Sie werden alle möglichen Sachen sagen«, und indem er seinen Lehrer bei der Hand nahm, »kommen Sie und sehen Sie selbst; und er führte ihn in das gedrängt volle Zimmer, wo es unter diesen Umständen natürlich keine Neckerei gab.

Als er hörte, daß die Briefe, welche diese Bände füllen, veröffentlicht werden sollten, sagte ein alter Freund und Schüler Newmans von Oriel, er erinnere sich, daß er ihm einst erzählt habe, er habe Cumberland in seiner Kindheit gesehen, »den vollkommenen Mann seiner Zeit«, der seinem kindlichen Gedächtnis die Begegnung als denkwürdig einprägte. Um die Wahrheit dieser Geschichte festzustellen, wandte sich die Herausgeberin an den Kardinal und fragte nach seinen Erinnerungen. Folgendes war seine Antwort:

»Lord Blachford hat wirklich recht mit Cumberland. Ich glaube, er kam zu einer Abendgesellschaft in unser Haus. Meines Vaters parteiische Liebe für mich brachte es dahin, daß ich dies oder das in

Gegenwart eines Literaten aufsagte. Ich wünschte, ich könnte glauben, es sei ›Hier liegt Cumberland‹ aus Goldsmiths ›Retaliation‹ (Vergeltung) gewesen, das ich als Knabe tatsächlich gut kannte. Die Unterredung endete damit, daß er seine Hand auf meinen Kopf legte und sagte: ›Junger Mann, wenn du alt bist, kannst du sagen, daß Richard Cumberlands Hand auf deinem Haupt gelegen hat.«

Eine Erinnerung ähnlicher Art wird von einem Freund erwähnt, der schreibt:

»Die Ealing-Schule hatte zu jener Zeit einen großen Namen; sie wurde nach den Grundsätzen von Eton geleitet; alle Leute sandten ihre Söhne dahin; sie machten Fortschritte. Einmal im Jahre hatte die Schule einen großen Tag – einen Rede-Akt –, und der Herzog von Kent pflegte dazu zu kommen. Das eine Jahr hatte Newman eine Rede vor ihm zu halten. Unglücklicherweise war er gerade in den Stimmbruch gekommen, doch trotz allem brachte er seine Rede bis zu Ende. Er muß es sehr gut gemacht haben, soweit seine Stimme es ihm gestattete, denn als Dr. Nicholas entschuldigend zum Herzog sagte ›er ist im Stimmbruch‹, antwortete der Herzog sogleich: ›Aber der Vortrag war so gut.«

Eine Erinnerung an seine Kindheit enthält ein Brief an Hope-Scott von 1871, wo er ihm für eine Abschrift der verkürzten Lebensgeschichte Walter Scotts dankt.

»In einem Sinne (schreibt er) verdiene ich es; ich hatte stets so eine Ergebenheit – so kann ich es nennen – für Walter Scott. Als Knabe las ich in frühen Sommermorgenstunden ›Waverley‹ und ›Guy Mannering‹ im Bett, als sie zuerst erschienen, ehe es Zeit zum Aufstehen war; und lange Zeit vorher – ich glaube, als ich acht Jahre alt war – lauschte ich eifrig dem ›Lied des letzten Minnesängers‹, das meine Mutter und meine Tante laut lasen.«

Während seiner ganzen Schulzeit zeigen seine Briefe von daheim, welche hohe Meinung sich seine Eltern von ihm bildeten, und daß er den Menschen seiner Umgebung Achtung und Vertrauen einflößte. Seine Mutter schreibt: »Ich fühle mich ganz beruhigt in der Überzeugung, daß Du immer nach bestem Wissen und Gewissen handeln wirst«. Seine Neigungen behielt man in Erinnerung. »Wir waren im Konzert«, schreibt sie, »und entzückt von dem Holländer (diesen Namen hatte er Beethoven wegen des Van seines Namens gegeben, um seinen Musiklehrer zu necken) und dachten oft an Dich und Deine musikalische Gesellschaft.« Musik war eine Familienliebhaberei und -beschäftigung; Newman, der Vater, regte seine Kinder dazu an. In jenen frühen Tagen konnten sie Aufführungen unter sich veranstalten, opernartige oder einfach dramatische. So schreibt er in einem Heft, das Erinnerungen festhält:

»Im Jahre 1812, glaube ich, schrieb ich eine Art Scherzdrama; ebenso – ob darin eingeschlossen oder nicht, daran kann ich mich nicht erinnern – eine Satire auf den Prinzregenten. Und einmal schrieb ich ein Theaterstück, in dem Augustus auftrat. Ferner schrieb ich 1815 eine burleske Oper und komponierte Melodien für die Gesänge.«

Im Alter von vierzehn Jahren scheint eine Art Schreibwut von ihm Besitz ergriffen zu haben.

»1815 schrieb ich zwei Zeitschriften, d. h. Blätter, die ›der Späher‹ und der ›Gegen-Späher‹ genannt wurden. Sie waren gegeneinander geschrieben. Der erste kam auf 30 Nummern, vom 8. Mai bis zum 27. Oktober, der zweite auf 27 Nummern, vom 8. August bis 31. Oktober. Es ist in beiden kein Satz, der des Aufbewahrens wert wäre. Dennoch rettete ich die Anfangszeilen von beiden und die letzten Worte des zweiten vor den Flammen. ›Das Portefeuille‹ – der Name wurde von G. Adams gegeben, dem ältesten der drei Söhne des amerikanischen Gesandten am Britischen Hof – wurde von dem Klub älterer Knaben geschrieben, der den Spitznamen ›Späherklub‹ führte. Der amerikanische Gesandte selbst arbeitete daran mit. Es begann mit dem 6. November 1815, brachte es auf zwanzig Nummern, endete am 16. Mai 1816. Es ist nichts darin, was das Aufbewahren verdiente. Ich habe jedoch Adams' Zeilen über ›den Grashüpfer und die Ameise‹ aufgehoben. Der ›Beobachter‹ war ganz aus meiner Feder; er belief sich auf vierzig Nummern und 160 eng beschriebene Oktavseiten. Die erste Nummer ist vom 22. Februar 1816 datiert, aber ich glaube sicher, daß einige der späteren Nummern 1817 geschrieben worden sind, nachdem ich die Schule verlassen hatte. Er ist in der Darstellung meinen andern weit überlegen, doch es ist nichts Aufbewahrenswertes darin außer einigen Versen in Nr. 23 und 24, an deren Lehre ich noch jetzt festhalte.«

Das Schreibheft, welches »Kreuz und Rosenkranz« enthält, wovon in der »Apologia« die Rede ist, hat eine farbige Skizze, eine halb-unfreiwillige Karikatur einer Gesellschaft von Knaben von fünfzehn oder sechzehn – wahrscheinlich von einem von ihnen selbst –, die um einen Tisch herum sitzen, während ein Mitglied, dessen ausgeprägte Züge es klar machen, wer der führende Geist der Gesellschaft war, auf seinem Stuhl stehend zu ihnen spricht. Ist dies der Späher-Klub?

Gewisse kurz angebundene Notizen, die nicht sehr lange nachher geschrieben sind, rühren an das, was sich als Beginn einer großen Familienprüfung erwies – die Zahlungseinstellung der Bank, in der Newmans Vater Teilhaber war –, und verbinden das Ende seiner Schultage mit dem, was er immer für das Ereignis seines Lebens gehalten hat – seiner Bekehrung

»Wie zeigt sich in meiner Bekehrung die Weisheit und Güte Gottes! Ich verließ die Schule ein halbes Jahr eher, als ich es tatsächlich tat. Mein Aufenthalt begann am 8. März. Darum wurde ich allein in der Schule gelassen, nachdem meine Freunde fort waren.«

Um diesen Satz zu erklären, sollen ein paar Worte aus einer vertraulichen Aufzeichnung mitgeteilt werden. Am 17. März 1874 schreibt Dr. Newman:

»Ich stieß vor zwei Tagen auf folgenden wichtigen Brief, als ich Papiere, die mit unserem ›Schul-Portefeuille‹ zusammenhingen, durchsah und vernichtete. Er war gelegentlich eines Beitrags, den mein Vater dazu lieferte, geschrieben; doch er enthält die Notiz einer Tatsache, die ich selbst sehr wohl weiß, weil ich und wir alle in jener Zeit großes Gewicht darauf legten, doch über die ich, so viel ich weiß, keine Aufzeichnung hatte. Ich habe das Autogramm aufbewahrt.

Herr Newman an John Henry Newman: »Deine Mutter wird diesem noch etwas hinzufügen; dies soll Dir hauptsächlich sagen, daß unser Bankhaus heute jedermann voll ausgezahlt hat. Sage dies Dr. Nicholas.«

(Es erhebt sich die Frage, warum es überhaupt seine Zahlungen einstellen mußte, wenn es sie nach Ablauf eines Monats voll auszahlen konnte. Ich erinnere mich, zu jener Zeit gehört zu haben, daß es durch die Hartnäckigkeit eines einzigen Menschen kam. J. H. N.)

Um diese Frage nicht noch einmal zu berühren, soll hier ein Brief mitgeteilt werden, den J. W. Bowden ein oder zwei Jahre später als Antwort auf eine Mitteilung seines Freundes schrieb.

J. W. Bowden an John Henry Newman

Fulham, 14. Januar 1819

»... Was die Angelegenheiten Deines Vaters betrifft, so bin ich Dir sehr verbunden für Deine Mitteilung und will gestehen, daß ich damit in einigen Grundzügen schon bekannt war. Ich hatte von Deines Vaters Bankrott gehört (Es war kein Bankrott; das Haus stellte seine Zahlungen ein, zahlte aber voll aus; das war kein Bankrott. – J. H. N.), und ich versichere Dir feierlich, daß ich auch von der höchst ehrenhaften Weise hörte, in der alles geregelt wurde. Meine Information stammte hauptsächlich von Frau Owen, der ich einmal, bevor du kamst, Deinen Namen nannte als eines Menschen, dessen sie sich vielleicht erinnern könnte; und da ich über eine Sache wie diese sprechen kann, ohne in den Verdacht der Schmeichelei zu geraten, muß ich sagen, daß sie sich in den denkbar höchsten Lobreden über die Art und Weise erging, wie die Geschäfte des Hauses geordnet wurden.«

Über die Tatsache und die Wirkungen seiner Bekehrung bleibt Kardinal Newmans Sprache sein ganzes Leben hindurch dieselbe, von den eben angeführten Worten – »Wie zeigt sich in meiner Bekehrung die Weisheit und Güte Gottes!« –, die wahrscheinlich 1816 geschrieben sind; von jenen Worten in der »Apologia«, die 1864 aufgezeichnet wurden – »Von der inneren Umwandlung, von der ich spreche, bin ich noch gewisser überzeugt als davon, daß ich Hände und Füße habe« –, bis zum Jahre 1885, wo Kardinal Newman der Herausgeberin, die von möglichen frühen Briefen gesprochen hatte, als Antwort schreibt:

28. Februar 1885

»Natürlich kann ich nicht selbst Richter über mich sein; doch mit diesem Vorbehalt möchte ich sagen, daß es schwer ist, die Identität des Knaben vor und nach dem August 1816 zu vollziehen oder sich vorzustellen ... Ich kann nach siebzig Jahren auf ihn zurückblicken wie auf einen andern Menschen.«

Sich seinen seelischen Zustand im Alter von vierzehn vergegenwärtigend, schrieb er in einem Manuskriphft aus früher Zeit:

»Ich erinnere mich, daß ich im Jahre 1815, glaube ich, dachte, ich würde gern tugendhaft sein, aber nicht fromm. In der letzten Vorstellung war etwas, was ich nicht mochte. Ich verstand auch nicht, was es bedeutet – Gott lieben. Ich erinnere mich, daß ich mich gegen Herrn Mayers zu Gunsten von Popes ›Versuch über den Menschen‹ ins Zeug legte. Was, brachte ich vor, kann einwandfreier sein als dies? Schärft es nicht ausdrücklich ein: ›Tugend allein ist Glück hienieden?‹«

Die Bekehrung, die auf diese Geisteshaltung folgte, erzeugte in ihm als notwendige Folge den Wunsch nach größerer Strenge der Lebensführung, als Beweis ihrer Realität. Einige Betrachtungen, wahrscheinlich 1816 geschrieben, verweilen bei der Frage der Erholung; darin sieht er die Wahrscheinlichkeit eines Gegensatzes zwischen sich und seinen Eltern voraus, und sie zeigen, wie frei er von dem Eigensinn des Fanatismus war.

»Obwohl es keineswegs angenehm ist, meine Gründe anzugeben, sofern es den Eindruck machen wird, daß ich mir einen eigenen Standpunkt anmaße und an den Vergnügungen und denen, die ihnen nachgehen, Kritik übe, so hoffe ich doch, wenn ich gedrängt werde, sie zu geben, daß ich mich ihrer niemals zu schämen brauche; wenn ich meine Bedenken demütig und mit dem schuldigen Gehorsam gegen meine Eltern vorbringe, mich überzeugenden Gründen nicht verschließe und bereit bin, in einer so zweifelhaften Angelegenheit wie dieser zu gehorchen und gegen mein eigenes Urteil zu handeln, wenn sie es befehlen, wenn ich so zugleich meinem eigenen Gewissen und ihnen Genüge tue ... (aber, indem er sein Argument weiterführt) ich bin mir meiner eigenen Schwäche zu sehr bewußt, um für mich einzustehen. Die Anfänge der Sünde sind geringfügig, und ist es nicht besser, sagt, zu vorsichtig als zu nachlässig zu sein? Außerdem kenne ich mich in manchen Dingen besser als Ihr; ich habe verborgene Fehler, und wenn Ihr darum wüßtet, würde Euch ein so ernsthafter Einspruch nicht seltsam erscheinen ... Ich glaube, daß diese Dinge für mich bedeutungsvoll sind; aber ich bin nicht so fanatisch, sie als eine Sache von hoher religiöser Bedeutung zu behandeln. Ihr mögt glauben, daß dies dem widerspreche, was ich eben über den Anfang der Sünde gesagt habe; wenn es so ist, dann tut es mir leid, daß ich mich nicht genauer und angemessener ausdrücken kann.«

Nach der Immatrikulation, aber vor der Übersiedlung (nach der Universität) schrieb er folgenden Brief an seinen früheren Tutor, Rev. Walter Mayers. Er erläutert jene Stelle in der »Apologia«, wo er von seiner Bekehrung spricht und sagt: »Ich geriet unter den Einfluß eines bestimmten Glaubensbekenntnisses, und mein Geist empfing Eindrücke von dogmatischem Charakter«.

John Henry Newman an Rev. W. Mayers

Januar 1817

»Ich habe Bischof Beveridge noch nicht fertig gelesen, aber es scheint mir, soweit ich es gelesen habe, ein ausgezeichnetes Buch; und freilich weiß ich, daß es das sein muß, sonst hätten Sie es mir nicht gegeben.

Es ist eine Stelle im ersten Kapitel des zweiten Teils, die ich nicht ganz verstehe: sie betrifft das Sakrament der Taufe. Ich hatte, ehe ich sie las, mit mir selbst darüber verhandelt, wie es möglich wäre, daß getaufte Kinder, die in ihren frühen Kinderjahren sterben, gerettet werden könnten, ohne daß der Geist Gottes ihnen gegeben wurde: was der Meinung zu widersprechen scheint, daß die Taufe nicht vom Heiligen Geist begleitet ist. Dr. Beveridges Meinung scheint zu sein, daß die Saat der Gnade in der Taufe gesät wird, obwohl sie oft nicht aufgeht. Daß die Taufe das Mittel ist, wodurch wir den Heiligen Geist empfangen, wenn auch nicht das einzige Mittel; daß die Kinder bei der Taufe die inwendige, geistliche Gnade empfangen ohne die erforderliche Reue und den Glauben: wenn dies seine Meinung wäre, so wäre Milmans Predigt über die Gnade vom letzten Jahr genau im Einklang mit seinen Ansichten ...«

Die Texte von ein paar Dutzend Predigten, um es so zu nennen, die er 1817 abfaßte – dies ist alles, was davon erhalten ist –, zeigen seinen Geist beschäftigt mit Fragen, die fortan der Gegenstand seines Nachdenkens und seiner Spekulation waren. Diese jugendlichen Bemühungen überblickend schrieb Dr. Newman: »Ich liebte Beveridges ›Private Thoughts‹ damals sehr, und die obigen Quasi-Predigten sind, glaube ich, in seinem Stil«. Es ist vielleicht ein stärkerer Beweis für den wirklich tiefen Ernst eines jungen Menschen von sechzehn oder siebzehn, daß er Beveridges »Private Thoughts« »sehr liebte«, als daß er auf eigene Faust Predigten schreiben konnte.

Während seines einsamen ersten Semesters in Trinity dachte er noch weiter über Glaubensgeheimnisse nach. Er hörte (am 29. Juni 1817) eine Predigt von Rev. W. Crowe in St. Mary. Die Richtung der Predigt führt ihn auf die Frage der Prädestination und der wirksamen Gnade und veranlaßt ihn, sie in ihrem vollen Ausmaß durchzudenken.

Von dieser Zeit an kann man fast sagen, daß die Fragen, die damals seine Gedanken erfüllten, die Fragen waren, die die Beschäftigung seines Lebens bildeten. Die Theologie im eigentlichen Sinne erfüllte auf einmal seine Seele und ließ ihn nie wieder los; und auch jene verwandten Fragen, die das Herz erforschen und sich an das Gewissen wenden, die er mit so beredter Wirkung auf seine Generation behandelt hat, sind dort schon im Keim zu erkennen. So steht in einem Ms.-Heft jener Tage dieser Satz:

»Die Realität der Bekehrung, sofern sie die Axt an die Wurzel des Zweifels legt, eine Kette zwischen Gott und der Seele herstellt, die mit jedem Glied vollständig ist; ich weiß, daß ich Recht habe. Wie weißt Du es? Ich weiß, daß ich es weiß.«

Es gibt viele knabenhafte Vorwegnahmen und knospenartige Ansätze seiner späteren Gedanken, die etwa um diese Zeit niedergeschrieben wurden. Als er sie in späterer Zeit wieder liest, urteilt Dr. Newman streng über den Stil seiner Frühzeit:

»Der wenig gefällige Stil, in dem es geschrieben ist, kommt von der Gewohnheit, die ich als Knabe hatte, zu komponieren. Ich schrieb ohne Blick für den Stil, und da mein Geschmack schlecht war, war auch mein Stil schlecht. Ich schrieb in einem Stil, wie andere etwa in Versen schreiben oder singen,

statt zu sprechen, oder tanzen, statt zu gehen. Auch mein ›evangelischer‹ Ton trug zu dem schlechten Geschmack bei.«

Darf man nicht sagen, daß ein so jugendlicher Geist eine Gedankenlast trug, welche die Fähigkeit überstieg, sie in leichter Form auszudrücken? Tief beeindruckt von der feierlichen Wahrheit und der vitalen Bedeutung der Fragen, die ihn beschäftigten, konnte der Geist eine gewisse Förmlichkeit des Stils kaum vermeiden. Einen leichten Ton anzuschlagen, das wäre ihm selbst als zu familiär erschienen. Diese Frage kann auch bei andern Stellen aus der Frühzeit gestellt werden, wo der Stil im Gegensatz zu dem steht, der dem Leser bekannt ist.

II. Zu Newmans »Bekehrung«.

Vom Herausgeber der Korrespondenz mit Keble, vom Socinianismus bekehrte. Wenn er auch, wenigstens der Absicht nach, durch und durch Calvinist wurde, so waren doch Scotts Beziehungen zu seiner Gemeinschaft nicht immer friedlich. Er schlug einen energischen Ton an im Kampf gegen den Antinomianismus und bei der Betonung der Notwendigkeit guter Werke. Dies erregte Mißfallen bei vielen Leuten und schien ihnen nach Arminianismus zu schmecken. Sie wünschten augenscheinlich, daß er seine Predigten auf Gegenstände wie die Rechtfertigung allein durch den Glauben, die Heilsgewißheit, die Prädestination u. dgl. beschränken sollte. Tugendhafte Lebensführung sei etwas Selbstverständliches bei Menschen, die geistlich gesinnt seien. Das Folgende ist ein typisches Beispiel für Scotts Erfahrungen, wie er selbst sie beschreibt. Er kündigte einen Vorlesungszyklus über den Epheserbrief an, der im Lockhospital in London gehalten werden sollte. Die Vorlesungen waren gut besucht, solange er den dogmatischen Teil des Briefes behandelte; als er aber ans vierte Kapitel kam und »mehr ins einzelne gehend über christliche Sinnesart und die entsprechenden Pflichten« sprach, da gab es ein Mißbehagen, das seinen Höhepunkt erreichte, als er über die Worte im fünften Kapitel predigte: Sehet zu, daß Ihr vorsichtig wandelt etc. »Der Vorwurf«, sagt er, »wurde überall herumgetragen, daß ich ein Arminianer geworden sei; und sogleich verlor ich die Hälfte meiner Zuhörerschaft.«

Newman studierte Scotts Schriften als Knabe von 15 Jahren, und sie pflanzten die Lehre von der Heiligen Dreifaltigkeit tief in seine Seele. Was das Praktische anbetrifft – und dies ist bemerkenswert –, so bewunderte er an Scott »neben seiner Unweltlichkeit seine entschiedene Opposition gegen den Antinomianismus und den ins einzelne gehenden praktischen Charakter seiner Schriften«. »Tief fühlte ich«, fährt er fort, »seinen Einfluß, und jahrelang brauchte ich fast sprichwörtlich das, was ich für den Kern und die Konsequenzen seiner Lehre hielt: Lieber Heiligkeit als Frieden und: Wachstum, der Beweis des Lebens«. Von diesen beiden Grundsätzen könnte man fast sagen, daß sie den religiösen Geist der Oxforder Bewegung in ihrem Gegensatz zur »evangelischen« Richtung zusammenfassen.

Es ist wahrscheinlich genug, daß Scotts Schriften Newman vor dem religiösen Subjektivismus bewahren halfen, der Neigung, bei den eigenen Gefühlen und Gemütsbewegungen zu verweilen, als ob

dies die Dinge wären, auf die es wirklich ankommt, statt bei den objektiven Offenbarungswahrheiten, was eine der schwachen Seiten gegenüber vielem wahrhaft Bewundernswerten an der »evangelischen« Frömmigkeit war. Scott wählte die »evangelische« Richtung, weil sie, wie die Geschichte seines Lebens nahezu legen scheint, in einem latitudinarischen Zeitalter die höchste Form der Religion war, mit der er bekannt wurde. Glücklicher als Scott entrann Newman dem Gefängnis, weil er in Oxford Traditionen und Überreste eines tieferen und im buchstäblichen Sinne des Wortes kultivierteren religiösen Geistes fand.

Nun mag etwas über jenen »ausgezeichneten Mann« gesagt werden, »Walter Mayers von Pembroke College, Oxford, der das menschliche Mittel für diesen Anfang göttlichen Glaubens in mir war«. Mayers war Newmans Lehrer in den klassischen Sprachen in der Ealing-Schule. Er war ein extremer Vertreter der »evangelischen« Richtung. Eine kurze Beschreibung seines Lebens wurde ein oder zwei Jahre nach seinem Tode veröffentlicht. Daraus erfahren wir, daß er »Gewissensbedenken hatte wegen des langen Zeitraums, den er der Tutortätigkeit gewidmet hatte«. Er hätte sich gern ganz seinen Pflichten als Geistlicher gewidmet. Doch dies war unmöglich, weil er eine große Verwandtschaft hatte, die von ihm abhing; so »söhnte er sich mehr und mehr mit seiner Stellung aus und bemühte sich, einen Teil der Zeit, die er den klassischen Studien widmete, für religiöse Unterweisung freizubekommen. Wenig Trost entsprang ihm daraus infolge der augenscheinlichen Gleichgültigkeit, womit seine frommen Ermahnungen aufgenommen wurden; er hatte jedoch in der Folge Grund, sich an der Frucht seiner Mühen zu freuen, da einige seiner Zöglinge, die wegen ihrer überlegenen Fähigkeiten und Kenntnisse in den klassischen Sprachen eine hervorragende Stellung an der Universität Oxford einnahmen, zugleich eifrige Diener Gottes geworden sind. »Der Pfad der Pflicht erweist sich am Ende auch als der Pfad der Freude und der Weg des Friedens, und niemals wird der Gläubige Reue empfinden, der seinem Lauf folgt.«

Schwerlich ließ sich der eifrige Biograph träumen, daß die Frucht von Mayers' nachdrücklichen Bemühungen etwas mehr sein sollte als ein leichtes Anwachsen der Zahl »evangelischer« Geistlicher, die ein gutes Examen gemacht hatten!

Mayers verdiente etwas Besseres, als daß sein Leben im Stil und der Terminologie eines »evangelischen« Traktätchens beschrieben wurde. Newman erwies seinem Gedächtnis mehr Gerechtigkeit mit ein paar einfachen Worten, die er bei seinem Begräbnis sprach:

»Sein war ein Leben des Gebets. Die Werke und Wege Gottes, die Erbarmungen Christi, die wahren Zwecke und Bedürfnisse des Lebens, die unsichtbaren Dinge der geistigen Welt waren stets zuoberst in seiner Seele. Seine Sprache und seine Unterhaltung zeigten es ... Es gefiel Gott, allen um ihn den Stand seines Herzens und Geistes zu zeigen, nicht nur durch die Vorzüge einer sanften, friedlichen und makellosen Unterhaltung (die haben natürlich alle guten Christen aufzuweisen), sondern auch durch den unmittelbar religiösen Charakter seiner Unterhaltung. Nicht daß er immer sprach, um etwas an

den Tag zu legen – er war ganz ungezwungen und zeigte seine tiefe Gläubigkeit auf ganz natürliche Weise.«

Doch trotz seiner Bewunderung für gute Menschen unter den »Evangelischen«, trotz dem, was er vielen ihrer Schriftsteller verdankte, war Newman's Urteil unerbittlich gegenüber ihrem System. Die Wahrheit ist, daß er niemals wirklich »evangelisch« war; er machte niemals die vorschriftsmäßigen Erfahrungen durch – »Überzeugung von der Sünde, Schrecken, Verzweiflung, Botschaft der freien und vollen Erlösung, Ergreifen Christi, Innewerden der Vergebung, Heilsgewißheit, Freude und Frieden« etc.

Seiner Bekehrung im Alter von fünfzehn Jahren, d. h. der Tatsache, daß er damals »unter die Einflüsse eines bestimmten Credo kam und in seinem Geist Eindrücke von dogmatischem Charakter bekam, die, dank Gottes Barmherzigkeit, niemals ausgelöscht oder verdunkelt worden sind« – dessen war er so gewiß, wie daß er »Hände und Füße« habe, aber sie machte nicht die vorschriftsmäßigen Stadien durch. So wenig entsprach sie der Regel, daß die Leute, nachdem er sie in der »Apologia« beschrieben hatte, ihm zu schreiben pflegten, um ihm zu sagen, »er wisse noch nicht, was Bekehrung bedeute und die entscheidende Wandlung müsse noch in ihm gewirkt werden, wenn er gerettet werden solle«.

Als Newman Ealing im Dezember 1816 verließ, gab ihm Mayers als Abschiedsgeschenk Bischof Beveridges »Private Thoughts«. Es war von folgendem recht gedankenreichen Brief begleitet:

Ealing, 31. Dezember 1816

»Mein lieber Freund,

mit diesem zugleich werden Sie Bischof Beveridges »Private Thoughts« empfangen, die ich Sie als kleines Zeichen meiner herzlichen Wertschätzung anzunehmen bitte. Wenn Sie es durchlesen, werden Sie sehen, daß die Ansichten, die wir besprachen, wenn auch gegenwärtig ungewöhnlich, so doch nicht neu sind, auch ermangeln sie nicht der Autorität, denn sie sind aus der einzig authentischen Quelle abgeleitet. Auf diese Quelle lassen Sie mich Ihre Aufmerksamkeit lenken. Seien Sie mehr geneigt, Ihre Anschauungen über Religion dadurch bilden zu lassen, als sie Ihren eigenen Meinungen anzupassen und danach zu deuten. Ich habe natürlich etwas mehr Erfahrung von dem, was man die Welt nennt, gewonnen, aber ich kann Ihnen versichern, es ist kein wirkliches und echtes Glück in ihren eitlen und nutzlosen Bestrebungen zu finden. Wir sind Kandidaten für die Ewigkeit und sollten als solche leben; wenn wir es nicht tun, werden wir unsere Torheit bitterlich beklagen an jenem Tage, wo keine Zeit mehr ist und alles Menschliche entblößt von aller Verkleidung erscheinen wird. Wenn Sie mich kennen, werden Sie nicht meinen, daß ich Ihnen Tätigkeit und Anspannung in dem Beruf, den man für Sie auswählen mag, widerraten oder Ihnen melancholische Anschauungen einflößen möchte. Suchen Sie zuerst das Reich Gottes und Seine Gerechtigkeit, ist eine Vorschrift, die uns gemahnt, daß etwas das zweite Ziel sein soll, und die Aufmunterung, uns immer im Herrn zu freuen, mag uns daran mahnen, daß nur der Christ ein Recht hat, sich zu freuen, weil nur er sich im Herrn freuen kann. Haben Sie je

Doddridges ›Rise and Progress‹ oder Laws ›Serious Call‹ gelesen? beides bewundernswerte Proben praktischer Theologie. Wenn Sie am Sitz der Gelehrsamkeit ansässig sind, hoffe ich von Ihren Fortschritten zu hören. Ich schreibe dies mitten im Packen, da ich am Morgen abzureisen gedenke. Morgen beginnt ein neues Jahr; möge es segensreich für Sie sein, da Sie im Begriff sind, den stürmischen Ozean des Lebens zu befahren – wie ich hoffe, nicht ohne Steuer.

Ihr wohlgeneigter

W. Mayers«

Es gab keine Spur von kalvinistischer Unterweisung in Newmans Vaterhaus. Wir können diese Feststellung auf Grund der Autorität J. B. Mozleys, des Neffen des Kardinals, machen, der uns gütigst gestattete, uns namentlich auf ihn zu beziehen. »Es steht Ihnen frei«, schreibt er, »sich auf mich als Vermittler des Zeugnisses meiner Mutter zu beziehen, daß die Unterweisung im Vaterhaus des Kardinals weder kalvinistisch noch ›evangelisch‹ war; ich glaube, es war bald nach der Veröffentlichung der ›Apologia‹, daß sie mir dies sagte.« Mozley und sein Bruder Frank Mozley haben uns auch folgende Feststellung übermittelt, die Francis Newman dem letzteren gegenüber machte und die er niederschrieb, als sie ihm noch frisch im Gedächtnis war:

»Mein Vater war einigermaßen freigeistig und liebte es zu sehen, was verschiedene Leute für ihre Ansichten vorzubringen hätten. Er las und bewunderte die Werke Barclays des Quäkers, er konnte John Newton, in dessen Pfarrei St. Benet Fink er lebte, wegen seiner Verbindung mit dem Sklavenhandel und vielleicht wegen seines Kalvinismus nicht vertragen. Er war ein Whig, verachtete die Stadtgesellschaften und legte nie Wert darauf, von seinen Vorrechten Gebrauch zu machen, obwohl ihm das in seiner Bank von einigem Nutzen sein konnte. Er war unabhängigen Geistes und sah die Dinge aus seinem eigenen Gesichtswinkel an; da er aber keinen politischen Einfluß hatte, sagte er nicht viel. Meine Mutter und Großmutter (Newman) lehrten uns einfach Frömmigkeit, die unumstrittenen Punkte des Christentums, worin alle übereinstimmten. Sie hätten uns niemals den Kalvinismus gelehrt.«

III. Im Familienkreis. Briefe und Tagebücher von 1817–1828

28. Oktober 1817

An seine Mutter

... Am letzten Sonntag, während ich in St. Mary war, wurde es mir dunkel vor den Augen, ich konnte nichts sehen und fand zu meiner Überraschung, daß mein Kopf auf der Schulter des Studenten lag, der neben mir saß. Er führte mich hinaus und brachte mich nach meinen Zimmern, denn ich war bei Besinnung und konnte ihm den Weg zeigen, so daß ich, während er die Treppe hinauf stolperte, vermöge der Erinnerung keine Stufe verfehlte. Er brachte mir etwas Wasser und wünschte mir einen guten Morgen, und weder von seinem Gesicht noch von seinem Namen noch von seinem Rang an der Universität (außer daß er entweder Baccalaureus oder Nichtgraduierter sein muß) habe ich eine Idee.

Während ich etwa um acht Uhr abends dasaß und las, schlief ich für eine Stunde ein, und als ich aufwachte, war ich wieder ganz ich selbst.

24. Februar 1819

An seine Mutter

Ich erwachte am 21. Februar, und ohne daran zu denken, daß es mein Geburtstag war, wanderte mein Geist unwillkürlich zurück zu dem Tage, als ich vier Jahre wurde und »Die Katze und der Milchtopf« [auf]sagte (einer Kindergesellschaft in der Southamptonstraße), und zu dem Tage, als ich fünf Jahre wurde und Du mir sagtest, ich sei nun ein großer Junge und müsse mich entsprechend betragen; zu dem Tage, wo ich sechs Jahre wurde und in Ham (wo seine Großmutter lebte) Cowpers »Treuen Freund« auf sagte. Ich zweifle nicht daran, daß ich mit Bedauern auf die Zeit zurücksehen werde, während der ich in Oxford war, und auf meinen Geburtstag vom Jahre 1819.

Tagebuchnotiz von 1819

Sonntag abend, die Glocken läuten. Das Vergnügen, sie zu hören. Es führt die Seele zu einem Verlangen nach etwas, ich weiß nicht was. Es bringt nicht frühere Jahre in Erinnerung; es bringt gar nichts. Was tut es? Wir haben eine Art Verlangen nach etwas, was uns teuer ist und uns wohl bekannt ist – etwas sehr Einschmeichelndes. So ist mein Gefühl in diesem Augenblick, wo ich sie höre.

Notiz 4. März 1821

Die Zweite Person der Dreieinigkeit wird der Sohn Gottes, der Eingeborene genannt. Nicht in wörtlichem Sinn, sondern als nächste Analogie in menschlicher Sprache, um die Idee einer unbegreiflichen Beziehung zwischen dem Vater und dem Sohn zu vermitteln. Nichts kann dies klarer zeigen als die andern Titel, die Ihm in der Schrift gegeben werden. Wäre Er in jeder Hinsicht ein Lamm, so wäre Er nicht der Hirt. Wäre Er in jeder Hinsicht der Bräutigam der Kirche, so könnte Er nicht der Vater sein.

Notiz 1. Juni 1821

Als ich hörte oder las, daß Horsley, Milner etc. gegen die Behandlung der Lehre von der Gnadenwahl, der endlichen Bewährung etc. auf der Kanzel waren, wunderte ich mich und bedauerte eine solche Anschauung. Indessen, als ich daran ging, meine eigene Ansicht über die Frage zu prüfen, hatte ich so ziemlich dieselbe Auffassung. Finden wir, daß der hl. Paulus oder der hl. Petrus in der Apostelgeschichte in dieser Weise zu den Unbekehrten sprechen?

Notiz 30. September 1821

Sonntag – Heute nach dem Mittagessen wurde ich plötzlich hinuntergerufen, um meine Meinung abzugeben, ob ich es für eine Sünde hielte, am Sonntag einen Brief zu schreiben. Ich fand, daß der liebe Francis, der Bruder sich geweigert hatte, einen abzuschreiben. Es folgte die peinlichste Szene, die

ich je erlebt habe. Ich habe es in betäubender Weise an Sanftmut, Langmut, Geduld und kindlichem Gehorsam fehlen lassen. Mit Gottes Beistand werde ich meinen Charakter wiederherstellen.

Montag, den 1. Oktober 1821

Mein Vater war heute mit uns versöhnt. Wenn ich bedenke, wie fest er von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt sein muß, ferner unsern offenbaren Ungehorsam, die scheinbare Torheit unserer Meinungen und wie er von weltlichen Sorgen geplagt ist, so sehe ich darin, daß er uns vergibt, ein Beispiel von überwältigender Lauterkeit, Geduld und Edelmut.

J. H. N. an seine Mutter

26. Oktober 1821

Es freut mich sehr zu hören, daß Ihr beide, Du und Vater, gesund seid; natürlich muß mich alles, was Du über ihn und seine Sorgen schreibst, sehr interessieren. Es gibt keinen Menschen, der nach jeder Richtung ohne Grund zur Sorge wäre; und da dem so ist, ist es ein großes Glück, wenn wir das Gefühl haben, daß unsere besondere Not von außen kommt. Wenn ich mich umschaue, sehe ich wenige Familien, in denen es keine Störungen von innen gibt. Viele sind durch den Tod zerstört; viele durch mangelnde Übereinstimmung gespalten; viele zerstreut. Wir hatten noch nicht über den Tod derer, die wir lieben, zu weinen. Wir werden nicht durch innere Verschiedenheit beunruhigt; wir sind nicht durch Umstände getrennt, die wir nicht in der Hand haben. Wir haben gütige und nachsichtige Eltern, und unsere Neigungen, unsere Veranlagung, unsere Bestrebungen sind dieselben. Wie dankbar müßten wir sein! Sicherlich ist es etwas Erfreuliches, daß jene Not, die sein muß, alle häusliche Liebe und Anhänglichkeit ungeschwächt läßt oder vielmehr erhöht.

Und was dann die Prüfung selbst anbelangt, so ist nichts daran, was in irgendeiner Weise zu fürchten wäre. »Denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Guten.« Davon bin ich fest und von Grund aus überzeugt. Alles, was ihnen geschieht, ist ganz gewiß das Allerbeste, das, in jedem Lichte betrachtet, unter allen erdenklichen Umständen geschehen konnte. Gott wird uns Gutes erweisen. Ich tue, soviel ich kann, und dann habe ich nichts zu fürchten. Das ist in der Tat ein Vorzug, denn es befreit uns von aller Sorge um die Zukunft.

Gestempelt sind

Auch alle andern Gaben als die Seinen

Und sind erhaben, aber nichts wie dies.

An seine Mutter

6. März 1822

Dank für Deinen sehr gütigen Brief. Wenn ich den Blick auf mich selbst richte, fühle ich mich ganz beschämt durch das Lob, das er enthält, so zahlreich und so groß sind die Mängel, die selbst ich sehen kann. Es steckt eine Illusion in den Worten »mündig sein«, die geeignet ist, die Idee einer plötzlichen

und unbekanntem Verwandlung nahelegen. Dieser Punkt scheint, statt durch den langsamen und stillschweigenden Fortschritt von 21 Jahren erreicht zu werden, durch eine scharf gezogene Linie die Vergangenheit von der Zukunft zu scheiden ... Nicht als ob ich traurig wäre, daß ein so großer Teil des Lebens vorüber ist – ich wünschte, es wäre ganz vorbei –, aber es ist, als ob ich nun mehr mir selbst überlassen wäre, und wenn ich über meine eigene Schwäche nachdenke, habe ich Grund zu schaudern.

Antwort der Mutter

11. März 1822

... Ich hatte Angst, mit dieser Sache anzufangen, doch eine andere bedrückt mich und Deinen Vater in gleicher Weise: das ist der Stand Deiner Gesundheit und Deine Stimmung. Wir fürchten nach dem Ton Deines Briefes sehr, daß Du in einer Depression bist; und wenn nicht gebieterische Gründe uns zurückhielten, würdest Du uns sicherlich sehen. Wir fürchten, Du entziehst Dir das angemessene Quantum Wein ... Gönn Dir genügend frische Luft und körperliche Übung; nimm alle Einladungen an, die Du bekommst; und sei nicht überängstlich in irgendeiner Hinsicht. Nichts als Deine eigene Überängstlichkeit kann Dich glauben lassen, daß wir auch nur einen Gedanken an Oriel haben ...

Um Dir zu zeigen, daß ich Dich nicht für zu alt für die Zurechtweisung und den Rat einer Mutter halte, will ich Dir ohne Zögern sagen, daß ich einen großen Fehler in Deinem Charakter sehe, der mich beunruhigt, da ich bemerke, daß er bei Dir bedenklich überhandnimmt; und da alle Tugenden in Laster ausarten können, ist es jedermanns Pflicht, streng über sie zu wachen, um das Überschreiten der Grenze zu vermeiden. Dein Fehler ist Mangel an Selbstvertrauen und Unzufriedenheit mit Dir selbst.

Antwort

Ich habe kaum einen Augenblick zum Schreiben, ich gehe zu einer Weingesellschaft und abends ins Musikzimmer ... Ich bin Dir sehr dankbar für Deine Sorge, aber nie war eine Sorge so wenig begründet. Erst neulich beglückwünschte ich mich zu der großen Besserung meiner Gesundheit im Vergleich zum Jahr vorher ...

Was meine Anschauungen betrifft und die Gefühle, denen ich in meinem letzten Brief Ausdruck gab, so bleiben sie fest in meiner Seele und werden mit voller Überlegung und Zuversicht wiederholt. Wenn es ein neuer Komplex von Anschauungen wäre, die ich mir erst kürzlich zu eigen gemacht hätte, so könnte man sagen, sie kämen von Nervosität oder Überarbeitung oder schlechtem Befinden; doch nein, meine Anschauung ist in den letzten fünf Jahren immer genau dieselbe gewesen ... Nur daß kürzlich Umstände eingetreten sind, die mich veranlassen, sie mehr als früher zu erwähnen; aber glaube mir, diese Gefühle sind weder neu noch oberflächlich begründet. Wenn sie mich melancholisch, mürrisch, herb, abgesondert, zurückhaltend, düster machten, dann freilich könnten sie mit Recht Grund zur Sorge sein; wenn ich aber, wie es meiner Meinung nach der Fall ist, immer fröhlich bin, wenn ich

daheim stets bereit und eifrig dabei bin, jeden Spaß mitzumachen, wenn ich nicht von Traurigkeit umwölkt bin, wenn meine Gedanken mich weder geistesabwesend machen noch meine Tatkraft lähmen, dann mag man meine Grundsätze anstaunen, und sie mögen den staunenden Betrachter in Verwirrung setzen, aber man kann ihnen nicht schlechte praktische Wirkungen zur Last legen. Nimm mich in einem Augenblick daheim, wo ich recht närrisch bin, wo meine Fröhlichkeit in Kinderei ausartet; gebiete mir Einhalt und frage mich, was ich von mir selbst denke, ob meine Anschauungen weniger düster seien; nein, ich glaube, daß ich in allem Ernst dieselbe Antwort geben würde, daß ich »vor mir selbst schaudere«. Und was veranlaßt mich dazu? Bin ich unter Menschen, die dieselben Anschauungen haben? Bin ich für mich allein? Keins von beiden. Jedoch ich habe keine Zeit, dies zu Ende zu führen; darum lebe wohl!

An seine Schwester Harriett

23. Juli 1823

In meinen Gedanken hast Du beständig eine Stelle, und ich würde es vielleicht zu ermöglichen suchen, Dir öfter zu schreiben, als ich es tue, wenn ich sicher wäre, daß ich an Dich allein schriebe; nicht als ob irgendetwas in meinen Mitteilungen wäre, was nicht alle Welt wissen dürfte, sondern aus dem instinktiven Gefühl heraus, dementsprechend unsere Unterhaltung um so freier und vertrauter wird, je enger die Gesellschaft ist, und wir uns nicht dazu bringen können, Dinge, die wir jedem einzelnen mit Entzücken mitteilen würden, allen zusammen zu enthüllen. In meinen Gedanken hast Du, wie ich vorhin schon sagte, immer eine Stelle; brauche ich noch hinzuzufügen: immer in meinen Gebeten?

Tagebuchnotiz

13. April. — Wir neigen zu scharfer Kritik gegenüber andern, sobald wir selbst uns eine neue Strenghheit zu eigen gemacht haben. Wenigstens ist das bei mir der Fall. Lange Zeit, nachdem Gott mir Seine Gnade gewährt hatte, sah ich nichts Schlimmes darin, ins Theater zu gehen. (Bis 1821. Aber ich glaube, ich kann nicht mehr als ein- oder zweimal zwischen 1816 und 1820 hingegangen sein.) Sobald ich meine Meinung änderte, wurde ich unbarmherzig gegen die Menschen, die hingingen. Als Nichtgraduierter entheiligte ich den Sonntag; z. B. fand ich nichts dabei, am Sonntag Zeitung zu lesen; doch in dem Augenblick, wo ich es aufgabe, kann ich mich kaum noch dahin bringen zu glauben, daß jemand, der es tut, geistig wiedergeboren sein könnte. Demut ist die Wurzel der Liebe. Die Liebe hofft alles, selbst hinsichtlich derer, die dem äußeren Anschein nach sündigen.

An einen jungen Mann von skeptischen Ansichten 1823

... Ich kann dies nicht beschließen, ohne auf den Gegenstand zu kommen, der unsere Aufmerksamkeit bei unserm letzten Spaziergang fesselte. Wir finden bei einem Menschen diese Ansicht über die Religion, bei einem andern jene; und so können wir dahin geführt werden, voreilig zu schließen, man könnte, ohne Gefahr für die eine oder die andere Seite in einem zukünftigen Stadium, diametral entgegengesetzte Ansichten hegen. Doch widersprechende Urteile können in der Religion so wenig wahr

sein wie in der Astronomie oder Chemie; und dieser höchst wichtige Unterschied besteht zwischen wissenschaftlichen und religiösen Anschauungen, daß, während Irrtümer hier ohne Gefahr für den Menschen sind, der sie behauptet, der »den Glauben nicht festhält« (ich gebe jetzt keine Bestimmung, worin dieser Glaube besteht), daß ein solcher für unfähig zu wahrer sittlicher Vortrefflichkeit erklärt wird und so dem Mißfallen Gottes ausgesetzt ist. Der erste Punkt ist also, daß man dem Gewissen einprägen muß: wir spielen mit scharfgeschliffenen Geräten, wenn wir, statt uns beharrlich darum zu bemühen, Gewißheit zu erlangen, worin die Wahrheit besteht, die Sache sorglos, rechthaberisch oder mit Gleichgültigkeit behandeln. Nun wird man, vermute ich, bei einer oberflächlichen Prüfung finden, daß die große Masse der Menschen sich ihre religiösen Ansichten nicht in diesem aufrichtigen Geist gebildet hat. ... Das ist nicht die Geisteshaltung, in der sie bei irgendeinem weltlichen Streben auf Erfolg hoffen können: warum dann bei dem allerschwierigsten, dem nach der religiösen Wahrheit? ... Es täte mir leid, wenn Sie dächten, ich trüge Verlangen danach, mir den Anschein höherer Weisheit zu geben oder Proselyten für einen besonderen Komplex von Ansichten zu gewinnen. In jedem von uns ist naturgemäß eine Leere, eine Ruhelosigkeit, ein Verlangen nach einem unbekanntem und unbestimmtem Glück, das uns im Reichtum zu wohnen scheint, in Ruhm, Wissen, tatsächlich in jedem weltlichen Gut, das wir nicht selbst besitzen ...

An seine Schwester Harriett

13. Oktober 1823

Wenn Du am Sonntag freie Zeit hast, lerne Teile aus der Hl. Schrift auswendig. Der Nutzen erscheint mir unberechenbar. Es durchtränkt die Seele mit guten und heiligen Gedanken. Es ist eine Hilfsquelle in der Einsamkeit, auf einer Reise und in einer schlaflosen Nacht; und laß mich Dir und meinen andern lieben Schwestern, ebenso wie mir selbst, noch ernstlicher die häufigen Ermahnungen der Schrift zum Gebet einprägen.

Tagebuchnotiz 1824

21. Februar. – Ich zittere förmlich bei dem Gedanken, daß nun das Alter gekommen ist, in dem mir, was die Jahre angeht, die Ausübung des Dienstes offen steht. Ist es möglich? Sind dreiundzwanzig Jahre über mein Haupt dahingegangen? Die Tage und Monate fliegen an mir vorbei, und es ist mir, als möchte ich sie ergreifen und daran hindern zu entfliehen. Da liegen sie, versenkt im Grab der Zeit, begraben mit Fehlern und Schwächen und Taten aller Art, um niemals wieder zu erscheinen bis zum Schall der letzten Trompete ... Bewahre mich davor, Zeit zu verschwenden – sie ist unwiderruflich.

An seine Mutter

28. Juli 1824

... Etwa vor zehn Tagen begann ich meine Visitation der ganzen Pfarrei, ging von Haus zu Haus, fragte nach den Namen, Zahlen, Berufen, wohin sie zur Kirche gingen usw. Ich habe bis jetzt etwa ein Drittel der Bevölkerung (und das achtbarste Drittel) erledigt. Im allgemeinen sind sie sehr höflich

gewesen; oft sprachen sie ihren Dank dafür aus, daß ein Geistlicher sie besuchte; hofften, mich wiederzusehen etc. etc. Hatten sie die Gewohnheit, die andersgesinnte (dissenting) Versammlung zu besuchen, so entschuldigten sie sich im allgemeinen mit der Ausrede, daß der Pfarrer alt sei und sie ihn nicht hören könnten; oder daß die Kirche zu klein sei etc.; aber sie äußerten keine Abgeneigtheit zurückzukehren. Ich habe ziemliche Angst vor den zwei Dritteln der Pfarrei, die nun drankommen, habe aber das Vertrauen (und zweifle nicht daran), daß ich gut hindurchgebracht werde und so, wie ich es nur wünschen kann. Es wird etwas Großes geleistet sein; ich werde alle meine Pfarrkinder kennen und von ihnen gekannt sein. Ich habe mich immer bemüht, freundlich von Hinton, dem andersgesinnten Geistlichen, zu sprechen, drückte den Wunsch aus, ihn kennenzulernen etc.; sagte, ich glaubte, er habe an dem Ort Gutes gewirkt – was er getan hat.

Letzten Sonntag hatte ich verkündigt, daß es den Sommer über eine Nachmittagspredigt geben werde. Nach dem, was ich höre, wenn ich mit verschiedenen Leuten darüber spreche, zweifle ich nicht, daß es mit Gottes Hilfe sehr gut entsprechen wird. Ich freue mich sagen zu können, daß die Kirche am Morgen so voll ist, daß Leute weggehen müssen; aber das besagt nicht viel. Wie Du Dich erinnerst, faßt sie nur zweihundert Menschen; indessen pflegten (wie man mir sagt) oft nicht mehr als fünfzig in der Kirche zu sein. Ich habe den lebhaften Wunsch, eine Sonntagsschule einzurichten. Der einzige Sonntag, den ich von St. Clemens abwesend war, war der letzte, an dem ich in Warton war. Ich hielt dort dreimal an dem Tage Gottesdienst und Predigt, fühlte aber keine Ermüdung.

Die Predigten, die ich Dir schicke, waren nicht als Abhandlungen gedacht: Du wirst sie voller Ungenauigkeiten finden. Ich bin mir bewußt, daß sie Wahrheiten enthalten, die der großen Masse der Menschen schlecht munden; aber die Lehre vom gekreuzigten Christus ist der einzige Quell wahrer Tugend und Frömmigkeit und die einzige Grundlage für Frieden und Trost. Ich weiß, daß ich Gutes wirken muß. Ich kann und werde auf Enttäuschungen stoßen, die mich sehr bedrängen, mich (hoffentlich) sehr demütigen werden; aber da Gott treu ist, wird Er zu der Lehre stehen: magna est veritas et praevalabit.

Notiz

16. September. – Die Leute, die den Trost zum Hauptgegenstand ihrer Predigten machen, scheinen mir das Ziel ihres Amtes zu verfehlen. Heiligkeit ist das große Ziel. Trost ist eine Herzstärkung, aber niemand trinkt von morgens bis abends Herzstärkungen.

An seinen Vater

9. August 1824

Weit entfernt davon, daß dieser Einbruch in des Engländers Burg eine Kränkung für die Gefühle der Armen wäre – ich werde durch die Tatsachen überzeugt, daß er sehr willkommen ist. Überall wurde ich heiter und mit einer Art froher Überraschung empfangen und an vielen Stellen mit richtiger Herzlichkeit und Wärme des Gefühls. Eine Person sagte: »Ja, ich war sicher, daß wir früher oder

später einen tüchtigen Geistlichen bekommen würden.« Eine andere, sie habe von dem und dem gehört, es sei »ein netter junger Herr in die Pfarrei gekommen«; ein dritter »bat, ich möchte ihm die Gunst erweisen, ihn zu besuchen, so oft es mir paßte«. (Diese allgemeine Einladung war keineswegs ungewöhnlich.) Eine andere sprach von der Pfarrei, aus der sie kam, und sagte: »Der alte Mann predigte eine sehr gute Lehre, aber er besuchte die Leute nicht in ihren Häusern wie der neue.« Merkwürdig genug hatte ich einen Tag oder zwei, ehe ich Deinen Brief erhielt, folgende Tagebuchnotiz aufgeschrieben: »Ich bin mehr denn je von der Notwendigkeit überzeugt, die ärmeren Klassen häufig zu besuchen – sie scheinen so befriedigt darüber und loben es.« Ich besuche auch nicht bloß die Armen; ich beabsichtige durch die ganze Pfarrei zu gehen und habe bereits die Ladeninhaber und die ersten Leute besucht. Diese haben offenbar Hilfsmittel, ihre Kinder zu erziehen, die die Armen nicht haben; und aus diesem Grunde hat der Geistliche sich mehr um die Kinder der letzteren zu kümmern, obwohl es sicherlich in der Absicht unserer Kirche lag, daß alle Lehrer, die höheren und die niederen, unter ihrer Aufsicht stehen sollten. Der Plan kam nicht vollständig zur Ausführung, und wir müssen nun aus dem, was wir erlangt haben, das Beste machen. Ich habe nicht den Versuch gemacht, irgendwelche regelrechten Dissenters herüberzuziehen. In der Tat, ich habe ihnen allen gesagt: »Ich werde keinen Unterschied zwischen Euch und den Kirchgängern machen. Ich betrachte Euch alle als meine Herde und werde sehr glücklich sein, Euch außerhalb der Kirche einen Dienst zu erweisen, wenn ich es innerhalb nicht kann.« Ein guter Dissenter ist natürlich unvergleichlich besser als ein schlechter Kirchgänger, aber einen guten Kirchgänger halte ich für besser als einen guten Dissenter. Es gibt zu viel Irreligiosität an dem Ort, als daß ich so toll sein könnte, einen so tatkräftigen Verbündeten zu vertreiben, wie Herr Hinton mir zu sein scheint. Dank für Deinen Brief und Verzeihung für den Freimut meiner Antwort.

Von seiner Mutter

30. August 1824

... Ich danke Dir für Deine Predigten. Sie kamen in dem glücklichen Moment an, wo ich sie zu schätzen wußte. ... die ich ganz besonders bewundere, sind »Warte auf den Herrn« und »Der Mensch geht hinaus an sein Werk und an seine Arbeit« und die über das Gebet. Es wird mir sehr schwer, mich davon zu trennen ...

Gib, bitte, acht auf Deine Gesundheit. Dein lieber Vater grüßt herzlich. Leb wohl, mein Lieber – daß der Allmächtige Dich führe und bewahre in allen Dingen, ist mein ernstliches Gebet.

An seine Mutter

August 1824

... Dank für Deinen Wink bezüglich künftiger Predigten, den ich beachten werde. Zugleich bezweifle ich, ob ich in der nächsten Zeit Gelegenheit haben werde, über die Texte zu predigen, die Du erwähnst. Meine Pfarrei (fürchte ich) muß noch in den ersten Anfangsgründen der christlichen Lehre unterwiesen

werden. Sie ist noch nicht so weit gelangt, damit Mißbrauch zu treiben. Verschiedene Orte verlangen natürlich verschiedene Behandlung. Ich werde gewiß immer danach streben, auf jeder Kanzel die christlichen Lehren so zu predigen, daß ich den Leuten zugleich die Warnung gebe, es sei ganz müßig, auf Glauben und Heiligkeit Anspruch zu machen, wenn sie nicht ihre inneren Prinzipien durch eine reine, selbstlose, aufrechte Lebensführung erweisen.

Meine Nachmittagspredigten haben, Gott sei Dank, sehr guten Erfolg erzielt, und ich finde meine Stimme sehr viel stärker als beim Beginn meiner Predigtstätigkeit.

Danke Charles dem Bruder für seine zwei französischen Briefe. Sage ihm, der Artikel in der »Vierteljährlichen« über Kanzelberedsamkeit sei von Milman

Von seiner Mutter

17. August 1824

Meine Briefe erwähnten Deines lieben Vaters Unwohlsein. Ich muß leider sagen, daß es sich im letzten Monat verschlimmert hat ... Er fand es nötig, einen Arzt zu befragen ... Am Dienstag sagte er ihm, da auch die besten unter diesen Fällen bedenklich seien, wäre es ihm sehr lieb, eine zweite Meinung zur Konsultation zu haben ... Ich danke Gott, daß Vater in den letzten drei oder vier Tagen sehr große Erleichterung von seinen Schmerzen spürte ... Ich habe es in der letzten Woche aufgeschoben, Dir zu schreiben, da ich hoffte, ich könnte Dir bessere Nachricht geben; aber ich glaube, es wäre nun keine Güte mehr, Dich in Unwissenheit über seine traurige Krankheit zu lassen.

Tagebuch

Dies furchtbare Ereignis ist eingetreten. Ist es möglich? O mein Vater! Ich kam am Sonntagmorgen zur Stadt. Er kannte mich, versuchte eine Hand auszustrecken und sagte: »Gott segne Dich!« Montag gegen Abend sagte er seine letzten Worte. Er schien in großem Seelenfrieden. Er konnte jedoch nur hervorbringen: »Gott segne euch; Dank Dir, mein Gott, Dank Dir, mein Gott!« und »Meine Lieben!« Dr. C. kam am Mittwoch und sagte, daß er ein Sterbender sei. Gegen Abend vereinten wir uns im Gebet und empfahlen Gott seine Seele ... Kürzlich hatte er den Gedanken, daß sein Ende nahe sei. Eines Tages auf dem Fluß sagte er zu meiner Mutter: »Ich werde niemals wieder einen Sommer sehen.« Am Donnerstag sah er schön aus. Solche Ruhe, Friedlichkeit, Gelassenheit und Majestät lag in seinem Ausdruck. Welcher Mensch kann noch Materialist sein, wenn er den Leib eines Toten sieht? Ich hatte nie vorher einen gesehen. Seine letzten Worte zu mir, oder fast seine letzten, waren die Bitte, ihm das 53. Kapitel aus Isaias vorzulesen.

6. Oktober. — Habe die letzten traurigen Pflichten gegen meinen Vater erfüllt. Wenn ich sterbe — werden mir meine Kinder zum Grabe folgen? Meine Mutter sagte neulich, sie hoffe es zu erleben, mich verheiratet zu sehen; aber ich glaube, ich werde entweder in den Mauern des Collegs sterben oder als Missionar in einem fernen Land. Gleichgültig wo, wenn ich nur in Christus sterbe.

Von seiner Schwester Mary

5. Mai 1826

Lieber John,

wie außerordentlich gut Du bist! O ich wünschte, ich könnte so schnell schreiben, wie ich denke. Ich kann nicht sagen warum, aber was ich Dir auch schreibe, ich schäme mich hinterher. Ich denke, es muß Eitelkeit sein; und doch habe ich den meisten andern Leuten gegenüber nicht dieses Gefühl. Und jetzt möchte ich alles, was ich geschrieben habe, verbrennen.

Dank für Deinen langen Brief, den ich nicht verdiene. Ich wünschte, ich könnte Deine Zimmer sehen. Werden sie allgemein mit den Namen genannt, die Du ihnen gibst? Ich hoffe, das »braune Zimmer« ist nicht ganz so ernst, wie der Name einen vermuten lassen möchte. Wenigstens wäre Harriett nicht unter denen, die es bewundern. Du weißt, braun gehört nicht gerade zu ihren Lieblingsfarben. Ich hatte keine Ahnung, daß Du in Deinen Zimmern Vorlesungen hältst ...

O wie entzückend, wenn Du es so machen könntest, wie Du sagst! Es wird wirklich ganz erstaunlich sein, Dich für so lange zu haben – aber armer Frank! O ich wünschte, er könnte auch bei uns sein! ... Ich stellte mir nicht vor, John, daß Du mit all Deiner Tutorwürde und Deinem braunen Zimmer so albern sein könntest, wie Dein Brief (ich bitte um Verzeihung) es zu verraten scheint.

Wie gedankenlos ich doch bin! Ich bin so weit gekommen, ohne ein Wort über Dein »Unwohlsein« zu sagen, was doch zuerst hätte kommen sollen; ich hoffe, es verdiente keine stärkere Bezeichnung ... In den Großen Ferien, weißt Du, da werden wir Dich pflegen können ...

Ei, ich glaube wirklich, ich habe das Geheimnis herausgefunden, warum es mir so schwer wurde, Dir zu schreiben. Darum, weil ich Dir nie etwas von dieser Schwierigkeit gesagt habe. Wenigstens finde ich, daß ich seit meinem Geständnis viel leichter schreiben kann.

An seine Schwester Femima

Ulcombe, 5. September 1826

Ich weiß, Du wirst nicht glauben, daß ich nicht an Dich denke, weil ich schweige. Drei Briefe habe ich von Dir empfangen, und noch hast Du nichts von mir gehört; doch jetzt will ich versuchen, das gutzumachen. Du darfst nicht annehmen, daß die Briefe, die Du an Harriett schickst, in irgendwelchem Maße an mich gerichtet sind oder von mir gelesen werden; wenn das der Fall wäre, dann wäre ich noch mehr in Deiner Schuld, als ich es ohnedies bin. Aber Harriett ist sehr geizig und läßt ihre Bruchstücke von Mitteilungen aus Deinen Briefen gelegentlich und als Gnadenerweise herabträufeln, und ich habe ihr gesagt, daß ich mich bei Dir darüber beklagen will. Ich dagegen bin ihr gegenüber höchst freigebig mit meinen Briefen. Und in ihren Gnadenakten erzählt sie mir gewöhnlich, was Du und Mary usw. schreiben, in ihren Worten. Nun liegt mir nicht so sehr um des Inhalts der Briefe willen daran, sie zu lesen, als weil sie von denen geschrieben sind, die ich liebe. Das ist also nichts, mir zu erzählen, daß der und der »nichts Neues erzählt, nichts sagt« etc.; denn wenn er oder sie nichts sagt, so sagt doch er oder sie, und auf das Sagen kommt es an. Bin ich nicht sehr

empfindsam? Du hast von H. so vollständige Auskunft über unsere, ich kann nicht sagen, Bewegungen, sondern Sitzungen erhalten, daß ich nicht nötig haben werde, etwas hinzuzufügen.

Ich hoffe übermorgen (Donnerstag) die Genesis zu beenden und habe, so hoffe ich, einen beträchtlichen Einblick in die Sprache gewonnen. Zuerst erschien mir meine analytische Methode als harte Arbeit, doch nach einiger Zeit wurde sie weit weniger mühevoll, und obwohl ich noch jetzt keinerlei zusammenhängende Übersicht über die hebräische Grammatik habe, beginnen doch die Linien sich zusammenzufügen und etwas von Regelmäßigkeit und System zu zeigen. Ich finde, es ist eine sehr interessante Sprache, und möchte (nun, wo ich sehe, was daran ist) es um alles nicht nicht gelernt haben. Ich werde erst meine Kenntnis des Pentateuchs vervollständigen, ehe ich einen andern Teil der Schrift in Angriff nehme, da der Stil, wie ich merke, einigermaßen verschieden ist, und ich wünsche ein Gefühl für die Unterschiede zu gewinnen. Ich lese es mit der Septuaginta.

An Harriett

9. November

Sage Mary, bitte, von mir, ich wünsche ihr, daß dieser Tag oft und glücklich wiederkehren möge, und sage ihr, ich hoffe, sie wird jedes Jahr ein besseres Mädchen werden, und ich halte sie für ein gutes. Ich habe sie sehr lieb, aber ich will nicht sagen (wie sie es mir einmal sagte), daß ich sie mehr liebe als sie mich.

J. H. N. an seine Mutter

30. März 1827

... Copleston ist sehr unwohl gewesen. Er ist eben von Tunbridge Wells zurückgekehrt, wo er für etwa vierzehn Tage war, und gedenkt sogleich wieder zurückzugehen. Whately ist dort und Dr. Mayo, der Arzt, ein früherer Fellow von Oriol, in den der Provost das größte Vertrauen setzt.

Der neue Bischof (Lloyd) stellte sich letzten Sonntag in der Kirche in seiner Perücke vor. Er ist sehr entstellt dadurch und ganz unkenntlich. Die Leute sagen, er habe sie mit der Hinterseite nach vorn aufgehabt ... Blanco White hielt letzten Sonntag in St. Peter eine sehr schöne Predigt. Was ist mit Jemima los, sie ist ganz stumm? Aber sie ist fleißig. Ah, ich glaube, ich schulde ihr einen Brief, so liegt der Fehler bei mir. Der junge Oakeley ist neulich zum Fellow von Balliol gewählt worden.

Steht die See in Blüte? Sind grüne Blattknospen auf ihren Wassern und ist der Duft des Frühlings in ihren Wellen? Beginnen die Vögel unter ihrem Schatten zu singen und ihre Nester auf ihren Zweigen zu bauen? Ah! mächtige See! Du bist ein Baum, dessen Frühling noch niemals gekommen ist, denn Du bist ein Immergrün.

Da hast Du eine Idylle. Mit Grüßen an alle stets Dein gehorsamer

John H. Newman.

Sage Mary, ich sei ganz entzückt gewesen von ihren Versen; sie zeigten große Eleganz, poetisches Empfinden und gutes, religiöses Empfinden, was noch besser ist.

Von Mary

Ulcombe, 27. November 1827

Ist es nicht komisch, daß Jemima und ich allein hier sind? Doch ich fühle mich ganz zu Hause. Es genügt, einen froh zu machen, wenn man nur Herrn Rickards anschaut, und Frau Rickards bringt mich so zum Lachen ... O John! wie albern von mir, Dir all dies zu sagen, was Du doch weißt. Wie sehne ich mich, Dich zu sehen! ... Ich kann mir Dein Gesicht vorstellen – da, es schaut mich an ...

*Maria Giberne an den späteren Kardinal
über den Tod seiner Schwester Mary*

M. R. G. an S. E. Kardinal Newman

... Aber ich will nicht von mir sprechen. Ich will Ihnen sagen, wie völlig ich mit Ihnen im Einklang bin in allem, was Sie im Hinblick auf den Todestag unserer lieben Mary sagen und fühlen. Diese Jahreszeit kehrt niemals wieder, ohne daß ich in meinem innersten Herzen alle Umstände jener wenigen Tage wieder durchginge – meinen ersten Besuch in Ihrer lieben Familie. Wer hätte jenes liebe, süße Gesicht je eine noch so kleine Weile betrachten und es wieder vergessen können? Und ferner, wer hätte mit der Seele und dem Herzen, die jenem Gesicht ihren Ausdruck liehen, je bekannt werden und sie nicht lieben können?

Meine Schwester Fanny und ich kamen am 3. Januar in Ihrem Hause an, und die süße Mary, die unter meiner Anleitung gezeichnet hatte, als sie mit uns in Wanstead war, lehnte sich an einem Tisch im Empfangszimmer über mich und sagte mit jener süßen Stimme: »Ich bin so froh, daß Sie gekommen sind; ich hoffe, Sie werden mir bei meinem Zeichnen helfen.« Vom Mittagessen und Abend dieses Tages habe ich nichts in Erinnerung, denn ich hatte zweifellos eine beträchtliche Scheu vor Ihnen in jenen ersten Tagen; doch am nächsten Tage speisten Herr Woodgate und Herr Williams da, und die liebe Mary saß neben Ihnen und ich auf der andern Seite; und während sie ein Stückchen Truthahn aß, wandte sie ihr Gesicht zu mir, die Hand auf dem Herzen und so bleich und dunkle Ringe um die Augen, und sie sagte, sie fühle sich krank und ob sie weggehen solle. Ich fragte Sie und sie ging: es trieb mich, sie zu begleiten, aber ich wagte es nicht aus Furcht, Unruhe zu verursachen. Es war das letztmal, daß ich sie lebend sah. Bald darauf ging Jemima ihr nach, und dann Ihre Mutter, die so kummervoll aussah, und sie sagte: »John, ich habe Mary noch nie so krank gesehen; ich glaube, wir müssen nach einem Doktor schicken.« Sie antworteten, wie um sie aufzuheitern: »Ach ja, Mutter, und vergiß die Gebühren nicht.« Wie wenig ahnte ich, wie es enden würde! Am nächsten Morgen kam Harriett, um mit uns spazieren zu gehen, etwa um ein Uhr – nachdem der Doktor da war, denke ich –, doch obgleich sie sagte, Mary habe eine sehr schlechte Nacht gehabt, schien sie keine Gefahr zu fürchten. Wir gingen zum Mittagessen zu einer Freundin und kehrten erst gegen neun in Ihr Haus

zurück. Ich fühlte einen Schauer beim Eintritt ins Haus, als ich niemanden sah als Sie – so bleich und so ruhig und doch innerlich so bewegt; und wie Sie, als ich Sie bat, mit uns für sie zu beten, eine große Anstrengung machten, Ihre Stimme ruhig zu bewahren, gegen den Tisch hin saßen und, Ihre Augen aufs Feuer gerichtet, antworteten: »Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen: sie ist schon tot.« Dann gingen Sie, um Essig zu holen, den ich nicht brauchte, denn ich fühlte mich zu Stein erstarrt. Fanny weinte – ich beneidete sie um ihre Tränen.

Sie erzählten uns ein wenig von ihr, mit mühsamer, von Schluchzen durchbelebter Stimme, und dann verließen Sie uns. Nun kommen mir Tränen, wo ich dies schreibe, obwohl sie damals nicht kommen wollten. Ich weine niemals plötzlich über etwas – ich muß erst darüber nachdenken. Nun, liebster Vater, hoffe ich, daß ich nicht in selbstüchtiger Weise Ihre Gefühle zu stark in Anspruch nehme, während ich mein Herz erleichtere, indem ich von diesen traurigen Szenen spreche; aber ich denke, es wird Ihnen nicht lästig sein, denn Sie lieben es ebenso wie ich, alte Zeiten durchzugehen; und ich kann all dies niemand anderem sagen als Ihnen. Denken Sie daran, daß Sie und ich die einzigen Zeugen dieses Ereignisses sind, die noch leben?

Und dann, wie kann ich je all die Freundlichkeiten vergessen, die Sie mir gelegentlich meines Zahnwehs erwiesen? (Sie hatte sich einer schmerzhaften, erfolglosen Operation beim Zahnarzt unterzogen.) Wie Ihre Mutter weiche kleine Kuchen, mit Wein getränkt, holen ließ – das einzige, was ich zu essen vermochte. Sie alle erschienen so selbstlos, in Ihrem Kummer Ihre eigene Sorge vergessend, um meinen Bedürfnissen zu dienen. Ich war tief gerührt und erhielt eine Lehre, der ich immer nachzueifern strebte, wenn ich sie auch nicht so verwirklicht habe, wie es hätte sein sollen: mich nicht so von meinen eigenen Gefühlen in Anspruch nehmen zu lassen, daß ich nicht mehr für andere fühlen kann.

Von seiner Mutter

18. Februar 1828

Mein lieber, lieber Sohn. – Es war sehr gut von Dir, zu schreiben, als Du eine so tröstliche Nachricht mitzuteilen hattest wie die von Deiner »auffallend gebesserten Gesundheit«. Ich bitte ernstlich darum, daß sie sich weiter bessern möge und daß Du von solchen gehäuften, Schlag auf Schlag folgenden Prüfungen bewahrt bleiben mögest, wie es Gott gefallen hat, sie Dich bei Deinem Eintritt ins Leben erfahren zu lassen. Die züchtigende Hand, die diese schweren Heimsuchungen schickte, mildert sie zugleich und macht sie in ihrer großen Barmherzigkeit oft zu Segnungen; so war es für Dich, mein Lieber, und durch Dich für uns alle. Es ist ein beglückender Gedanke, daß Deine liebe dahingegangene Schwester Dir soviel von ihren religiösen und richtigen Gefühlen verdankte und ihr Wissen um ihr eigenes Unvermögen und ihre Unterwerfung und Bereitschaft, dem so furchtbar plötzlichen Ruf zu folgen. Diese Überlegungen, die uns dankbar zu stimmen geeignet sind, müssen uns trösten in den bitteren Prüfungen, die uns wiederholt auferlegt wurden.

An Femima

Oriel College, 9. März 1828

Ich hoffe, Du hast mein Schweigen nicht als Unfreundlichkeit empfunden, liebe Jemima. Ich war immerfort daran, Dir zu schreiben, aber so oder so wird es mir schwer, die Zeit zu finden, obgleich ich nicht viel zu tun habe. Ich gebe die Prüfungen auf, und Dornford (denke ich) wird meinen Platz für die folgende Prüfung einnehmen.

Liebe Jemima, ich weiß, Du hast mich sehr lieb, obgleich Deine Veranlagung Dich nicht viel darüber sagen läßt, und ich liebe Dich auch und Du weißt es (hoffe ich). Schreib sorgfältig alles auf, wenn Du es noch nicht getan hast, woran Du Dich erinnern kannst von dem, was die liebe Mary über irgendetwas gesagt hat während der Zeit ihrer kurzen Krankheit und auch in den Tagen vorher; wir werden es sonst vergessen. Wäre es nicht auch wünschenswert, einige allgemeine Notizen über sie niederzuschreiben? Ihren Charakter im allgemeinen und all die entzückenden Dinge, die wir jetzt noch von ihr im Gedächtnis haben. Ach! die Erinnerung bleibt nicht lebendig; je genauer diese Umstände sind, desto besser. So in der dritten Person von ihr zu sprechen und in all den gewöhnlichen Geschäften und Gesprächen des Lebens auf sie anzuspielen als auf jemanden, der nun fort ist und unempfänglich für das, was wir tun (wie es in der Tat der Fall ist), das ist für mich vielleicht der bedrückendste Umstand an unserem Verlust. Es treibt mir Tränen in die Augen, wenn ich daran denke, daß wir auf einmal nur noch von ihr sprechen können, wie von einem leblosen Ding, von Holz oder Stein. Aber sie »soll aus dem Grab erblühen«. Und mittlerweile, da es nur eine kleine Spanne Zeit ist, möchte ich versuchen, in der Einbildung mit ihr zu sprechen und in der Hoffnung auf die Zukunft, indem ich alles aufzeichne, was mir von ihr in den Sinn kommen will. Aber ich darf Dich nicht in selbstüchtiger Weise quälen. Gott segne Dich, meine liebste Jemima.

An seine Schwester Harriett

Oxford, 21. April 1828

Auf meiner Reise hierher tröstete ich mich, indem ich folgende Verse schrieb. Zeige sie Mutter nicht, wenn Du denkst, daß sie ihr Schmerz bereiten würden.

Trost im Verlust

Der Tod trat drängend zu Dir, Schwesterlein,

In schreckensvoller Hast;

Nach kurzem Schmerz ein Sterbensmüdesein,

Das war der Pfad ohn' Rast,

Bestimmt voraus,

Der Deine Seele trug in Deines Gottes Haus.

Der Tod verfuhr mit Dir voll Ungeduld;

Doch ist Barmherzigkeit

Die Hast, die Krankheit kürzt; Du starbst durch ihre Schuld;

Doch Todesbitterkeit,

Sie blieb Dir fremd,
Und zehrend Fieber, das die Kräfte langsam hemmt.
Der Tod kam ohne Herold – doch war's gut;
Wir sah'n: Dein Heiland fand
Dich reif, zu gehn in seiner milden Hut
Sogleich ins ew'ge Land;
Er warnte nicht,
Er läßt, wo's Herz bereit für neuen Tages Licht.
Der Tod wirkt' insgeheim; Krankheit wie Kur
Entzog sich jedem Rat:
Gott sperrte jeden Weg und zeigt', daß nur
Es einzig Seine Tat;
Damit nicht wir
Uns selber klagten an, weil Du entschwandst von hier.
Der Tod war knapp mit Zeit: daß, liebes Schwesterlein,
Nicht zögernd mancher Tag
Uns zwischen Furcht und Hoffnung schaffe Pein:
Des Aufschubs Fieberplag,
Wo jeden Schein
Man bang erharrt, bis alles dunkle Nacht hüllt ein.
Der Tod, er kam und ging: damit Dein Bild
In Jugendliebllichkeit
Voll Frohsinn unser sehrend Herz erfüllt,
Fremd allem Leid;
Dein Name süß,
Maria, er blieb frei von dem, was Sorge hieß.
Du Herzenstrost, gesenkter Augen Licht!
In unser Herz versenkt
Bist Du mit allem Reiz, der Dich umflieht;
Dem, der nur Dein gedenkt,
Weht frischer Hauch
Ins müde Leben ein, denn müde wird's einst auch.
An seine Schwester Jemima

Oriel College, 10. Mai 1828

... Ich betreibe mein Reiten (das ihm von seinem Arzt dringend empfohlen war) mit großer Regelmäßigkeit, obgleich das Wetter im allgemeinen nicht günstig war. Am Donnerstag ritt ich mit W. und F. hinüber nach Cuddesdon und speiste mit Saunders. Es ist ein so großer Gewinn, Oxford für ein

paar Stunden von sich zu werfen, so vollständig, wie man es tut, wenn man außerhalb speist, daß es mir fast mit Sicherheit gut tun muß. Das Land ist auch so schön, das frische Laub, der Duft, die veränderte Landschaft. Doch ich habe nie so stark die vergängliche Natur dieser Welt gefühlt, wie im höchsten Entzücken über diese ländlichen Szenen. Und als ich heute ausritt, hatte ich einen machtvolleren Eindruck, als ich es je vorher für möglich gehalten hätte, von den zwei Zeilen:

Feierlicher Stimme Sang

Ist aus jener Welt ein Klang.

Ich konnte kaum glauben, daß die Verse nicht meine eigenen seien und daß Keble sie nicht von mir entliehen habe. Ich wünschte, es wäre möglich, in Worten diesen unbestimmten, verschwommenen und ganz feinen Gefühlen Ausdruck zu geben, die die Seele ganz durchbohren und sie krank machen. Die liebe Mary scheint mir in jedem Baum leibhaftig zugegen und hinter jedem Hügel verborgen. Was für ein Schleier und Vorhang ist diese Welt der Sinne! schön, aber doch ein Vorhang.

Dritter Teil Vom Beginn der Oxford-Bewegung bis zum Abschied von Oxford

*Einleitung Kardinal Newman über »Die Kirche von
England« (geschrieben für die französische Ausgabe der
Apologia)*

In keiner andern Einrichtung haben die Engländer einen so bemerkenswerten Beweis ihrer Neigung zum Kompromiss in politischen und sozialen Dingen geliefert wie in ihrer Staatskirche. Luther, Kalvin und Zwingli, alle Gegner Roms, waren auch untereinander Gegner. Andere protestantische Sekten, wie die Erastianer, die Puritaner und Arminianer sind gleichermaßen gesondert in ihrem Glauben und gleichermaßen von gegenseitiger Feindseligkeit erfüllt. Und doch ist es keine Übertreibung, wenn man sagt, daß das Gebilde der anglikanischen Kirche eine Mischung aus all diesen Spielarten mit einem kräftigen Zusatz von Katholizismus als Beigabe ist. Sie ist das Ergebnis der einander folgenden Einwirkungen Heinrichs VIII., der Minister Eduards VI., Marias, Elisabeths, der Kavaliers, der Puritaner, der Latitudinärer von 1688 und der Methodisten des 18. Jh. auf die Religion. Sie besitzt eine mittelalterliche Hierarchie, die reich ausgestattet ist, eine hohe Stellung im bürgerlichen Leben einnimmt und einen furchtbaren politischen Einfluß ausübt. Sie hat die Riten, Gebete und

Glaubensbekenntnisse der alten Kirche bewahrt. Sie leitet ihre Glaubensartikel aus lutherischen und zwinglischen Quellen ab, ihre Bibelübersetzung entstammt dem Calvinismus. Sie kann sich einer Reihe von Geistlichen rühmen, besonders im 17. Jh., die große Gelehrsamkeit besaßen und stolz auf ihre Annäherung an die Praxis der Urkirche waren. Wenn er diese Geistlichen betrachtete, sagte der große Bossuet immer, es sei unmöglich, daß das englische Volk nicht eines Tages zum Glauben seiner Väter zurückkehren werde, und De Maistre pries die anglikanische Gemeinschaft als bestimmt, eine große Rolle in der Versöhnung und Wiedervereinigung der Christenheit zu spielen.

Diese bemerkenswerte Kirche ist stets der weltlichen Macht streng unterworfen gewesen und hat sich stets gerühmt, daß es so sei. Sie hat die päpstliche Macht stets mit Furcht, Groll und Abneigung betrachtet. Sie hat niemals die Herzen der niederen Klassen gewonnen. Soweit ist sie allzeit eine und dieselbe geblieben, in anderer Beziehung hat sie entweder nie eine Meinung besessen oder sie hat sie beständig gewechselt. Im 16. Jahrhundert war sie kalvinistisch, in der Hälfte des 17. war sie arminianisch und quasi-katholisch, gegen Ende dieses Jahrhunderts und zu Anfang des nächsten war sie latitudinarisch. In der Mitte des 18. Jahrhunderts beschreibt sie Lord Chatham: sie habe ein papistisches Ritual- und Offizienbuch, kalvinistische Glaubensartikel und einen arminianischen Klerus.

Noch in unsern Tagen enthält sie drei starke Parteien, in denen jeweils die drei religiösen Prinzipien aufleben, die von Anfang an, in der einen oder anderen Gestalt, in der Geschichte der Religion hervorgetreten sind: das katholische, das protestantische, das skeptische ... wobei jedes von ihnen, wie man kaum zu sagen braucht, die andern wild bekämpfte. Erstens die apostolische oder traktarianische Partei, die sich gegenwärtig mehr als in irgendeiner früheren Zeit und unter irgendeiner anderen Erscheinungsform dem Katholizismus nähert, so sehr, daß man vom Standpunkt ihrer entschiedensten Anhänger aus sagen kann, sie unterscheide sich von den Katholiken in nichts außer in der Lehre von der Oberhoheit des Papstes. Diese Schule erblühte im 17. Jh. am Hofe Jakobs I. und Karls I., die Prinzipien Lockes machten ihr fast ein Ende, ferner die Thronbesteigung Wilhelms III. und des Hauses Hannover. Ihre Prinzipien wurden im 17. Jh. im stillen durch die Eidweigerer gelehrt und überliefert, eine Sekte von gelehrten und glaubenseifrigen Männern, die sich von der Kirche von England, mit bischöflicher Sukzession, absplitterten, als sie aufgefordert wurden, Wilhelm III. den Treueid zu leisten, und in unsern Tagen ist sie wieder aufgelebt in einer großen und noch weiter um sich greifenden Partei innerhalb der Kirche von England, vermittels jener Bewegung, die mit den »Tracts for the Times« (Traktaten für die Zeit) (daher der Name Traktarianer) ihren Anfang nahm.

Zweitens die »evangelische« Partei, die das belebende Element der Bibelgesellschaften in der ganzen Welt und der meisten protestantischen Missionsgesellschaften ist. Von dieser Partei kann man sagen, daß sie mit den Puritanern anfing, die zuerst in den letzten Jahren der Regierung der Königin Elisabeth hervortraten; sie wurde beinahe bei der Restauration Karls II. 1660 aus der Kirche von England ausgestoßen. Sie nahm ihre Zuflucht zu den Dissenters, die sich von jener Kirche absonderten, und war in allmählichem Aussterben begriffen, als ihre Lehren dank den berühmten Predigern

Whitefield und Wesley wiederauflebten, beides anglikanische Geistliche, welche die einflußreiche Sekte der Methodisten begründeten. Zur selben Zeit, wo sie eine Sekte außerhalb der Staatskirche bildeten, übten sie einen bedeutsamen Einfluß in jener Kirche selbst aus und entwickelten in ihr allmählich die »evangelische« Partei, die gegenwärtig bei weitem die mächtigste unter den drei Schulen ist, die wir eben aufzählen.

Drittens die liberale Partei, die man in früheren Jahren mit einem weniger ehrenvollen Namen die latitudinarische nannte. Sie entsprang aus der quasi-katholischen oder Hoffpartei während der Regierung Karls I. und wurde dadurch genährt und ausgebreitet, daß die Prinzipien des Grotius und der Arminianer aus Holland in England eingeführt wurden. Von der Philosophie Lockes ist bereits erwähnt worden, daß sie in derselben Richtung wirkte. Sie nahm Partei für die Revolution von 1688, stand auf Seiten der Whigs, Wilhelms III. und des Hauses Hannover. Der Geist ihrer Prinzipien ist der Ausbreitung und dem Proselytenmachen entgegen, und obgleich sie unter den anglikanischen Geistlichen hervorragende Schriftsteller gehabt hat, zählte sie bis vor 10 Jahren nicht viel Anhänger; erst dann hat sie sich, gereizt durch den Erfolg der Traktarianer, die Hinwendung einiger ihrer führenden Männer nach Rom zunutze gemacht und, unterstützt durch die Einfuhr deutscher Literatur in England, plötzlich auf der Bühne des öffentlichen Lebens emporgeschwungen und hat sich mit so wunderbarer Schnelligkeit in den gebildeten Kreisen ausgebreitet, daß es fast den Anschein hat, als sollte in der nächsten Generation die religiöse Welt zwischen Deisten und Katholiken aufgeteilt werden. In der Tat bleiben ihre Prinzipien und Denkmethode nicht einmal beim Deismus stehen.

Wenn die anglikanische Gemeinschaft einfach aus diesen drei Partien bestehen würde, so könnte sie keine Dauer haben. Sie würde durch ihre inneren Streitigkeiten auseinanderbrechen. Aber es gibt noch eine weit größere Partei darin als diese drei theologischen Parteien, die, aus dem legalen Zustand der Kirche, ihrer Ausrüstung und ihren Kultmitteln geboren und sich davon nährend, den Ballast und das einigende Band des Ganzen darstellt. Das ist die Partei der Ordnung oder die Konservativen oder, wie sie bisher genannt wurden, die Tories. Es ist keine religiöse Partei; nicht daß sie nicht eine große Anzahl religiöser Menschen in ihren Reihen hätte, aber weil ihre Prinzipien und Losungsworte politisch sind oder doch mehr kirchenpolitisch als theologisch. Ihre Mitglieder sind weder Traktarianer noch »Evangelische« noch Liberale, oder wenn sie es sind, so sind sie es in einer sehr milden und unanstößigen Form, denn in den Augen der Welt ist ihr Hauptkennzeichen, daß sie Verfechter einer Staatskirche und der Staatskirche sind; und es liegt ihnen weit mehr am Herzen, daß es eine nationale Kirche gibt, als daß sie sich darum kümmern, was diese nationale Kirche bekennt. Als das große Prinzip der anglikanischen Kirche ist oben ihre Abhängigkeit von und ihre Unterwürfigkeit gegenüber der staatlichen Macht genannt worden oder was ihre Feinde ihren Erastianismus nennen. Wenn dies einerseits ihr großes Prinzip ist, so verkörpert sich andererseits dies Prinzip in einer so umfassenden Partei aus Geistlichen und Laien, daß Partei kaum noch ein passender Name dafür ist. Sie stellen die große Masse der Kirche dar; vornehmlich der Klerus im ganzen Lande, Bischöfe, Dekane, Kapitel, Pfarrgeistliche, haben sich stets durch ihr Torytum ausgezeichnet. Im 17. Jahrhundert vertraten sie

das göttliche Recht der Könige, und sie haben seither stets mit der Lehre gegläntzt, daß der König das Haupt der Kirche sei, während ihr entsprechender Trinkspruch »Kirche und König« ihr feierliches Bekenntnis darstellte, daß der geistliche Charakter des Königreichs natürlich kostbarer und heiliger sei als der weltliche. Sie haben stets eine außerordentliche Abneigung gegen das gehabt, was sie als »die angemessene Macht des Papstes« erachten. Ihr oberstes theologisches Prinzip ist, daß die Bibel alle notwendige Wahrheit enthalte und daß es eine göttliche Verheißung gebe, wonach jeder einzelne Christ imstande sein soll, sie für sich darin zu finden. Sie predigen Christus als den einzigen Mittler, die Erlösung durch Seinen Tod, die Erneuerung durch Seinen Geist und die Notwendigkeit guter Werke. Diese umfassende Menschenklasse – die echten Vertreter jenes gesunden Menschenverstandes, durch den England im guten und bösen Sinn so bekannt ist – betrachtet größtenteils alle Theologie und alle theologischen Parteien mit Argwohn, und besonders die drei, die bereits beschrieben wurden. Im 17. Jahrhundert widersetzten sie sich den Puritanern, am Ende jenes Jahrhunderts widersetzten sie sich den Latitudinariern, um die Mitte des 18. den Methodisten und »Evangelischen«, und in unserer Zeit waren sie erst scharf gegen die Traktarianer und sind es jetzt gegen die Liberalen.

Diese Partei der Ordnung oder die Staatskirchenpartei hat natürlich noch viele Unterabteilungen; z. B. die Landgeistlichen, die in angenehmen Verhältnissen leben und in nahem Verkehr mit dem Landadel stehen und stets freundlich und wohlthätig sind, genießen infolge ihrer Stellung, wenn nicht infolge ihrer Lehren, große Achtung und Anhänglichkeit von Seiten der niederen Klassen. Viele von denen, die ein großes Einkommen und wenig zu tun hatten, wie die Mitglieder der Kapitel in Kathedralstädten, verfielen früher in die Gewohnheiten eines behaglichen Schlendrians. Die hervorragenden Stellungen in großen Städten innehatten, gewöhnten sich ein pomphaftes, hochfahrendes Auftreten an, während sie sich mit einer strengen Orthodoxie brüsteten, die kalt und fast ganz ohne Leben war. Der behaglich lebende Klerus führte früher den Spitznamen »Zweiflaschenorthodoxie«, als ob ihr höchster Eifer für die Religion darin zum Ausdruck käme, daß sie mit Portwein auf »Kirche und König« anstießen, und die pompösen Würdenträger in den Großstadt-Sprengeln hatten den Spitznamen »hoch und trocken«. – Drei andere Worte sind zu erklären, die im Gegensatz zueinander stehen und von denen eines oder mehrere in diesem Werk gebraucht werden: Hochkirche (High Church), Niedere Kirche (Low Church) und Weite Kirche (Broad Church). Die letzte macht freilich keine Schwierigkeit, denn das Wort »weit« entspricht dem Ausdruck »latitudinär«, und mit der Weiten Kirche wird darum die liberale Partei gemeint. Aber Hochkirche und Niedere Kirche ist nicht ohne weiteres zu verstehen.

Mit Hochkirche ist also jene Lehre gemeint, die großen Wert auf die Vorrechte und die Autorität der Kirche legt, jedoch nicht so sehr auf die unsichtbaren Kräfte der Kirche als auf die Vorrechte und Gaben, die sie als sichtbare Körperschaft besitzt; und da im Anglikanismus diese weltlichen Privilegien stets von der politischen Gewalt abhängig waren, so trifft es sich so, daß ein Hochkirchenmann ungefähr auf dasselbe herauskommt wie ein Erastianer, d. h. einer, der die eigentliche geistliche Macht der Kirche leugnet und die Ansicht vertritt, daß die Kirche ein Teil des bürgerlichen Regiments ist. So kann ein Hochkirchler Calvinist sein, wie es Whitgift, Erzbischof von

Canterbury, zur Zeit Elisabeths war, und wie es, wenigstens in seinen früheren Jahren, Hooker, der Tempelmeister, war. Er kann ein Quasikatholik sein, wie es Laud, ein Latitudinärer, wie es Hoadley war. Niedere Kirche ist natürlich der Gegensatz zur Hochkirche. Wenn also zur Hochkirche die Leute gehören, die für Kirche und König stehen, so verwirft andererseits die Niedere Kirche solche erastianische Lehre und erachtet es als antichristlich, dem Staat irgendwelche Macht über die Kirche Gottes einzuräumen, wie die Puritaner und Independenten, die Cromwell König Karl vorzogen. Doch jetzt, wo es keine Puritaner mehr in England gibt, drückt auch das Wort »Niedere Kirche« keine kirchenpolitische Idee mehr aus und bezeichnet eine theologische Partei, so daß es gleichbedeutend ist mit »evangelisch«, und so ist auch ein entsprechender Wandel hinsichtlich des Wortes »Hochkirche« eingetreten, das nicht mehr einfach die Anhänger von »Kirche und König« oder die Erastianer bezeichnet, sondern eine theologische Bedeutung angenommen hat und die halbkatholische Partei bezeichnet. So ist es heutzutage allgemein üblich, den Namen Hochkirche selbst auf die Traktarianer anzuwenden, obwohl sie mit der Aufdeckung des Erastianismus begannen und bei ihrem Aufkommen von der hochkirchlichen oder Staatskirchenpartei in Oxford wütend angegriffen wurden.

I. Newman im Kampf um die Katholiken-Emanzipation

An seine Mutter

1. März 1829

Wir haben einen glorreichen Sieg errungen. Es ist das erste öffentliche Ereignis, an dem ich beteiligt war, und ich danke Gott von Herzen für meine Sache wie für ihren Erfolg. Wir haben die Unabhängigkeit der Kirche und Oxfords erwiesen. So selten ist eins von beiden in Opposition gegen die Regierung, daß man nicht einmal das Unabhängigkeitsprinzip zur Geltung bringen kann. Doch in diesen Zeiten, wo seine Existenz allgemein bezweifelt worden ist, kann die moralische Macht, die wir dadurch gewinnen werden, gar nicht überschätzt werden. Wir hatten den Einfluß der Regierung in nimmermüder Aktivität gegen uns – das sogenannte »Talent« der Universität, die Juristen der Hauptstadt, die sich wenig um unser Ansehen kümmern, die Entfernung und die schwachen Mittel unserer Wähler –, und doch haben wir sie mit einer Mehrheit von 146 Stimmen geschlagen, 755 zu 609. »Rang und Talent« von London kam hochmäsiger daher, um alles zu beseitigen, was hindern konnte, daß des großen Herzogs Bill {= Akte} ruhig durchging; gestanden zugleich, daß natürlich die Universität durch ihre Schwenkung an Ansehen verlieren würde, was immer die Regierung dadurch gewinnen mochte. Sie wollten von ihrem Stimmrecht als Mitglieder der Universität Gebrauch machen, um die Universität zu erniedrigen. Kein Wunder, daß Leute wie ich, die keine, und andere, die keine bestimmten Ansichten zugunsten der Katholiken-Emanzipation haben, das Gefühl hatten, es gebe für uns ein weit näheres und heiligeres Interesse als die Beruhigung von Irland, und daß wir aus aller Kraft dem Versuch widerstanden, unseren Nacken unter den Fuß des Herzogs und Herrn Broughams zu beugen.

Ihre Anmaßung war unerträglich; nicht daß wir etwas anderes getan hätten, als darüber zu lachen. Sie haben sich selbst überall das »Talent« der Universität betitelt. Daß sie Rang und Stellung auf ihrer Seite haben, weiß ich wohl, und daß wir die weniger bedeutenden Colleges und den bescheideneren Menschentypus haben. Doch was das Talent angeht, so ist Whately, vielleicht daneben noch Hawkins, der einzige Mann von Talent unter ihnen; was die übrigen angeht, so kann jeder von uns aus dem Versammlungszimmer von Oriel ein Dutzend von ihnen aus dem Felde schlagen – und Keble ist eine Legion; auch Balliol liefert uns eine zähe Schar, und wir haben das ganze praktische Talent, denn sie haben bewiesen, daß sie in ihrer Werbearbeit und ihren Berechnungen nicht mehr als Milchkälber sind. Vor mehreren Tagen schrieb ihr Londoner Vorsitzender an Peel und versprach ihm einen sicheren Erfolg. Sie stolzierten einher (die Pfauen!) und erzählten unsern Leuten, die durch London kamen, daß sie mit acht gegen eins siegen würden, und sie wären neugierig, ob wir es zu einer Wahlliste brächten. Wir ertrugen all dies, hofften kaum auf einen Erfolg, aber beschlossen als gute und treue Vertreter der Kirche, um des Prinzips willen zu kämpfen und nicht unserer eigenen Erniedrigung zuzustimmen. Ich bin sicher, ich hätte mich Peel selbst entgegengestellt, wäre es nur genügend gerechtfertigt gewesen, um den Anschein eines eiteln Zurschaustellens der eigenen Person zu vermeiden; und wir faßten es vor zehn Tagen ernstlich ins Auge, als wir zu schwache Hoffnungen auf einen Sieg zu haben schienen, um den Leuten die Ausgabe zu machen heraufzukommen, daß wir, die siebzig Ansässigen, schlicht und feierlich gegen Peel stimmen wollten, mochte die Mehrheit gegen uns auch viele Hunderte betragen. Wieviel vom Ansehen der Kirche hing von uns Ansässigen ab! und wie unentschuldigbar wären wir gewesen, wenn wir durch unsern Rückzug den Freunden auf dem Lande die Möglichkeit genommen hätten zu stimmen und sie so gewissermaßen verraten hätten.

Nun, die arme, wehrlose Kirche hat dem Anstoß standgehalten, und ich sehe darin einen Beweis für die Stärke und Einheit der Kirchentreuen. Ein feindlicher Bericht in einer der Zeitungen sagt: »Hoch- und Niederkirche hatten sich vereinigt entschlossen, Herrn Peel zu verwerfen.«

Ich bin froh, daß ich sagen kann, ich habe nirgendwo Mißstimmung gesehen. Wir waren während der ganzen Sache vergnügt.

An seine Mutter

13. März 1829

Was für ein Kritzler ich geworden bin! Doch die Tatsache ist die, mein Geist ist so voll von Ideen in Folge dieses wichtigen Ereignisses, und meine Anschauungen haben sich so bereichert und erweitert, daß ich, um mir selbst gerecht zu werden, einen ganzen Band schreiben müßte.

Wir leben in einer neuen Ära – einer, in der es einen Fortschritt in der Richtung auf eine universale Bildung hin gibt. Die Menschen waren bisher von andern und speziell vom Klerus abhängig, was die religiöse Wahrheit angeht; nun versucht jedermann sich selbst ein Urteil zu bilden. Nun denke ich, natürlich ohne zu meinen, daß das Christentum in sich im Gegensatz zur freien Forschung steht, daß es doch tatsächlich in der gegenwärtigen Zeit im Gegensatz zu der besonderen Form steht, die jene

Freiheit des Denkens nun angenommen hat. Christentum ist Glaube, Bescheidenheit, Demut, Unterordnung; doch der Geist, der dagegen am Werk ist, ist ein Geist des Liberalismus (latitudinarianism), des Indifferentismus und des Schisma, ein Geist, der dahin neigt, das Dogma umzustößeln, als wäre es eine Frucht der Bigotterie und Disziplin – als wäre es ein Werkzeug der Pfaffenlist. Alle Parteien scheinen anzunehmen, daß der Strom der allgemeinen Auffassung gegen die Kirche gerichtet sei. Ich glaube, sie wird schließlich vom Staat getrennt werden, und diese Aussicht betrachte ich mit Besorgnis – 1. weil alle Revolutionen etwas Furchtbares sind, und das Ergebnis dieser Revolution ist unbekannt; 2. weil die oberen Klassen nahezu religionslos bleiben werden; 3. weil es nicht jene Sicherheit für die gesunde Lehre ohne Wandel geben wird, wie sie eine Parlamentsakte verleiht; 4. weil die Geistlichen auf freiwillige Beiträge ihrer Gemeinden angewiesen sein werden.

Es ist keine Antwort darauf, wenn man sagt, die Majestät der Wahrheit wird triumphieren, denn die Natur des Menschen ist verderbt; und selbst wenn sie triumphieren sollte, so wird es doch erst am Ende geschehen, und die Zwischenzeit kann Jahrhunderte dauern. Doch ich denke immer noch, daß es eine Verheißung der Erhaltung für die Kirche gibt; und in ihren Sakramenten, die der religiösen Erziehung vorausgehen und sie begleiten, liegen solche Mittel himmlischer Gnade, daß ich nicht zweifle, sie wird auch in den unreligiösesten und atheistischsten Zeiten fortleben.

Ihre Feinde sind gegenwärtig: 1. Die ungebildete oder halbgebildete Masse in den Städten, deren Organe Woolers, Carlises Publikationen usw. sind. Sie sind fast erklärtermaßen deistisch oder schlimmer. 2. Die Utilitarier, Nationalökonomien, Leute des nützlichen Wissens – ihre Organe die »Westminster-Review«, »London University« usw. 3. Die Schismatiker in und außerhalb der Kirche, deren Organe die »Eclectic Review«, »Christian Guardian« usw. sind. 4. Die Baptisten, deren System konsequenter Calvinismus ist – denn soweit ich sehen kann, sind Thomas Scott etc. inkonsequent, und solche inkonsequente Leute pflegen in Zeiten der Erregung abzusplitteln und dahin oder dorthin überzugehen. 5. Die hohen Kreise in London. 6. Ich könnte noch die politischen Indifferentisten hinzufügen, doch ich weiß nicht genügend, um darüber zu sprechen, wie Leute, die sich den Katholiken auf der einen Seite und den Socinianern auf der andern anschließen. Nun darfst Du es nicht so auffassen, als spräche ich hart von einzelnen Menschen; ich spreche von Körperschaften und Prinzipien.

Und nun komme ich auf ein anderes Phänomen zu sprechen: Die Talente unserer Zeit sind gegen die Kirche. Die Kirchenpartei (sichtbarermaßen wenigstens, denn es mag verborgene Talente geben, und große Zeiten bringen große Männer hervor) ist arm an geistigen Begabungen. Sie hat keine Aktivität, keinen Scharfsinn, keine Gewandtheit, keine Beredsamkeit, keine praktische Wirkungskraft. Worauf stützt sie sich also? Auf Vorurteil und Bigotterie.

Das ist kaum eine Übertreibung; und doch habe ich etwas Gutes im Auge und etwas, was für die Kirche ehrenvoll ist. Höre meine Theorie. Wie jeder einzelne Mensch ein gewisses instinktives Gefühl für Recht und Unrecht hat vor aller vernünftigen Überlegung, auf Grund dessen er handelt – und das

mit Recht – das ein verkehrtes Vernünfteln untergraben kann und das dann schwer wiederzugewinnen ist, doch, wenn es wiedergewonnen wird, aus einer ganz anderen Quelle wiedergewonnen wird: aus dem vernünftigen Denken, nicht aus der Natur – so, denke ich, hat es auch die Menschheit in ihrer Gesamtheit. Gott gab ihr Wahrheiten in Seinen wunderbaren Offenbarungen und andere Wahrheiten in der unverdorbenen Kindheit der Völker, die kaum weniger notwendig und göttlich sind. Diese werden überliefert als »die Weisheit unserer Vorfahren« durch Menschen – von denen viele nicht in sie eindringen oder sie selbst empfangen können – und doch gehen sie immer, immer weiter, von Zeitalter zu Zeitalter, und sind um nichts weniger Wahrheiten, weil viele unter den Generationen, durch die sie überliefert werden, unfähig sind, sie zu prüfen, aber doch daran festhalten, sei es aus frommem und ehrenhaftem Gefühl (das kann sein) oder aus Bigotterie oder aus Vorurteil. Daß es Wahrheiten sind, ist höchst schwierig zu beweisen, denn nur große Menschen können große Ideen beweisen oder fassen. Solch ein Geist war Hooker, solch einer Butler; und wie das moralisch Böse über das Gute auf einem kleinen Betätigungsfeld triumphiert, so würden in der Beweisführung einer Stunde oder in dem Umfang eines Buches Männer wie Brougham oder auch Wesley sich mit weit größerem Vorteil zeigen als Hooker oder Butler. Moralische Wahrheit wird durch geduldiges Studium gewonnen, durch ruhiges Nachdenken, schweigend, wie der Tau fällt – wenn sie nicht auf wunderbare Weise geschenkt wird –, und wenn sie gewonnen ist, wird sie durch Glauben und durch »Vorurteil« überliefert. Kebles Buch ist voll von solchen Wahrheiten, die jeder Cambridge-Mann mit der größten Leichtigkeit widerlegen könnte.

An seine Schwester Harriett

16. März 1829

Tatsächlich setze ich meinen Brief an Mutter fort. Nun also, nehmen wir den Stand der Parteien im Lande, wie er ist, so betrachte ich die Gewährung der katholischen Ansprüche nicht so sehr in sich, als von dem Prinzip und den Gefühlen aus, deren Index sie ist. Sie ist aus Gleichgültigkeit und aus Feindseligkeit gegen die Kirche eingebracht. Ich sehe nicht, wie man das leugnen kann. Nicht als ob es nicht an sich eine gewichtige Maßnahme wäre; es ist sicherlich eine Änderung in unserer Verfassung, und obwohl ich im allgemeinen der Ansicht bin, daß das Land nicht viel von römischen Anschauungen zu fürchten hat (da nur die Gefahr auf der Seite des Unglaubens zu sein scheint), so besteht doch der allgemeine Eindruck, den Blanco Whites Buch bestätigt, daß Unglauben und römisches System miteinander verträglich sind oder vielmehr zusammenhängen. Überdies wird allseits zugegeben, daß die Emanzipation der Katholiken die irische protestantische Kirche gefährden wird; einige sagen sogar, sie muß schließlich zu Fall kommen.

Nimmt man all diese Dinge zusammen, so bin ich unleugbar im Prinzip anti-katholisch; und wenn ich die Katholiken-Emanzipation nicht bekämpfe, so geschieht es nur, weil ich es nicht für vorteilhaft, vielleicht nicht für möglich halte, es zu tun. Ich erwarte nicht, daß durch die Maßregel Schwierigkeiten beseitigt werden; sie werden vielmehr dadurch geschaffen und werden mit dem Zusammenbruch der

Staatskirche ein Ende finden. Wenn ich also für die Emanzipation bin, so geschieht es nur, um für den Kampf gegen die Feinde der Kirche besseren Boden unter den Füßen zu haben, statt von einer ungünstigen Stellung aus zu fechten.

Daß die Emanzipation jetzt notwendig ist, das halte ich für ziemlich klar, da die Intelligenz des Landes es haben will. Fast alle, die durch Talent oder Stellung Einfluß haben, ziehen von der Alternative, die uns bleibt, das Zugeständnis einem irischen Kriege vor. Aber daß die antikatholische Partei, die zahlenmäßig bei weitem die Mehrheit hat, durch ihre Freunde plötzlich hinterlistig verraten worden ist und daß die Regierung von O'Connell durch Drohungen zu Zugeständnissen gepreßt worden ist, das ist höchst beklagenswert. Vielleicht stecken Umstände dahinter, von denen wir nichts wissen. Ich habe gedacht, vielleicht muß der Herzog Wellington die Kräfte des Landes für einen russischen Krieg frei und bereit haben.

Ich zähle Pusey oder Denison nicht zu unsern Gegnern, weil sie früher stark für das Zugeständnis waren; und Pusey, das weiß ich, dachte sehr hoch von Peels Lauterkeit und Edelsinn.

II. Meine Krankheit in Sizilien

(31. August 1834) Ich habe einige Zeitlang gewünscht, in dieses Buch einen Bericht über meine Krankheit in Sizilien (im Mai 1833) zu schreiben, denn die Erinnerung ist angenehm und nützlich. Ich werde nicht imstande sein, mir der Reihe nach alles zu vergegenwärtigen, so wird mein Bericht vielleicht etwas wirr werden und hin- und herspringen ...

Ferner, ich empfand sie als Strafe für meinen Eigenwillen, allein nach Sizilien zu gehen. Was hier festgehalten werden soll, ist ihre bemerkenswerte Bedeutung für meine Geschichte, wenn ich es so nennen darf. Ich war von Colledge-Geschäften befreit worden und hatte ein Buch geschrieben, das nach meinem Eindruck im großen und ganzen der Veröffentlichung wert war. Plötzlich werde ich dahin geführt, ins Ausland zu gehen, während das Werk noch im Ms. ist. Einmal draußen, konnte ich kein anderes Gefühl haben, als daß etwas Nützliches für mich aufbewahrt werde. Ich erinnere mich, daß ich an (John F.) Christie in dem Sinn schrieb, wenn nichtsdestoweniger Gott mir ein Privatleben bestimme, dann um so besser für mich; und ich denke, ich fühle dies so, o mein Gott! daß, wenn Du mir Zurückgezogenheit geben willst, Du mir geben wirst, was ich freudig und lieber empfangen, abgesehen davon, daß es mich quälen würde, wenn ich sehen müßte, daß niemand anders täte, was ich bis zu einem gewissen Grade tun könnte. Nun also, in unvorhergesehener Weise komme ich nach Sizilien. Von der Zeit an ging alles schief, ich könnte mir fast einbilden, daß ich mir an diesem Tage mein Fieber zuzog. Sicherlich war ich schwach und gedrückt von jener Zeit an und hatte so viele kleine Sorgen zu tragen, daß ich beständig fast ungeduldig fragte, warum Gott so gegen mich kämpfte. Gegen den Schluß des nächsten Tages war ich ganz zerschlagen und legte mich in Nicolesi aufs Bett mit dem Gefühl, daß mein Verstand am Ende in die Brüche geben könnte. Dann folgte meine Reise von Catania nach Syrakus und zurück und dann nach Aderò, wo die Insekten zum erstenmal aufhörten, mich zu plagen. Ich hatte am Tage vorher Symptome des Fiebers an mir gemerkt (d. h. ich konnte in

Catania am 30. April nichts essen), und in jener Nacht wurde ich fast erstickt von einem Gefühl, das ich damals darauf zurückführte, daß ich beim Nachtessen etwas Ingwer genommen hatte. Indessen, ich bin hier ins Erzählen hineingeraten, ohne es zu wollen. Wovon ich zuerst sprechen wollte, das war das Walten der Vorsehung und die seltsame Bedeutung darin. Das Fieber war höchst gefahrvoll; eine Woche lang gab meine Umgebung mich auf, und ringsherum starben die Leute daran; doch während der ganzen Zeit hatte ich das zuversichtliche Gefühl, daß ich genesen würde. Ich sagte es meinem Diener und gab als Grund an (selbst im halben Delirium und während ich ihm die Heimatadresse meiner Freunde nannte und mich so äußerlich auf den Tod vorbereitete), »ich glaubte, Gott habe noch ein Werk für mich«. Dies waren, glaube ich, genau meine Worte, und als ich nach dem Fieber auf dem Weg nach Palermo war, so schwach, daß ich nicht allein gehen konnte, saß ich am Morgen des 26. oder 27. Mai auf meinem Bett, in Tränen aufgelöst und nur noch fähig zu sagen, ich könne nicht anders als glauben, Gott habe noch etwas für mich daheim zu tun. Dies wiederholte ich meinem Diener, für den die Worte natürlich unverständlich waren. Nun ist es sicherlich bemerkenswert, daß sich im selben Augenblick, wo ich zurückkehrte, ein neues und weiteres Tätigkeitsfeld vor mir öffnete. Mein Buch (die »Arianer«) wurde freilich noch einige Monate nicht veröffentlicht; doch schon lange vorher war ich tätig. Unmittelbar bei meiner Rückkehr hörte ich, daß Keble im Begriff sei, eine Anklagepredigt über die Zeitverhältnisse zu halten, und sie wurde am allerersten Sonntag nach meiner Rückkehr gehalten; dann wurde sie gedruckt. Dicht danach – ich vermute innerhalb der ersten 14 Tage nach meiner Rückkehr – schlug ich Palmer, Keble und Froude eine Vereinigung zu Traktaten vor. Im August schrieb und druckte ich vier; dann folgte die Adresse an den Erzbischof, neben der mich die Traktate während des Michaelissemesters ganz ausfüllten, in dessen Verlauf (5. Nov.) mein Werk veröffentlicht wurde. Dann folgten meine Predigten, die im Februar oder März dieses laufenden Jahres veröffentlicht wurden. Dann, im Ostersemester, der Widerstand der Dissenter- Universitäts-Zulassungs-Bill, woran ich stark beteiligt war.

Nun die Einzelheiten meiner Krankheit. Am Donnerstag, den 2. Mai, brach ich von Aderò auf – die Landschaft war wunderschön, Hügel überall verstreut und mit grünem Korn bedeckt, in allen erdenklichen Schattierungen, abgelöst durch das lichte Gestein der Hügel (rauhes Siena) –. Den ganzen Tag war die Landschaft wie der Garten Eden, ganz ausgesucht schön, obgleich wechselnd, bisweilen mit tiefen Tälern auf der Seite und vielen Bäumen, hohe Hügel mit Städten auf dem Gipfel, wie bei S. Filippo d'Argirò, der Ätna hinter uns und Castro Juan vor uns in der Ferne. Im ganzen legte ich, glaube ich, zweiundvierzig Meilen auf meinem Maulesel zurück, aber unter großen Beschwerden. Ich brach zu Fuß auf, während die Maulesel hinterherkamen, und ward von Tränen übermannt, da ich an die liebe Mary Newman dachte, während ich die schöne Aussicht betrachtete. Als ich nach Regalbuto kam, mußte ich mich für eine Stunde oder so hinlegen. Ich kann nicht sagen, ob ich mich für krank hielt oder nicht. In sehr elender Verfassung zog ich weiter, nahm etwas Wein in S. Filippo und, glaube ich, noch anderswo (ich erinnere mich, daß ich mühselig abstieg und, von

meinem Diener unterstützt, nach einem Weinladen schlich und auf einem Stein saß), bis ich am Abend nach Leonforte kam.

Hier (in Leonforte) lag ich, glaube ich, schlaflos, und am nächsten Morgen, als ich versuchte aufzustehen, fiel ich zurück und war zu krank dazu. (Soviel weiß ich aus meiner Erinnerung.)

(28. Dezember 1834.) – Ich glaube, ich muß am Tage vorher auf meiner Reise einigermaßen (nicht gerade schwindlig, aber doch) kaum ganz bei mir gewesen sein, sonst hätte sich mir meine Unpäßlichkeit sicherlich durch mein häufiges Anhalten und Rasten bemerkbar gemacht. Ich habe die Vorstellung, daß ich nur einen Wunsch hatte – weiterzugelangen; daß meine Sorgen in Syrakus mir die gegenwärtige Freude an dem, was ich sah, ganz genommen hatten und daß ich alles nur als Gegenstand für ein künftiges, rückschauendes Vergnügen betrachtete, was in der Tat meine ursprüngliche Meinung war, als ich herkam. Also nach einiger Zeit, als ein großer Mensch aus dem andern Wirtshaus gegangen war, brachte ich es fertig, mich anzukleiden und dort hinunterzugehen ... Ich glaube, es war Freitag, den 3. Mai, daß ich anfang nachzudenken, was ich nehmen könnte, um mir Erleichterung zu verschaffen ... Ich dachte und dachte, bis mir einfiel, Kamille würde mir gut tun (als ein Stärkungs- und Magenmittel. – 8. März 1840). Ich hatte in Korfu welche wild wachsen sehen, und da ich mich daran erinnerte, hieß ich meinen Diener danach fragen. Es gab keine Läden am Ort, eine Apotheke schon gar nicht; aber es traf sich so, daß Kamille ein Hausmittel bei den gewöhnlichen Leuten war und daß jedes Haus welche hatte; so bekam er welche. Erst machte er mir etwas Tee von den Blättern, der sehr herb war, und ich hatte, glaube ich, damals einen Vergleich dafür, aber ich habe vergessen, was für einen. Sodann machte er mir welchen von den Blüten, den ich prächtig fand und der jedenfalls sehr erfrischend war. Nach meiner Überzeugung verdankte ich es diesem Umstand (unter dem Einfluß der Vorsehung), daß ich fähig wurde, meine Reise schließlich fortzusetzen. Ich erinnere mich noch, wie ich zuletzt dachte, ich hätte herausgefunden, was mit mir los sei, und an die ganze Nacht, die ich in dieser quälenden Weise verbrachte ... was ich oft daheim zu tun pflegte, ehe ich ins Ausland ging. Ich sagte es meinem Diener und hieß ihn meinen Puls fühlen. Er sagte, es sei Fieber. Ich sagte: »O nein! Ich weiß es selbst besser!« Als ich den ersten Tag im Bett lag, kamen viele Gedanken über mich. Ich fühlte, daß Gott gegen mich stritt, und fühlte – endlich wußte ich warum – , daß es wegen meines Eigenwillens war. Ich fühlte, daß ich sehr eigenwillig gewesen war, daß die Froudes gegen mein Kommen gewesen waren; ebenso in Neapel die Wilberforces, vielleicht auch die Neates und Andersons. Ich sagte zu mir selbst: »Warum sprach es niemand aus, sagte nur ein halbes Wort? Warum überließ man es mir, ihre Meinung zu erraten?« Dann versuchte ich mir vorzustellen, wo die Froudes wären und wie glücklich ich mit ihnen in Frankreich oder vielleicht in England gewesen wäre. Doch ich fühlte es und sagte es mir beständig: »Ich habe nicht gegen das Licht gesündigt«, und einmal hatte ich einen ganz trostvollen, überwältigenden Gedanken an die auswählende Liebe Gottes und glaubte zu fühlen, daß ich Sein sei. Aber ich glaube, alle meine Gefühle, die schmerzlichen wie die freudigen, waren gesteigert durch eine Art Delirium, obwohl sie trotzdem auf dem Wege der Vorsehung von Gott kommen. Am nächsten Tage verstärkten sich die

Selbstvorwürfe. Ich glaubte mehr und mehr meine äußerste Hohlheit zu sehen. Ich begann an alle Prinzipien zu denken, zu denen ich mich bekannt hatte, und fühlte, daß es bloße intellektuelle Deduktionen aus einer oder zwei zugestandenen Wahrheiten waren. Ich verglich mich mit Keble und fühlte, daß ich nur seine, nicht meine Überzeugungen zur Entwicklung brachte. Ich weiß, daß ich damals sehr klare Gedanken hierüber hatte, und ich glaube, in der Hauptsache wahre. In der Tat, dies ist das Bild, unter dem ich mich selbst betrachte: so ziemlich (so weit der Vergleich trägt) wie eine Glasscheibe, die Hitze durchläßt und dabei selbst kalt bleibt. Ich habe eine lebhaftere Auffassungsgabe für die Folgen gewisser zugestander Prinzipien, habe eine beträchtliche intellektuelle Fähigkeit, sie zu ziehen, habe genügend Kultur, um sie zu bewundern, und eine gewisse rednerische oder schauspielerische Kraft, sie darzustellen; und da ich keine große (d. h. keine lebhaftere) Liebe zur Welt habe, zu Reichtümern, Ehren oder etwas anderm, und eine gewisse Festigkeit und natürliche Würde des Charakters, nehme ich es auf mich, sie zu verkünden, wie ich eine Melodie singen könnte, die mir gefiele – so liebe ich die Wahrheit, aber ich besitze sie nicht, denn ich glaube von mir selbst im Innersten, daß ich so gut wie ganz hohl bin, d. h. wenig Liebe habe, wenig Selbstverleugnung. Es scheint mir, ich habe etwas Glauben, das ist alles; und was meine Sünden betrifft, so brauche ich keinen kleinen Vorrat an Glauben, um gegen sie anzugehen und ihre Vergebung zu erlangen. Nebenbei bemerkt wird diese Feststellung dafür Zeugnis ablegen, wie ich die Wahrheit predigen kann, ohne viel von mir selbst zu halten. Arnold legt mir in seinem Brief an Grant über mich zur Last, daß ich hohe Vortrefflichkeiten mit gewissen Eigentümlichkeiten, die mir eigen sind, gleichsetze – d. h. mich selbst predige. Doch zur Sache. Noch ernsthaftere Gedanken kamen über mich. Ich dachte, ich sei sehr eigenwillig gewesen in der Tutorschafts-Angelegenheit, und nun erschien mir mein ganzes Vorgehen als Anmaßung. Es fiel mir ein, daß der 5. Mai vor der Tür stand, der ein denkwürdiger Tag war als der, an dem mein Ultimatum, wie wir es nannten, dem Provost zugesandt wurde; und daß ich nun am dritten Jahrestage auf dem Krankenbett in einem fremden Lande lag. ... Ich erinnerte mich auch, daß meine letzte Tat, ehe ich Oxford verließ, eine Universitätspredigt gegen den Eigenwillen war ... Und dennoch sagte ich zu mir selbst: »Ich habe nicht gegen das Licht gesündigt.«

Ich kann mein volles Elend an diesem Sonnabend, den 4. Mai, nicht beschreiben. Meine Tür ließ sich nur zuschließen, d. h. nicht einfach einhaken, sondern bloß mit einem Schlüssel; mein Diener war ziemlich weit weg, und so schloß er mich ein. Meine Gefühle waren heftig und in hohem Grade nervös erregt. Ich zwang mich, meine Seele davor zu bewahren, an sich selbst zu denken; ich zählte beharrlich die Zahl der Steine, Blumen etc. in dem Tapetenmuster an den Wänden, um mich zu beschäftigen. Eben zu dieser Zeit (vorher oder nachher) hörte man draußen vor meiner Tür das erbärmliche Winseln der sizilianischen Bettler; da die Treppe auf die Straße hinausging. Wer kann die Jämmerlichkeit dieses leisen, schwachen, eintönigen Weinens beschreiben? Das ging fort, ich kann nicht sagen wie lange (ich unfähig etwas zu tun), bis mein Diener mich nach einiger Zeit befreite. Jetzt in meiner tiefsten Not erfuhr ich die erste Erleichterung durch etwas Musik von wandernden Virtuosen, die auf dem Weg (ich glaube) nach Palermo vorbeikamen. (NB. Ich hatte zu meiner

Überraschung zwischen Catania und Palermo einen Dudelsack gesehen.) Die Musik war, glaube ich, so etwas wie Harfe und Klarinette. Und da, glaube ich, war es, als mein Diener einen Spaziergang vorschlug. Er hatte viel von einem schönen Brunnen am Ende der Stadt gesprochen. Aber ich lehnte es ab, ihn zu sehen, und wir gingen auf der S. Filippo-Strasse hinaus und wandten uns dann im Süden ein Gäßchen hinauf (d. h. zur linken Hand). Dort setzte ich mich auf eine Bank unter einem Feigenbaum nieder (die Blätter waren, glaube ich, heraus) und wunderte mich, wie es käme, daß ich da wäre; es war am Abend. Ich habe vergessen, was ich sonst noch dachte oder sah. (Ich denke, dieser Spaziergang war an diesem Tage, doch irgendwie habe ich manchmal die Vorstellung, daß der Ritt auf dem Maulesel, welcher jetzt kommen soll, an dem Tage war.) Mein Diener wünschte weiterzukommen, ich glaube, aus wohl begreiflichen Gründen. (6. Februar 1842, wir hatten einen Plan, eine Sänfte machen zu lassen, in der ich nach Palermo getragen werden könnte.) Er hielt mich für einen Sterbenden und erzählte mir eine Geschichte von einem kranken Offizier, den er in Spanien begleitet hatte, der ihm all sein Gepäck vermachte und dann gesund wurde. Ich sah damals nicht, worauf die Geschichte abzielte. Ich gab ihm eine Adresse, wo er hinschreiben sollte, wenn ich stürbe (Froude), aber ich sagte: Ich glaube nicht, daß ich werde. Ich habe nicht gegen das Licht gesündigt oder Gott hat noch ein Werk für mich zu tun. Ich glaube das letztere.

(Sonntag, den 1. März 1835.) Freitag, den 3. Mai, und Sonnabend, den 4. Mai, hatte ich nichts oder sehr wenig gegessen. Ich konnte nicht schlucken. Am Sonntag, den 5. Mai, aß ich den ganzen Tag lang halbstündlich etwas. Es kam die Einbildung über mich, entweder Sonnabend oder Sonntagnacht, ich sei ganz gesund und brauche nur Nahrung; und ich lachte förmlich vor mich hin während der Nacht über die Neuigkeit, die ich in England zu erzählen haben würde, was für eine Schande es wäre und wie lächerlich ich mich gemacht hätte, wenn ich es aus solch einer Nachlässigkeit verabsäumt hätte, Girgenti zu sehen. In einer dieser Nächte (Sonnabend glaube ich) war ich die ganze Nacht hindurch wach. (Mein Diener schlief im Zimmer. Ich weiß nicht mehr, wann zuerst.) Ich erinnere mich, daß ich ihn fragte, ob er betete – er sagte ja. Ich hatte den Plan gehabt, ihm an Sonntagen vorzulesen, und hatte gehofft, daß ich an dem Sonntag dazu kommen würde, an dem ich, wie ich glaubte, in Girgenti sein würde. Ich erinnere mich, welchen traumhaften Eindruck ich (am Sonnabend) von dem Zimmer mit der elenden Lampe hatte. Ich träumte von den Gebäuden von Catania. Also, am Sonntag aß ich den ganzen Tag in einem fort. Ich glaube, ich wußte nicht, daß es Sonntag war. Jedoch am Abend (wenn es Sonnabend war) unternahmen wir auf unseren Mauleseln einen Ritt nach Palermo zu. Es war eine sehr schöne Landschaft. Als wir zurück kamen, war eine sizilianische Familie aus den höheren Ständen da mit Dienern etc. und lungerte außerhalb der Stadt herum, nahe bei der steilen Brustwehr der Klippe. Ich erinnere mich, daß ich einige Fragen über sie stellte und sie irgendwie so stark mit der Vorstellung in Verbindung brachte, daß es Sonntag sei, daß ich sicherlich dachte, es sei Sonntag, ob es nun so war oder nicht. An jenem Abend beschloß ich, am nächsten Morgen nach Palermo aufzubrechen. Ich hatte ein sonderbares Gefühl in mir, daß Gott denen begegnet, die auf Seinem Weg weitergehen, die auf Seinem Weg Seiner gedenken, auf den Pfaden des

Herrn; daß ich mich auf Seinen Pfad stellen müsse, auf Seinen Weg, daß ich mein Teil tun müsse und daß Er denen begegne, die sich freuen an der Gerechtigkeit und Gerechtigkeit üben und Seiner auf Seinen Wegen gedächten – einige Stellen dieser Art verfolgten mich, und ich beschloß, mich bei Tagesanbruch aufzumachen.

Bevor ich am Montag den 6ten aufbrach, nahm ich etwas Toast und Wasser, das mein Diener machte. Wir brachen fast vor Sonnenaufgang auf. Wir waren kaum eine halbe Meile weit gekommen, als ich mich sehr schwach fühlte (glaube ich) und sagte, ich müßte etwas zu essen haben. Ich sagte, ich müßte etwas Hühnerfleisch haben (wovon ich den ganzen Tag vorher gelebt hatte). Mein Diener machte Einwendungen – die Sachen waren gerade aufgepackt. Ich bestand auf meinem Willen, und er mußte das Gepäck aufmachen und es hervorholen. Ich weiß nicht mehr, was ich im Sinn hatte. Als ich wieder weiterging, befiel mich großer Durst. Ich begann ein paar ganz köstliche Orangen auszusaugen, die am Wegrande waren, sehr große und schöne. Ich dachte beständig, was ich meiner Mutter und meinen Schwestern über die Güte dieser Orangen würde sagen können – nicht süß oder sauer, sondern eine feine, aromatische Bitterkeit. (Ich glaube, sie waren sehr schön. Mein Diener sagte es; sie waren sehr groß.) Es war nicht Durst, was ich fühlte, sondern ein krampfhaftes Erstickungsgefühl fast im ganzen Hals – sehr quälend. Zuletzt fing ich an, die Blätter von den Bäumen zu essen, während ich weiterging. Ich sagte, ich müßte Wasser haben. Ich schob es auf das Toast und Wasser, das sicherlich schlecht war. Das Brot war schon einige Zeit hart gewesen und ich sagte, es sei sehr derbes Brot gewesen. Das, glaube ich, war die Vorstellung, die das Gefühl in meinem Hals in mir erweckte. Mehrere Meilen vergingen und kein Wasser – kein Haus. Zuletzt eine Hütte zur Rechten – aber keine Möglichkeit, etwas zu bekommen. Wir gingen durch eine Ebene (hoch, glaube ich) mit Castro Giovanni vor uns. Ich erinnere mich, daß ich (da, glaube ich) darüber sprach, ob es lohnend sei, sich dahin zu wenden; es war vier Meilen vom Wege ab. Wir sahen die Umrisse der Gebäude und einen Tempel oder ein Schloß. Meinem Diener sagte der Maultiertreiber, es sei römische Arbeit, glaube ich. Es waren wenig Bäume oder schöne Landschaften nahe am Weg. Ob ich Caltanisetta, auf der andern Seite (der rechten), jetzt sah oder am Nachmittag beim Weiterreisen, weiß ich nicht mehr.

Das war sieben Meilen von Leonforte. Es mochte zwischen sechs und sieben Uhr sein. Ich brach vor fünf auf, und wir legten drei oder vier Meilen in einer Stunde zurück. Schließlich brachte man mich ein wenig nach rechts in eine Hütte, ich glaube, es war ein Zelt, wo ich etwas Wasser bekam und rastete. Es war kein Fußboden, nur die Erde. Unter dem Ätna, wo wir uns verloren, bemerkte ich hohe schwarze Kegel, wie Gruppen von Hopfenstangen; und ich glaube, Hirten waren darin; wir hörten Hunde. Dies mochte etwas der Art sein. Mein blauer Reisemantel wurde unter mir ausgebreitet, und ich legte mich lang hin. Wie lange ich lag – Stunden wahrscheinlich – weiß ich nicht. Im Lauf des Tages, erinnere ich mich, kam ein Mann zu den guten Leuten dort herein, die von verschiedenem Alter und Geschlecht waren, und soweit ich ihn verstand, bat er um Geld, um Seelen aus dem Fegefeuer herauszubeten. Wie ich in meinem damaligen Zustand sein Sizilianisch verstehen konnte, weiß ich

nicht. Ich erinnere mich, daß ich meinen Diener fragte, ob nicht ein schlechter Mensch hereingekommen sei; und er sagte nein, ein sehr guter Mensch. Während ich lag, sah ich, wenn ich die Augen öffnete, die Männer und Frauen, junge und alte, die mit dem größten Interesse über mich gebeugt waren und augenscheinlich sehr erfreut waren, mich ein wenig besser zu finden. Zuletzt fühlte ich, während ich lag, Finger an meinem Puls. (Sonntag, 6. September 1835.) Es war ein Arzt, der fieberkranke Leute in der Nähe besuchte (glaube ich), und es hatte ihm jemand gesagt, es sei ein Kranker, ein Fremder, nahe bei, und er kam. Ich weiß nicht mehr, was er sagte. Ich war fast betäubt zu der Zeit. Ich glaube, er empfahl, mir hie und da ein Getränk aus Kamille, Zitrone und Zucker zu geben und mich nach Castro Giovanni zu bringen. Es war höchst erfrischend. Nach einiger Zeit, ich weiß die Tageszeit nicht, sagte jemand, es käme eine englische Gesellschaft vorbei. Es stellte sich heraus, daß es ein Eilpostwagen auf dem Weg nach Palermo war. Es durchzuckte mich der Gedanke, wenn ich stürbe, könnte ich meinen Freunden eine letzte Nachricht zukommen lassen, und ich bestand darauf, mit ihnen zu sprechen. Mein Diener widersprach. Ich wurde sehr ernst, befahl ihm und könnte mir fast einbilden, daß ich aufstand oder meinen Reisesack öffnete oder ihn bringen hieß oder irgendetwas derart. Zuletzt bekam ich meinen Willen und einer von der Gesellschaft erschien. Es waren keine Engländer; aber dieser Mann, ein Deutscher, konnte Englisch sprechen. Ich gab ihm den Empfehlungsbrief, den ich an Herrn Thomas (?) in Palermo hatte, und bat ihn, ich weiß nicht mehr was zu sagen, und dankte ihm ganz glühend und fühlte mich sehr erleichtert, obwohl es nicht viel war, was ich bat oder er versprach. Nach einiger Zeit, ich glaube gegen Abend, brachte ich es fertig, daß ich seitwärts geführt und auf dem Maulesel gehalten wurde, und so brachen wir nach Castro Giovanni oder Juan auf. Der Abschied von den armen Leuten im Zelt war sehr herzlich. Ich fragte nach ihrem Namen und sagte, ich wollte ihn in England nennen. (Ich habe ihn vergessen.) Mein Diener brach in Tränen aus, obwohl ich ihn nicht für besonders weich gehalten hätte. Es war, glaube ich, vier Meilen bis Castro Giovanni und sehr steil bergan. Als wir dorthin gelangten, konnten wir kein Zimmer bekommen; nichts schien möglich, außer einem feuchten und dunklen Raum, mit dem sich mein Diener nicht einverstanden erklären wollte. Einige Brüder (in braun?) kamen vorbei, und ich forderte meinen Diener auf, sie zu bitten, sie möchten mich in ein Kloster nehmen. Zuletzt bekam ich ein sehr hübsches, bequemes Zimmer im Hause eines Mannes von einigem Vermögen, der Zimmer abgab. Ich wurde zu Bett gebracht; der Arzt, der meinen Puls gefühlt hatte und (wie sie sagen) der erste am Ort war, war nicht bei der Hand, und sie brachten einen andern, der für minder gut galt, aber ich hielt viel von ihm. Er hatte einen Schnurrbart und eine barsche Stimme.

Nun weiß ich nicht, wie ich erzählen soll, was kommt. Es wird mir so regellos einfallen und medizinische und andere Umstände so durcheinander; und es gab einige Dinge, die ich nicht gern zu Papier bringe. Zuerst beschlossen sie mich zur Ader zu lassen. Ich gab lieber mein Fußgelenk her als meinen Arm, denn ich dachte, sie wären vielleicht ungeschickt. Sie schlugen einmal ein und, ich glaube, noch einmal, und es kam kein Blut. Ich dachte, ich müßte vergehen. (Ich kann nicht sicher sagen, ob ich dies gefärbt darstelle oder nicht, so will ich ein für allemal gesagt haben, daß alle Beschreibungen

meiner Gefühle durchweg von einem »glaube ich« begleitet sein sollen, denn ich habe nur halbe Erinnerungen – Lichtblitze, die verschwinden, wenn ich scharf hinsehe.) Mein Diener war so entsetzt, daß er ohnmächtig wurde. Zuletzt kam das Blut. Ich hatte drei Schnitte. Es war ganz ähnlich wie Schröpfen. Sie nahmen vier Unzen ab – wenig genug – Babington, dem ich es später erzählte, sagte, daß es mir nichts nützen konnte; aber sie sagten, sie fürchteten sich, mehr zu tun, ich schiene zu schwach. Ich kann nicht sagen, ob ich am nächsten Morgen bei mir war. Ich habe verschwommene Erinnerungen an Medizin, die mir mehr als einmal gegeben wurde, und die Verordnung, mir kalte Limonade zu geben. Mein Diener war für kalten Tee; ich bestand auf der Limonade und beklagte mich förmlich bei dem Doktor, daß er (Gennaro) die Vorschriften ändere (und ich wollte Gennaro eine Zeitlang nicht sehen). Ich verhandelte mit dem Doktor auf Lateinisch. Ich habe die Zettel noch. Er war vermutlich kein großer Lateiner und behauptete, mein Latein sei Unsinn; aber es ist sehr gut, besonders wenn man berücksichtigt, daß ich so krank war. Ich war schwindlig in diesen Tagen und erinnere mich kaum noch an etwas. Ich war keinen Augenblick ruhig, sagte mein Diener später, und war rot im Gesicht. Sie nannten es ein gastrisches Fieber. Es richtete dort großen Schaden an. Täglich starben Leute, auch in Girgenti und Trapani (?), wie ich später erfuhr. Es war im allgemeinen begleitet ... von etwas, was sie Cholera nannten, in meinem Fall aber nicht ... Ich weiß nicht, wie lange es dauerte; vielleicht von Catania bis Aderò (1. oder 2. Mai bis zum 11. ?) ...

Ich habe eine Vorstellung, als ob die andere Krankheit fünf Tage gedauert hätte. Ich litt ... Sie gaben mich eine Woche lang auf, aber mein Diener sagte, er habe gedacht, daß ich gesund würde wegen der Gier, mit der ich immer meine Medizin nahm. Das Fieber erreichte in sieben, neun oder elf Tagen eine Krisis – meins, glaube ich, in elf ... Ich hatte ein paar jämmerliche Nächte, die traumhafte Verworrenheit des Deliriums – ich saß auf einer Treppe, verlangte etwas, hatte eine Schwierigkeit dabei, war sehr elend, und es war etwas wegen meiner Mutter und meiner Schwestern. Wie ich die langen Nächte fürchtete, wo ich schlaflos lag, wie es schien, die ganze Dunkelheit hindurch. Ich verlangte nach jemandem, der bei mir sitzen sollte, aber ohne Erfolg. In der Tat, es machte Schwierigkeiten, Pflegerinnen für mich zu bekommen. Die erste sagte zu Gennaro (wie er mir später erzählte) und er zu ihr: »Je nun, wir müssen es durchmachen; und wenn wir das Fieber kriegen, dann kriegen wir es.« Gennaro schlief im Zimmer. Ich gewann den Maultiertreiber dafür, bei mir aufzusitzen. Die Hitze war auch erbärmlich. Ich vermute, ich hätte ganz kühl gehalten werden müssen. Ich kam bis zur denkbar größten Schwäche herunter, so daß ich nicht die Hand bis zum Kopfe heben und nicht schlucken konnte. Ich bekam Maccaroni usw., aber nichts sagte mir zu; etwas Biskuit mochte ich. (Als ich zuerst dahin kam, waren ein paar Kamillenblüten auf dem Tisch neben dem Bett, die sehr erfrischend waren, und ich bat, sie möchten nicht entfernt werden.) Ich hatte fast beständig Ohnmachtsanfälle, die mir sehr zusetzten; ich vermute, daß es viel an der Hitze lag. Sie hatten nichts als Essig zu meiner Erleichterung, den der Maultiertreiber mit seinen großen Kugelspitzen von Fingern (so nannte ich sie, wie ich mich erinnere, während er ihn damit handhabte) mir mitten in der Nacht an die Nase hielt. Als mir besser wurde, pflegte ich auf den Tag zu warten,

und wenn das Licht durch den Laden sichtbar wurde, denn es war kein Rouleau oder Vorhang da, pflegte ich für mich zu sagen: O süßes Licht! Beste Gottesgabe, usw. Nebenbei bemerkt entließ ich den Maultierreiber nach einigen Tagen, wobei es zu einem Streit (er ging zu den Behörden) zwischen ihm und mir kam, durch Gennaro, über den Lohn, der von Arbeits- und Ruhetagen abhing; ich zog dabei einigermaßen den Kürzeren, wie zu erwarten war. Meine beständige Schwäche war höchst quälend bei Tag hinterher. Beständig Essig riechen, das war das einzige, was mich aufrecht erhielt. Ich verlangte kaltes Wasser für meinen Kopf, aber das war lange nachher. Der Doktor und Gennaro wollten mich nicht lassen. Es gelang mir, Gennaro zu überlisten, indem ich vorgab, ich wolle meine Schläfen mit Essig betupfen, und so hielt ich ein nasses Tuch daran. Er pflegte Schläfen, Ohren, Nase, Gesicht und Nacken (?) mit Essig zu baden.

Ein Jahrmarkt wurde nach ein paar Tagen in Castro Giovanni gehalten und (8. März 1840, Littlemore) ich glaube, ich wurde sehr geplagt durch den großen Lärm, den dieser Jahrmarkt verursachte. Er war unter meinem Fenster. Es war ein großer Jahrmarkt, und es waren, wenn ich mich recht erinnere, infolgedessen Mieter oder Gäste im Nebenzimmer (hinter der Flügeltür) – drei nach meinem Eindruck –, die plauderten. Was mich sehr quälte, war die tägliche Meßglocke (ich vermute, es war in einer nahegelegenen Kirche). Ich pflegte mich förmlich zu winden und den Kopf unter die Bettdecke zu stecken und fragte Gennaro, ob man es nicht anhalten könne. Er antwortete mit einem erstaunten Lachen, daß es mich nicht quälen solle, und einem ermutigenden, als gäbe er nicht viel darauf. Es ist mir seither der Gedanke gekommen, daß sie glauben mochten, es sei das Leiden eines Ketzers unter einer heiligen Glocke. Gennaro beherrschte mich vollständig. Ich war sehr unterwürfig und er gebieterisch. Der Hausherr war sehr zuvorkommend. Er hörte, daß ich Musik liebe, und ließ einige Virtuosen kommen, um mir im Nebenzimmer vorzuspielen. Es war sehr schön, aber zu viel für mich. Welch seltsame, traumhafte Gefühlsanklänge weckt dieser Versuch zu erzählen! So wurde die Musik entlassen. Als ich genas, kamen alle Arten von Beschwerden über mich. Eine, die kam oder die ich mir einbildete, war Blutandrang nach dem Kopf. Ich hatte die Vorstellung, als ob es stiege, stiege, daß es bis zu den Ohren gekommen sei etc. Es kam mir die Idee, daß der Schlaf es mit sich brächte, daß ich nicht schlafen dürfe, und ich tat alles, was ich konnte, um mich dagegen zu wehren. Ein Husten kam, ein ermüdender, unaufhörlicher Husten, jeden Tag für ein paar Stunden am Abend. Ich spie viel aus. Zuletzt wollten sie mich nicht lassen, weil sie sagten, es würde mir schaden. Sie ließen mich am Arm zur Ader deswegen, wodurch es wegging, glaube ich. Noch in Lyon war ich nachts von kaltem Schweiß überströmt. Ich hatte die Vorstellung, daß ich eine Lungenentzündung bekommen hätte, und da ich mich erinnerte, daß Dr. Price 1829 in Brighton gesagt hatte, er wolle meine Mutter nicht verlassen, bis sie ohne Schmerz tief Atem holen könne, holte ich immer tief Atem und fühlte Schmerzen tief unten in der Brust.

Wenn der Doktor in der ersten Zeit meiner Krankheit kam, pflegte er, während er mir den Puls fühlte, den Kopf zu schütteln und zu sagen: »A–ah! A–ah! debil, debil!«

Als mir besser wurde, ging ich im Zimmer herum, um den Gebrauch meiner Füße wiederzuerlangen, wobei ich mich zuerst auf meinen Diener und einen Stock stützte. Doch noch als ich nach Palermo kam, konnte ich nicht allein aus dem Wagen steigen und ging noch einige Zeit mit einem Stock; ich machte schnelle Fortschritte, so daß einer der Diener im Wirtshaus sagte – ich glaube, auf Englisch –: »Ei, Herr, lustig; Sie werden wieder ganz jung werden.« Nachdem ich jeden Tag etwas im Zimmer herumgegangen war, brachte mich mein Diener soweit, daß ich ein wenig im nächsten Zimmer herumging, durch die Flügeltür, teils um mich zu zerstreuen, denn es war zu der Zeit, wo ich glaubte, ich hätte eine Lungenentzündung, und schließlich brachte er mich mit vieler Mühe die Treppe hinunter (die Steinstufen hinab) und führte mich hinaus und setzte mich in einen Stuhl – ich glaube, unter meinem Fenster, wo man über einen gewissen Raum hinweg, so scheint es mir, einen Pfeiler sah, von dem er sagte, er sei römisch. Während ich in dem Stuhl saß, konnte ich mich nicht beherrschen, sondern vergoß Ströme von Tränen, so ergreifend war der Anblick des Himmels. Ein paar arme Leute sammelten sich um mich, um mich anzusehen. Ich hatte ihnen schon, auf Anregung meines Dieners, etwas geschenkt, als Zeichen des Dankes. Die erste Wohltäterin der Stadt war während meiner Krankheit an meinem Fieber gestorben. Ich hörte von Tag zu Tag von ihrem Befinden und zuletzt von ihrem Tod. Die Glocke läutete schließlich zu ihrem Begräbnis. Eines Tages war ich imstande, mit Gennaros Hilfe bis zur Kathedrale zu gelangen. Ich glaube, es kann nicht weit gewesen sein. Ich ging die Seitenschiffe hinauf. Sie war normannisch, soweit ich mich erinnere. Ich erinnere mich nur an dicke, schwere Kapitelle. Am Tag bevor wir nach Palermo aufbrachen, wonach ich sehr ungeduldig verlangte, fuhren wir ein bißchen in einem geschlossenen Wagen aus.

Als mir besser wurde und ich nachsinnend im Bett lag, tauchten die Ereignisse meines Lebens dichtgedrängt vor mir auf, glaube ich, aber ich konnte mich nicht an den Stand der Dinge erinnern, z. B. konnte ich nicht sagen, ob Dr. Nicholas noch am Leben sei oder nicht. Ich hatte alle möglichen Pläne, wie ich zu Geld kommen könne, um die Extraausgaben für meine Krankheit zu bezahlen. Und ich dachte viel an mein Buch über die Arianer und wie es verbessert und Teile neu bearbeitet werden könnten – und ich glaube fast, ich machte mir einige dieser Eingebungen schließlich zu eigen. Ich glaube, es war an einem dieser frühen Tage meiner Krankheit – nein, es muß vielmehr gewesen sein, als es mir besser ging, denn es ist in meiner Vorstellung mit dem Blutandrang zum Kopf verbunden –, als ich nach Bleistift und Papier verlangte und, zugleich wie neu, die Verse verfaßte (nun in der »Lyra«), die anfangen »Bei Balaks Zauberfeuern«. Als ich nach Palermo kam (ich glaube, da war es), fand ich zu meiner Überraschung, daß ich sie schon in Messina verfaßt hatte. Die unmittelbare Veranlassung des Blutandrangs zum Kopf war der Empfang eines Briefes von daheim; er kam von Palermo herauf und ich glaube von fünf Korrespondenten. Ich brütete darüber, es war kleine Schrift, ohne Glas, mit großer Gier, in der Hoffnung, die Nachricht über die Wahl von Oriel zu finden, aber sie war nicht darin ... Es schien wie ein Traum oder etwas ganz Absonderliches, wie ich je wieder nach England gelangen sollte. Was die Wahl von Oriel betrifft, so sah ich die Nachricht darüber

zuerst in einem »Galignani« in Palermo, und als ich sah, daß Rogers gewählt war, küßte ich vor Entzücken das Blatt.

25. März 1840 (Littlemore. – Ich glaube, ich habe vergessen zu erwähnen, daß ich während der ersten Zeit meiner Krankheit beständige Schmerzen hatte, in einer bei mir ganz ungewöhnlichen Weise. Auch sollte ich einige phantastische Träume erwähnen, die ich hatte, als ich genas, und an die ich mich jetzt kaum noch erinnere. Einen, daß ich am russischen Hof vorgestellt wurde und anfang, mit der Kaiserin zu sprechen; und dann besann ich mich selbst: »Wie unmanierlich! Bei hochgestellten Leuten darf man nicht sprechen, sondern muß angedet werden.« Ein anderer, daß eine Armee von Reggio über die Meerenge fuhr zu einer andern in Messina und eine Stadt einnahm. Ich war in der einen oder andern, einer englischen oder französischen, glaube ich. Ein anderer war eine Armee, die die Höhen nach Castro Giovanni hinaufkam. Diese Träume über Armeen waren vielleicht teilweise angeregt durch einen Besuch von drei Beamten, die über die Einquartierung der Engländer in Castro Giovanni sprachen; der Anlaß für ihr Kommen war ein Streit, den ich mit meinem Doktor hatte. Als ich merkte, daß mir besser wurde, machte mir seine Geschicklichkeit großen Eindruck, und ich war sehr dankbar. Ich wünschte, ihm abgesehen von seiner Bezahlung und darüber hinaus Geschenke zu machen. Ich gab ihm oder dem Herrn des Hauses einen Taschenkompaß, ein Thermometer, einen Vergil und, glaube ich, ein paar andere lateinische Bücher und vielleicht noch einige andere Dinge. Der Doktor verspitzte sich auf etwas, was Gennaro für zu kostbar hielt, um es wegzugeben, oder auf etwas, wie ich mir nach dem Ausgang vorstellte, was der Herr des Hauses haben wollte. Er nahm es mit weg, und mein Diener brachte die Sache vor die Behörden, die mir demgemäß, vielleicht z. T. aus Neugier, einen Besuch abstatteten. Ich verstand kein Wort von dem, was sie sagten, obwohl Gennaro einiges übersetzte. Nebenbei bemerkt, als ich krank wurde, verschwanden alle meine italienischen Kenntnisse, während das Latein blieb. Einer von den dreien war ein Geistlicher, und ich weiß nicht warum, aber ich starrte ihn in einer seltsamen Weise an, bis mein Diener es mir in dem Gedanken, daß es mir schaden würde, energisch verbot. Ich bekam mein Eigentum zurück, und dann wünschte Gennaro, daß ich es Aloysio, dem Herrn des Hauses, geben sollte, aber ich wollte nicht. Am Beginn meiner Krankheit besuchte mich ein Priester, und ich sagte meinem Diener, als ich halb benommen war, ich wünschte mit ihm zu disputieren. Auch der Bruder meines Wirts besuchte mich, der um ein Stück gelbes Wach Leder bat und es erhielt, wie sie es zum Tellerabreiben nehmen. Es war noch jemand anders in der ersten Zeit meiner Krankheit da, den ich in meinem Latein gegenüber dem Doktor *probus homo* nannte; er mag der Mann meiner Unterwärterin gewesen sein.

Und nun habe ich so ziemlich alles gesagt, woran ich mich aus meiner Krankheit erinnern kann. Ich brach am 25. Mai von Castro Juan auf, am Vorabend von Pfingsten. Ich irrte mich, nebenbei bemerkt, und verrechnete mich um eine Woche. Denn eine Woche später in Palermo bildete ich mir ein, es sei Pfingstsonntag, während es Trinitatis war. Am Sonntag vorher war ich wohl genug, um zu wissen, daß es Femimas Geburtstag war, und habe die Vorstellung, daß ich am 17. wieder zum Leben erwacht bin; aber die Krisis muß früher gewesen sein. Nebenbei bemerkt hätte ich die große Ehrlichkeit

meiner ganzen Umgebung anerkennen sollen. Gennaro hatte Kleider, Geld – alles in seiner Obhut. Es ging mir nichts verloren. Eine große Summe kam von Palermo in Dollars sicher zu mir. Er bezahlte nichts, ohne mich um Erlaubnis zu fragen; und obwohl er meine ganze Habe begehrt hatte, wenn ich stürbe, wünschte er doch selbst da, daß sie ihm förmlich vermacht würde. Meine Uhr und in der Tat alles, was ich hatte, war in der Gewalt mehrerer Leute. Kein englischer Konsul, glaube ich, war in größerer Nähe als in Girgenti. Um weiterzukommen: Ich brach am 25. auf und hatte große Gewissensbisse wegen der Reise den Sonntag über (den nächsten Tag), überwand sie aber zuletzt. Ich reiste durch ein ausgesucht schönes Land, teilweise jedoch bei Nacht. Meine Freude war anfangs zu groß für mich. Nie habe ich ein solches Land gesehen – der Frühling in seiner größten Üppigkeit. Alle Arten von unbekanntem Bäumen – sehr steile und hohe Hügel, über welche die Landstraße ging; Berge in der Ferne – eine Fülle von Aloes die Straße entlang. Solch helle Farben – ganz im Einklang mit meinem wiedererwachenden Leben. Ich hatte großen Appetit und ging Gennaro beständig um den Bart (wie ich es nennen kann), um Cakes zu bekommen. Hier möchte ich nebenbei meine Gefühle über die Rückkehr des Appetits nach der Krankheit verzeichnen. Als mir besser wurde in Castro Giovanni, pflegte er mir zum Frühstück ein in Holzasche gebackenes Ei und Tee und Cakes zu geben. Wie ich danach verlangte! Und wenn ich den Tee nahm, konnte ich nicht umhin, aufzuschreien vor Entzücken. Ich pflegte zu sagen: »Es ist Leben nach dem Tode!« Niemals habe ich solche Gefühle gehabt. Während meiner ganzen Krankheit war ich so von Gennaro abhängig gewesen, daß ich es nicht ertragen konnte, wenn er fünf Minuten nicht im Zimmer war. Ich pflegte laut zu rufen, ich weiß nicht wie lange hintereinander: »Gen-na-ro-o-o-o-o-o!« Sie fütterten mich mit Hühnerbrühe. Brühe von Rindfleisch oder Saft von Rindfleisch nahm ich nicht zu mir, bis ich nach Palermo kam, und sie erweckte etwas von den ekstatischen Gefühlen, die der Tee ausgelöst hatte. Ich gelangte am dritten Tage, am 27. Mai, nach Palermo, nachdem ich am 26. (glaube ich) in einer Art Gasthaus gerastet hatte, wo der Wirt kam und nach mir sah. Ich war sehr schwach. Als ich am Morgen des 26. oder 27. aufstand, saß ich einige Zeit auf dem Bettrand, weinte bitterlich, und alles, was ich sagen konnte, war, ich sei sicher, Gott habe ein Werk für mich in England zu tun. Dies hatte ich in der Tat zu Dr. Wiseman in Rom gesagt, doch obwohl aufrichtig gesagt, waren die Worte doch nicht so pointiert gesprochen; sondern als Antwort auf die Frage, wie lange wir dort bleiben würden, sagte ich, wir hätten Arbeit daheim. Ich wünschte, ich könnte meinen Brief an Christie sehen; ich muß ihn darum bitten. Doch nun war mein Puls heftig und gewaltsam, und mein Diener konnte mich natürlich gar nicht verstehen. Aber um nach Palermo zu kommen. Ich wohnte in Page's Hotel – die Wirtin Ann Page, die, glaube ich, einen Italiener oder Sizilianer geheiratet hatte. Sie war eifrig bemüht, mir gefällig zu sein, und bat mich, ihr Haus daheim zu empfehlen. Sie war ein mütterliches Wesen und machte mir Sago und Tapioca etc. Die Kaufleute (Weinhändler) waren sehr zuvorkommend. Erst dachten sie, ich müßte sterben. Ich war so sehr schwach und konnte nur in gedehnten Lauten sprechen. Ich pflegte täglich aufs Wasser zu gehen, und das brachte mich in die Höhe. Ich lebte von Tag zu Tag wunderbar auf. Ich war fast drei Wochen da, bis zum 13. Juni. Es war eine rechte Prüfungszeit, doch vielleicht wäre ich vor dieser Zeit nicht stark genug gewesen – um allein zu gehen! Ich verfaßte

eine Lyra täglich, ich glaube, von dem Tage an, wo ich hinkam. Es war gerade Heuernte, als ich dort war. Ich ging auf den Monte Pellegrino hinauf; ich ging zur Hydra-Höhle etc.; aber ich nützte meine Zeit wenig aus, abgesehen davon, daß ich fast täglich segelte, und war heimwehkrank und sehr enttäuscht über die Verzögerung. Ich ging viel in den öffentlichen Garten, der, glaube ich, Villa Reale genannt wurde, und draußen am Strand entlang und saß auf den Bänken. Jedoch sie sagten mir, ich dürfte am Mittag nicht ausgehen, wenn auch im Schatten. Manchmal gab es Scirocco, der sehr angreifend war, der Wind wie ein Schmelzofen. Die Wolken waren blau, die gelbbraunen Berge sahen wunderschön aus. Ich aß daneben bei den Kaufleuten, bei Herrn Thomas, einem Kaufmann, der zwei oder drei Meilen draußen an der Monreale-Straße wohnte – einem verheirateten Mann. Am Tage, ehe ich segelte, traf ich Herrn Page von Ch. Ch. Ich besuchte den Deutschen, der vorbeigekommen und zu mir herausgekommen war, als ich in dem Zelt an der Straße unterhalb von Castel Juan lag. Mein Fuhrwerk, in dem ich nach Palermo kam, stammte aus Palermo. All diese Zeit hindurch wußte ich, daß meine Freunde in England in Besorgnis waren, hatte aber kein Mittel, mich mit ihnen in Verbindung zu setzen. Mein »Tagebuch« für 1833 gibt manche Einzelheiten.

Ich entließ Gennaro in Palermo; er sollte nach Neapel zu seiner Frau und Familie zurückgehen. Seither habe ich gehört, daß er in Lord Carringtons Familie in England ist. Er war, menschlich gesprochen, mein Lebensretter, glaube ich. Was ich ohne ihn getan hätte, kann ich mir nicht vorstellen. Er pflegte mich wie ein Kind. Ein englischer Diener hätte niemals tun können, was er tat. Er war einmal gestört gewesen und bekam leicht zuviel, wenn er trank. So fand ich ihn einmal in Palermo, obwohl er es leugnete. Ein- oder zweimal verließ er mich einen ganzen Tag oder für eine lange Weile.

Als wir uns trennten, gab ich ihm, glaube ich, etwa 10 Pfund Sterling mehr als seinen Lohn und ein geschriebenes Zeugnis. Ehe ich ihm etwas gegeben hatte, begann er nach etwas auszuschaun; doch woran er dachte, das war ein alter blauer Rock von mir, den ich seit 1823 hatte; eine Kleinigkeit für ihn als Entgelt für seine Dienste – zugleich etwas Großes für mich zu geben, denn ich hatte eine Anhänglichkeit dafür. Er hatte mir während meiner ganzen Krankheit gedient, war auf mein Bett gelegt worden, über mich gelegt worden, wenn ich aufstand, um mein Bett machen zu lassen etc. In Korfu hätte ich ihn beinahe verloren – er wurde mir von einem Soldaten gestohlen, aber wir bekamen ihn zurück. Ich habe ihn noch. Ich habe ihn hierher nach Littlemore mitgebracht, und in einigen kalten Nächten habe ich ihn auf meinem Bett gehabt. Ich habe so wenig Dinge, die mit mir harmonieren, daß ich zu Kleidern meine Zuflucht nehme. – (25. März 1840.)

24. April 1874. – Ich wundere mich, daß ich nicht erwähnt habe, wie ich schlechthin alles Gedächtnis verlor bezüglich dessen, wie ich krank wurde und ins Bett gelangte, und wie sonderbar, nach und nach, nur erst eine Tatsache zurückkehrte, dann eine andere, bis ich schließlich meine Reise und meine Krankheit im Zusammenhang vergegenwärtigen konnte.

Littlemore: 25. März 1840. – Der Gedanke bedrückt mich ständig, während ich dies schreibe, wozu ich es schreibe? Für mich mag ich vielleicht ein- oder zweimal in meinem Leben hineinschauen, und

was liegt daran, daß ich es anschaue? ... Wer wird Wert darauf legen, solche Einzelheiten zu erfahren, wie ich sie oben niedergeschrieben habe? Werde ich je in meinem Alter geistliche Kinder haben, die sich dafür interessieren? Wie die Zeit dahingeht! Ich scheine mich mit dem Gedanken auszusöhnen, daß ich alt bin. Es scheint erst gestern gewesen zu sein, daß die Whigs zur Macht gelangten; ein weiteres solches Morgen und ich werde fast fünfzig sein – ein ältlicher Mann. Was für ein Traum ist das Leben! Ich pflegte es zu bedauern, daß die Festtage so schnell vergingen. Sie sind da und sie sind fort; aber so geht's. Die Zeit ist nur die Saat der Ewigkeit.

III. Oxford-Bewegung. Traktat I der »Tracts for the Times« Gedanken über das Priesteramt. Dem Klerus ehrerbietig dargeboten

Ich bin nur einer von Ihnen – ein Geistlicher; und darum verberge ich meinen Namen, damit ich nicht zuviel auf mich nehme, indem ich in meinem eigenen Namen spreche. Doch sprechen muß ich, denn die Zeiten sind sehr schlimm, aber niemand spricht dagegen.

Ist es nicht so? Sehen wir nicht »einer auf den andern«, aber tun nichts? Gestehen wir nicht alle die Gefahr zu, worein die Kirche geraten ist, sitzen aber doch jeder in seiner Klausel, als ob Berge und Seen einen Bruder vom andern abschnitten? Darum lassen Sie mich gewähren, wenn ich es versuche, Sie aus jener Zurückgezogenheit hervorzuholen, deren Genuß bisher unsere Glückseligkeit war, um die Lage und die Aussichten unserer Heiligen Mutter in praktischer Einstellung ins Auge zu fassen; so daß wir alle Mann für Mann jene träge Haltung abschütteln, die Herr über uns geworden ist – daß wir zugeben, wie schlecht der Stand der Dinge ist, aber nichts tun, um ihn zu bessern.

Denken Sie einen Augenblick nach. Ist es schön gehandelt, ist es pflichtmäßig, daß wir unsere Bischöfe der Wucht des Angriffs standhalten lassen, ohne unser Teil zu tun, um sie zu stützen? Auf ihnen ruht »die Sorge für alle Kirchen«. Daran ist nichts zu ändern: in der Tat ist dies ihr Ruhm. Keiner von uns würde im mindesten wünschen, ihnen die Pflichten, die Mühen, die Verantwortlichkeiten ihres hohen Amtes zu rauben. Und so verhängnisvoll es für das Land wäre, so könnten wir doch (was sie angeht) ihnen kein gesegnetes Ende ihrer Laufbahn wünschen, als daß sie ihrer Güter beraubt würden und das Martyrium erlitten.

Ihnen also überlassen wir willig und in herzlicher Ergebenheit ihre hohen Vorrechte und Ehren; wir maßen uns nicht die Rechte der Nachfolger der Apostel an; wir rühren nicht an ihr Schwert und ihren Krummstab. Doch zweifellos dürfen wir ihre Schildträger in der Schlacht sein, ohne ihnen zu nahe zu treten, und ihnen durch unsere Stimme und unsere Taten sein, was Lukas und Timotheus dem hl. Paulus waren.

Lassen Sie mich nun also gleich auf den Gegenstand zu sprechen kommen, der mich dazu führt, zu Ihnen zu reden. Sollten die Regierung und das Land ihre Kirche soweit vergessen, daß sie sie abschüttelten, ihrer zeitlichen Ehren und ihres Unterhalts beraubten, worauf wollen Sie den Anspruch auf Achtung und Ehrerbietung gründen, den Sie bisher Ihren Herden gegenüber erhoben? Bisher sind

Sie durch Ihre Geburt, Ihre Erziehung, Ihren Reichtum, Ihre Beziehungen erhalten worden; würden diese weltlichen Vorteile aufhören, worauf sollten sich die Diener Christi stützen? Ist dies nicht eine ernsthafte, praktische Frage? Wir wissen, wie jämmerlich es um die religiösen Körperschaften steht, die nicht vom Staat unterstützt werden. Sehen Sie sich die Dissenters rings um Sie her an, und Sie werden sogleich bemerken, daß ihre Geistlichen, weil sie nur vom Volk abhängen, die Kreaturen des Volkes werden. Wären Sie damit zufrieden, wenn dies Ihr Fall würde? Ach! kann ein größeres Übel über Christen hereinbrechen, als daß ihre Lehrer von ihnen geführt werden, statt sie zu führen? Wie können wir »das rechte Wort festhalten« und »das bewahren, das uns anvertraut ist«, wenn unser Einfluß nur auf unserer Popularität beruhen soll? Ist es nicht gerade unser Amt, der Welt zu widerstehen? Können wir es uns dann gestatten, ihr zu schmeicheln? Dinge zu predigen, die süß eingehen, und falsch zu prophezeien? Den Reichen und Trägen das Leben leicht zu machen und die niederen Klassen mit heftigen Erregungen und stark berauschenden Lehren zu bestechen? Gewiß soll es nicht so sein – und die Frage erhebt sich aufs neue: worauf sollen wir unsere Autorität begründen, wenn der Staat uns im Stich läßt?

Christus hat seine Kirche nicht ohne eigenen Anspruch auf die Achtung der Menschen gelassen. Gewiß nicht. Ein so harter Herr kann er nicht sein, daß er uns befähle, der Welt zu widerstehen, ohne uns ein Beglaubigungsschreiben zu geben, um es zu tun. Es gibt einige, die ihre göttliche Sendung auf ihre eigene Versicherung ohne sonstige Stütze begründen; andere, die sie auf ihre Popularität begründen; andere auf ihren Erfolg; und andere, die sie auf ihre weltlichen Vorzüge begründen. Dieser letzte Fall ist vielleicht allzu sehr der unsere gewesen; ich fürchte, wir haben den wirklichen Grund vernachlässigt, auf den unsere Autorität gebaut ist – unsere apostolische Nachfolge.

Wir sind nicht aus Blut geboren, noch aus dem Willen des Fleisches, noch aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott. Der Herr Jesus Christus hat Seinen Aposteln Seinen Geist gegeben; sie wiederum legten ihre Hände denen auf, die ihnen nachfolgen sollten; und diese wieder anderen; und so ist die heilige Gabe auf unsere gegenwärtigen Bischöfe gekommen, die uns zu ihren Gehilfen und, in gewissem Sinn, zu ihren Stellvertretern ernannt haben.

Nun glaubt dies jeder von uns. Ich weiß, daß einige zunächst leugnen werden, daß sie es tun; aber sie glauben es doch. Nur ist es ihrem Herzen nicht genügend praktisch wirksam eingeprägt. Sie glauben es; denn es ist die Lehre des Ordinationsritus, den sie in der feierlichsten Stunde ihres Lebens als Wahrheit anerkannt haben. Also nicht um sie zu beweisen, sondern um sie Ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen und einzuprägen, lenke ich Ihre Aufmerksamkeit auf die Worte, die gebraucht wurden, als man Sie zu Dienern der Kirche Christi machte.

Das Amt des Diakons wurde Ihnen mit folgenden Worten anvertraut: »Empfange das Recht, das Amt eines Diakons in der Kirche Christi auszuüben, das Dir anvertraut wird: im Namen« etc.

Und das Priestertum folgendermaßen:

»Empfange den Heiligen Geist für das Amt und das Werk eines Priesters in der Kirche Gottes, das Dir nun durch unsere Handauflegung anvertraut wird. Wessen Sünden Du vergibst, die sind vergeben; und wessen Sünden Du behältst, die sind behalten. Und sei ein treuer Ausspender des Wortes Gottes und Seiner Heiligen Sakramente« etc.

Dies, sage ich, waren Worte, die zu uns gesprochen und von uns aufgenommen wurden, als wir näher zu Gott gezogen waren als zu irgendeiner anderen Zeit unseres Lebens. Ich weiß, daß die Gnade der Priesterweihe in der Handauflegung enthalten ist, nicht in irgendeiner sprachlichen Formel – doch in unserem Fall (wie es stets in der Kirche üblich gewesen ist) begleiteten Segensworte den Akt. So haben wir vor Gott unseren Glauben daran bekannt, daß wir durch den Bischof, der uns weihte, den Heiligen Geist empfangen haben, die Macht zu binden und zu lösen, die Sakramente zu verwalten und zu predigen. Wie ist er nun imstande, diese großen Gaben zu verleihen? Woher stammt sein Recht? Sind diese Worte eitel (das hieße Gottes Namen umsonst gebrauchen) oder drücken sie nur einen Wunsch aus (was sicher weit unter ihrer Bedeutung ist) oder zeigen sie nicht vielmehr an, daß ihr Sprecher eine Gabe verleiht? Sicherlich können sie nichts anderes als dies bedeuten. Doch woher, frage ich, stammt sein Recht, dies zu tun? Hat er anders irgendein Recht, als weil er die Macht von denen empfangen hat, die ihn zum Bischof weihten? Er könnte nicht geben, was er niemals empfangen hat. Es ist also klar, daß er nur übermittelt, und daß das christliche Priestertum eine Nachfolge (a succession) ist. Und wenn wir die Einsetzungsgewalt zurückverfolgen, werden wir natürlich zuletzt zu den Aposteln kommen. Das wissen wir als eine klare historische Tatsache, und darum haben wir alle, die wir in das Priesteramt eingesetzt wurden, rein in der Form unserer Einsetzung die Lehre von der apostolischen Nachfolge anerkannt.

Und aus demselben Grunde dürfen wir keinen als wirklich eingesetzt betrachten, der nicht so eingesetzt worden ist. Denn wenn die Einsetzung göttliche Verordnung ist, muß sie notwendig sein; und wenn sie keine göttliche Verordnung ist, wie dürfen wir es dann wagen, davon Gebrauch zu machen? Darum müssen alle, die davon Gebrauch machen, wir alle, sie für notwendig halten. Ebenso könnten wir behaupten, die Sakramente seien nicht notwendig zum Heil, während wir die liturgischen Funktionen ausüben; denn wenn Gott Gnadenmittel festsetzt, so sind es die Mittel.

Ich sehe nicht, wie sich jemand dieser klaren Sachlage entziehen kann, er behaupte denn (wie ich schon andeutete), daß die Worte nicht alles meinen, was sie sagen. Doch man bedenke nur, was für ein unwahrscheinlicher Zeitpunkt es ist, Worte ins Blaue hinein zu reden, wenn Priester für ihr Amt ausgesondert werden. Nehmen wir nicht eine Liturgie an, um unbedachtes, leeres Reden zu verhindern, und werden wir in der Ausübung des heiligsten aller Ämter sprachliche Formeln niederschreiben, unterzeichnen und wieder und wieder gebrauchen, die wir nicht abgewogen haben und die nicht streng zu nehmen sind?

Darum, meine lieben Brüder, handeln Sie, wie es Ihre Bekenntnisse fordern! Lassen Sie nicht sagen, daß Sie eine Gabe vernachlässigt haben; denn wenn der Geist der Apostel auf Ihnen ruht, so ist dies

zweifellos eine große Gabe. »Laßt die Gabe Gottes wirksam werden, die in euch ist!« Halten Sie sie in Ehren! Zeigen Sie, daß Sie sie schützen! Behalten Sie sie vor Augen als ein Ehrenzeichen, weit höher als jenes Ansehen vor der Welt, als Bildung oder glänzendes Auftreten oder Gelehrsamkeit oder Rang, die Ihnen bei der Menge Gehör verschaffen. Erzählen Sie der von Ihrer Gabe! Die Zeit wird Sie dazu treiben, wenn Sie noch irgendetwas gelten wollen. Doch warten Sie nicht, bis die Zeit dazu drängt! Lassen Sie sich nicht dadurch, daß die Welt Sie preisgibt, zwingen, gleichsam wider Willen zu dem hohen Ursprung Ihrer Autorität Ihre Zuflucht zu nehmen! Sprechen Sie es nun aus, bevor Sie gezwungen werden, um sich Ihres Vorrechts zu rühmen und um sich die gebührende Ehrerbietung seitens Ihrer Leute zu sichern! Es hat sich die Vorstellung verbreitet, daß sie Ihnen Ihre Macht nehmen können. Sie glauben, sie hätten sie gegeben und sie könnten sie wieder nehmen. Sie glauben, sie beruhe auf dem Eigentum der Kirche, und sie wissen, daß sie politisch die Macht haben, dieses Eigentum zu konfiszieren. Sie sind in der irrigen Vorstellung befangen, daß gegenwärtiger greifbarer Nutzen, vorweisbare Ergebnisse, Annehmlichkeit für Ihre Herde, daß dies und dergleichen die Zeugnisse für Ihre göttliche Sendung seien. Klären Sie sie in dieser Sache auf! Preisen Sie unsere heiligen Väter, die Bischöfe, als die Vertreter der Apostel und die Engel der Kirchen und verherrlichen Sie Ihr Amt als von ihnen eingesetzt, um an ihrem Dienst teilzuhaben!

Doch wenn Sie meine Auffassung der Sache nicht annehmen, die ich Ihnen unbedenklich, doch (hoffe ich) in aller Ehrerbietung vorlege, so ergreifen Sie auf alle Fälle Partei! Länger neutral bleiben, das wird selbst ein Parteiergreifen sein. Ergreifen Sie Partei, da Sie binnen kurzem doch auf der einen oder anderen Seite stehen müssen, selbst wenn Sie nichts tun. Fürchten Sie sich davor, zu denen zu gehören, denen ihr Platz durch zufällige Umstände bestimmt wird und die sich am Ende unter den Feinden Christi finden mögen, während sie sich nur von der weltlichen Politik zurückzuziehen denken. Solche Enthaltung ist in stürmischen Zeiten unmöglich. »Wer nicht für Mich ist, ist wider Mich, und wer nicht mit Mir sammelt, der zerstreut.«

An H. Rose

Iffley, 23. Mai 1836

Mein lieber Rose,

die Größe meines Bogens erschreckt Sie – ich weiß nicht, wie es ausgehen wird.

Ihr letzter Brief war zugleich an sich sehr interessant und sehr befriedigend, weil er so sehr dahin strebte, die Konsequenzen aus den Dingen zu ziehen. Ich glaube, wir verstehen einander recht gut, und sollte es sich herausstellen, daß ich beim Vergleich der Ansichten zwischen uns, der nun im Gange ist, übertrieben habe oder in verschwommenen Worten gesprochen, denen keine Ideen entsprechen – was ich zum Teil keineswegs leugnen will, denn es ist sehr schwierig, Realitäten vor dem geistigen Auge zu behalten –, so wird es mir ein Anlaß sein, in Zukunft in dieser Hinsicht behutsamer zu sprechen und zu denken.

Sie haben die Wahrheit gesprochen, wenn ich auch nicht hingehen und es jedermann in Charing Cross sagen möchte, ich liebe die »Kirche von England« nicht; die Anglikanische Kirche, die alte Kirche, die 1200 oder 1600 Jahre zählt, die Kirche der Erbauer unserer Kathedralen und auch die Kirche Andrewes', Lauds, Hammonds, Kens und Butlers (soweit sie übereinstimmen und Lichter sind, die an einem dunklen Ort scheinen), die Kirche, die durch Handauflegung ausgezeichnet ist und nicht durch die Rechtsprechung eines Tyrannen – die freilich liebe ich, und die spätere nicht um ein Jota weniger glühend als die frühe. Bei Ken oder Hammond oder König Karl verweile ich mit weit innigerer Liebe als bei irgendetwas, das früher war. Aber dem zufälligen, überkrusteten System, in dem sie sich befanden, dem bin ich nicht zugetan. Ich mag die Kirche der Reformation nicht lieber als den Barrikadenkönig (Louis Philippe). Ich liebe die Kirche auch als Verkörperung der guten Wesenszüge des englischen Ethos. Ich liebe sie um ihrer menschlichen Züge willen, soweit sie geheiligt und der Substanz der Apostolischen Kirche verähnlicht sind: aber die Beleidigungen der Welt, die sie nun seit dreihundert Jahren trägt, kann ich nur mit Geduld und Resignation ertragen. So liebe ich auch unsere Kirche als einen Teil und eine Verwirklichung der Katholischen Kirche unter uns – aber das führt mich dahin, unsere Trennung von den Lateinern und Griechen zu beklagen und mich nicht an einer »Gesetzeskirche« zu freuen (natürlich halte ich es für die Pflicht einer christlichen Regierung, die Kirche zu erhalten), das Geschöpf eines Heinrich und Wilhelm. Ich kann die »Kirche von England« nicht lieben, wie man sie gewöhnlich nennt – der bloße Name schon ist eine Beleidigung (wenn es auch abgeschmackt wäre, darauf herumzureiten), denn er schließt es ein, daß sie nicht in der Katholischen Kirche, sondern im Staat verwurzelt ist. Und darum spreche ich beständig gegen König Wilhelm, Wake usw., denn das ist das System, unter dem wir tatsächlich leben, freilich nicht das System des Gebetbuchs (Prayer Book), aber was de facto besteht; und sicherlich wird man als Neuerer erscheinen, ob man es ist oder nicht, wenn man sich nur ein wenig darüber erhebt.

Nun nehmen Sie an, man wäre dreißig Jahre früher geboren, ich glaube, dann hätte man sich ganz ruhig verhalten. Aber unsere Zeit läßt das nicht zu. Sie zwingt uns, unsere Meinung zu sagen – und ich kann nicht so vorsichtig zu Werk gehen, daß ich nicht im wesentlichen ausspreche, was ich denke. Ferner ändern sich die äußeren Umstände, der Staat läßt uns im Stich – wir haben einen Grund, kühner zu sein. Indem ich das sage, ist es mir, als ob ich das Prinzip des Verhaltens niederschriebe, nach dem Männer wie Hooker, Andrewes und Laud innerhalb des Systems vorgingen, in dem sie sich vorfanden. Der einzige Unterschied zwischen ihren Ansichten und denen, an die ich mich halte, ist dieser: Sie hatten einen König nach göttlichem Recht – wir haben tatsächlich keinen. Dem mag noch etwas hinzugefügt werden, was früher in Betracht gezogen werden mußte, aber für uns heute fortfällt. Die deutschen und die Genfer Christen waren noch vielversprechend, und da sie strenggläubig waren, schien es schwer, sie zu verdammen – das brachte das 17. Jahrhundert in Schwierigkeiten bezüglich des Episkopats. Man entferne diese Schwierigkeiten, und ich kann es mir nicht anders denken, als daß Laud ein solches Fortschreiten in apostolischen Grundsätzen gebilligt hätte, wie wir es vertreten.

Sicherlich ist es Tatsache, daß die »Kirche von England« niemals eine einheitliche Realität war, es sei denn als Staatsgründung. Innerlich betrachtet, ist sie das Schlachtfeld zweier entgegengesetzter Prinzipien: des Socinianismus und des Katholizismus. Wobei der Socinianismus hauptsächlich durch den Puritanismus kämpft, der unbewußtermaßen sein Bundesgenosse ist. Was meint man, wenn man mich fragt, ob ich die »Kirche von England« liebe? Zugestanden selbst, daß es bei der Reformation eine Befreiung gab, so kann ich nicht mehr als dankbar dafür sein, ich kann mich nicht freuen und jubeln, wenn sie mit einer doktrinär begründeten Zügellosigkeit gepaart ist. Lord Chatham sagte, wir hätten eine papistische Liturgie, kalvinistische Glaubensartikel und einen arminianischen Klerus. Ist das nicht im wesentlichen das Zeugnis jedes außenstehenden, unparteiischen Zuschauers? Ist es nicht das höchste Lob, das man der Staatskirche spendet, daß sie eine Mannigfaltigkeit von Meinungen zuläßt? Ein Lob, das genau in derselben Richtung geht. Was die Artikel angeht, so ist zum Glück keiner ausgesprochen kalvinistisch; was in einem fehlt, wird zum Glück im andern ergänzt – doch nimmt man einzelne Artikel für sich, so gibt es ernstliche Mängel, die, Gott sei Dank, anderswo richtiggestellt werden. Wie spricht der 27ste von der Taufe! – und der 19te von der Kirche! Ich muß also sagen, es ist »ein Glück, daß die Artikel sind, was sie sind« – sie sind ein »Hafen« in der Not – ein κατὰ τοῦ δεῦτερον πλοῖν. Wie kann ich sie um ihrer selbst willen lieben oder die, die sie formulierten!

Auf der andern Seite, warum darf ich nicht, ganz für mich, im Herzen die Hartherzigkeit und Unempfindlichkeit derer beklagen, wer immer sie waren, die (faktisch) der Römischen Kirche überließen, was wir bewahren konnten – so vieles, was hoch, erhebend, majestätisch, begeisternd, gewinnend war –, und uns so unseres angeborenen Rechtes beraubten, das die Lateiner nun in Anspruch nehmen, als stünde es ihnen allein zu? Mein Herz ist auf seiten Roms, nicht weil es Rom ist, sondern weil und soweit es treu bewahrt, was wir tatsächlich weggeworfen haben.

Hier kommt nun Ihre Schwierigkeit, die ich lange bei mir erwogen habe (so scheint es mir): »Ist es nicht gefährlich, die Gefühle der Menschen für etwas zu gewinnen, wogegen sich ihr Urteil auflehnt?« Es schien mir, daß man ihr auf zwei Weisen begegnen könnte:

1. indem man energisch auf die unübersteiglichen Schranken zwischen uns und Rom hinweist. Dies ist die Absicht unserer Reihe von Traktaten über den Romanismus, z. B. die Verehrung der Jungfrau usw. usw.

2. indem man zeigt, daß das, was an Rom für sich einnimmt, unser sein könnte, sobald wir nur wollten (ein bestimmter Grund, dabei zu verweilen, ist der Vorteil, den die Römlinge daraus ziehen, daß sie Bräuche der Urkirche mit ihren Entstellungen durcheinanderbringen – so die Gebete für die Toten mit dem Fegfeuer), denn nichts in unsern Artikeln spricht dagegen – und viel in unsern großen Schriftstellern dafür. Nun kommt die Frage, welches die besondern Punkte sind, die hier in Betracht kommen.

Ich glaube wirklich, daß ich in der Hauptsache mit Ihnen übereinstimme, und so habe ich mich vermutlich unklar ausgedrückt, wenn Sie zu der Ansicht gekommen sind, daß ich weit über sie

hinausgehe. In dem ganzen 1. Traktat über den Romanismus sprechen wir von dem »englischen System, wie es gegenwärtig gehandhabt wird« – unsere Hinzufügungen sind im wesentlichen Wiederherstellungen, Rückeroberungen des Glaubens des 17. Jahrhunderts. Stimmen wir beide darin nicht ganz überein? Die Sakramente, die Heilige Katholische Kirche usw. sind das Wesentliche dieser praktischen Hinzufügungen, von denen ich gesprochen habe. Sagen Sie mir es, wenn etwas anderes als dies in meinen Ausführungen enthalten ist, und wenn es in irgendetwas steht, was eine zweite Ausgabe erlebt, so werde ich es ändern.

Nächst dem wissen wir nicht, wie die Dinge laufen werden – und wenn irgendwelche Revolution oder Quasi-Revolution kommen sollte, ist es gut, bereit zu sein. Ich könnte mir gerade einen Stand der Dinge denken, in dem eine Neuerung innerhalb der Reformierten Kirche – wie das Aufkommen klösterlicher Einrichtungen – vorteilhaft wäre; und wenn es so ist, dann ist es nichts Schlimmes, davon zu sprechen. Und ferner, das Sprechen führt dem Volksgeist ein neues ἥθος {Sitte} zu.

Um weiter zurückzugehen – ich will ein Beispiel der Restauration erwähnen, zu deren Einleitung wir jetzt gerade instandgesetzt worden sind und die Sie eine Zeitlang gewünscht haben, wie ich weiß. Ist die Verurteilung Dr. Hampdens nichts gewesen? Nun das geht genau in der Richtung derjenigen praktischen Reform, die ich wünschen möchte.

Dann zur Frage eines kirchlichen Konzils – ich wäre gegenwärtig entschieden gegen eine Berufung, aber ich bin nicht so gegen eine primitive Form eines Konzils, z. B. wenn die Bischöfe als geschlossene Körperschaft eine Maßregel der Kirchenkommission in aller Form sanktionieren würden.

Sodann gibt es an hundert Familiengebetebücher im Lande und wenig gute. Ich wünschte sehr eine Auswahl aus dem Brevier, wenn auch nur, um zu zeigen, wieviel im Buch der Psalmen steckt, wovon die große Masse nichts weiß. Warum sollten wir das Brevier nicht als unser Eigen in Anspruch nehmen, indem wir historisch zeigen, daß die Anrufungen der Jungfrau tatsächlich moderne Einschiebungen sind? Dieses Beispiel antwortet auf Ihre Frage: »Was ist es in scharfen und bestimmten Worten, was Sie nun vorhaben?« Ich habe vor, bei den Gliedern der Kirche ein Gefühl für die Kirche der Frühzeit großzuziehen und es dann seinerseits im Lauf der Zeit auf die Kirche einwirken zu lassen, wie die Vorsehung es ordnen wird.

Ferner würde ich den Gebrauch des Kreuzzeichens für eine weitere anwendbare Verbesserung halten – wenn auch in diesem Augenblick nicht zu empfehlen. Die förmliche Vereinigung mit der amerikanischen Kirche wäre eine andere höchst wichtige Verbesserung – und die sollte es jetzt eigentlich schon geben.

Zwei Dinge muß ich noch sagen, aus Besorgnis, daß Sie mich mißverstanden haben. 1.) Wann habe ich die Leute aufgefordert, ohne Führer die Frühzeit zu erforschen? Wann habe ich etwas anderes gesagt, als daß sie auf dem aufbauen sollen, was wir haben? Wann habe ich gesagt, daß alles, was einst de facto katholisch war, darum jetzt bindend sei? Wo hat Pusey den Exorzismus verteidigt, es sei denn aus Gründen der Ratsamkeit? Gewiß, wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, ist sein

Hauptgrund der, daß wir ein brauchbares Zeugnis für die reale Macht des Teufels verloren haben, indem wir ihn aufgaben.

2.) Sie sprechen von der Notwendigkeit, daß man zu lieben versuchen muß, um zu lieben. Mein lieber Rose, wenn Sie jahrelang mit Keble, dem lieben Froude und mir zusammen gewesen wären, dann würden Sie sich wohl einer Zeit erinnern, wo wir alle der Kirche von England blind ergeben waren (wie andere sagen würden). Das »Christian Year« mag für Keble sprechen – ich will ihn jetzt nicht empfehlen durch das, was ich sage –, aber wenn Sie seine Vorrede an Hooker lesen, so werden Sie wohl sehen, daß sich sein Ton verändert hat – nicht als ob er die Mutter der Heiligen weniger liebte und nicht vielmehr jene genaue Maßregel für Lehre und Ritus, die uns von den Reformatoren auferlegt wurde. Was den lieben Froude angeht, so war er ein wildbegeisterter »Kirche und König«-Mann – ich glaube, daß ihm die Augen hauptsächlich durch Lektüre geöffnet wurden. Was mich betrifft, so war es mein Fehler (das kann ich wohl sagen) und hat mich in die Klemme gebracht, daß ich zu denen aufsaß, die zufällig gerade meine Vorgesetzten waren. So haben mich eine Zeitlang Whately und Hawkins bezaubert. Ich bin wirklich stolz darauf, und mit einigem Recht, obwohl weit und breit das Gegenteil behauptet wird, daß mich niemals jemand einfing, der meinesgleichen war, sondern beständig ein Höherstehender. Und so steht es auch mit der Kirche von England. Ich habe durch meine Vorlesungen über die Liturgie, über die besonderen Lehren der Artikel usw., und meine Predigten strömen über vom Geist eines hochgespannten Staatskirchentums. Ich glaube keinen Augenblick, daß ich oder Keble und Froude nicht noch andere Prinzipien hatten, die unsere Wandlung seither veranlaßten, nur kann ich mich nicht selbst anklagen, als hätte ich nicht, wie es jeder soll, mit Ehrfurcht und Begeisterung für das System begonnen, in dem ich mich fand. Doch nichts mehr davon.

Ein Wort zum Schluß – ich habe einen und nur einen Punkt, der mein Gewissen beschwert oder fast beschwert. Unsere Änderungen an der Abendmahlspraxis erscheinen mir als Sünde – nicht an uns, sondern an unseren Vorvätern. Das ist unser Unglück – und ich trage es mit Ergebung, wie ich den Verlust eines Gliedes tragen würde. Darum möchte ich auch, selbst wenn ich könnte, unserer Kirche nicht eine Wiederherstellung des alten Ritus aufnötigen – denn da es doch eine Sünde der Kirche ist, in dem Sinn, wie man von nationalen Sünden und dergleichen spricht, ist die Kirche, bis sie den Mangel fühlt, bereut, bekennt usw., des Vorrechts unwürdig. Ich sage dies im Hinblick auf die praktische Frage. Denn an sich betrachte ich es so, daß ich das Amt niemals versehe, ohne nach der Art Hesekias' zu beten: »Der liebe Gott verzeihe« usw. Das Schwinden der προσφορά, die Auslassung des Gebets zum Heiligen Geist und der Erwähnung der Verstorbenen (ich stimme völlig mit Ihnen und Pusey überein, daß es nicht »die Verstorbenen«, sondern die »in Christus Verstorbenen« sein sollten) sind Mängel der Lehre, wenn man die Sache vom Standpunkt der Frühzeit betrachtet – oder wenn man sie vom Standpunkt der Tradition betrachtet, ist die Änderung der alten Form, die wahrscheinlich von dem hl. Petrus auf uns kam, eine so große Sünde von seiten der Frevler (verzeihen Sie mir), daß ich nur still sein und Gott danken will, daß wir heute persönlich frei davon sind. Im Vertrauen gesagt tue ich, was andere vor mir getan haben, ich opfere und bete im stillen für die in Christus Verstorbenen.

Nun sehen Sie, in diesem Punkt entferne ich mich vom Boden des praktischen Nutzens – und darum wundern Sie sich nicht darüber, daß ich die Lehre von den Gebeten für die in Christus Verstorbenen zwar nicht unserer Kirche einschärfe, die dessen noch nicht würdig ist, wohl aber denen unter uns, die ihre Sünde erkennen und für sie Fürbitte tun. Ich hielt es für das Beste, ganz offen Ihnen gegenüber zu sein. Nicht mehr als ein oder zwei Freunde (bis jetzt nicht einmal Pusey) haben dies je von mir gehört.

Stets der Ihre

J. H. N.

Oriel College, 29. Mai 1840

Newman bittet, Z. Y. X. die folgenden Gedanken über den Brief und die Aufsätze zu unterbreiten, die er empfangen hat; die letzteren schickt er nun zurück.

Ich habe mit schmerzlichem Interesse den Bericht gelesen, der in dem Brief enthalten ist, und bin sehr dankbar, daß ein Mensch, der in so großer Gefahr gewesen ist, schließlich auf den rechten Weg geführt wurde.

Es ist unmöglich, ohne große Sympathie dem Bericht der Schreiberin zu folgen und nicht eine sanguinische Hoffnung zu hegen, daß sie auf dem rechten Wege erhalten bleiben und daß ihre einzige fernere Veränderung das Wachstum alles Guten sein wird, das in ihr begonnen hat.

Und natürlich ist es etwas höchst Willkommenes zu hören, daß irgendetwas, was man selbst geschrieben hat, überhaupt zum Werkzeug gemacht worden ist, um der Seele eines andern religiöse Überzeugungen einzuprägen, besonders einer, die so geartet ist wie die ihre.

Es ist jedoch erst drei Jahre her, seit sie begonnen hat, recht zu denken, und erst wenige Monate, seit sie die Lehren, die in den »Tracts for the Times« enthalten sind, kennengelernt und angenommen hat.

Angesichts dessen hielte ich es für verfrüht, wenn sie etwas veröffentlichen wollte, wo sie noch vor so kurzer Zeit Anschauungen vertreten hat, die sie nun aufrichtig beklagt und von denen sie sich schwerlich schon ganz befreit haben kann. Ich hoffe, sie wird mich nicht für hart halten, wenn ich das sage, daß, wenngleich die Kirche solche Unterstützung braucht, wie sie sie zu geben verspricht, und so gut sie auch dafür ausgerüstet ist, das zu tun, ich es doch für das Beste halte, wenn sie gegenwärtig noch nichts veröffentlicht, sondern sich ihrer eigenen Erbauung widmet.

Sie möge ihre Aktivität und Energie ihrer eigenen Person zuwenden; sie möge betrachten, wieviel jeder von uns tun muß, um ins Leben einzutreten; wieviel jedem von uns zu tun bleibt, zur Ehre Gottes wie in der Richtung auf persönliche Vervollkommnung; was für etwas Hohes und Wundervolles die christliche Heiligkeit ist, und welche Fähigkeiten zur Vervollkommnung die wiedergeborene Seele besitzt.

Die Gaben, die sie besitzt, sind mit Gottes Gnade einer unendlichen Vervollkommnung und Stärkung fähig und können von Ihm so gesegnet werden, daß sie ihr einen Platz unter den Heiligen sichern.

Ob es nicht ratsam für sie wäre, sich dem Studium von Thomas a Kempis, von Pascals »Gedanken«, der religiösen Schriften Bischof Taylors und ähnlicher Bücher zu widmen?

Verfügt sie so weit über ihre Zeit, daß sie sich, wenigstens für eine Weile, einem Leben des Gebets und der Buße hingeben könnte, wobei sie gewisse systematische Übungen benützen sollte, wie Bischof Cosins, Bischof Andrewes', oder (wenn sie die geringe Kenntnis des Lateinischen besitzt, die dazu nötig ist) das Brevier mit den Auslassungen, wie sie die Englische Kirche verlangt?

Sollte sie sich nicht der Betrachtung des Gehorsams und der Heiligkeit widmen und der Lektüre der Heiligenleben und sich planmäßig auf das Geschäft der Selbsterziehung verlegen, sich umzubilden, wo sie es am nötigsten hat, eine vollkommene Ergebung in Gottes Willen zu gewinnen, weltliche Anschauungen, Begriffe und Prinzipien zu verlernen und wie im Angesicht der unsichtbaren Dinge zu leben; und dies ohne Ungeduld bei offenbarem Versagen oder augenscheinlich langsamem Fortschreiten?

Ist dies nicht eine ganz genaue und ganz ausgezeichnete Erfüllung des Gelübdes, das sie abgelegt hat, daß sie »jede Fähigkeit, die Gott ihr gegeben habe, Seinem Dienst und Seiner Verherrlichung widmen wollet«?

Ist sie so gestellt, daß sie dies Gelübde erfüllen kann (das sie schon ablegte, ehe sie an mich schrieb, und als bindend empfand), indem sie sich nicht bloß für eine Weile, sondern ein ganzes Leben lang solchen Übungen widmen kann, wie die Heiligen der alten Zeit? Es gibt zweifellos viele Frauen, die ihr Leben verschwenden, wie die Dinge liegen, deren Beruf und Glück es offenbar sein würde, sich einer religiösen Genossenschaft anzuschließen, vorausgesetzt, daß sie eine genügend autoritative Regel hätten, um Schwierigkeiten der natürlichen Neigungen und Anlagen zu überwinden.

Kann sie nicht wenigstens den Wunsch nach einem solchen Leben hegen, wenn es gegenwärtig unausführbar ist? Kann sie nicht darum beten? Und was die Förderung katholischer Anschauungen betrifft, wird sie das nicht höchst wirksam gegenwärtig und zu allen Zeiten leisten, wenn sie beständig dafür betet, daß Klerus und Laien in der vollkommenen Wahrheit erleuchtet und zur Einheit zusammengeführt werden möchten?

Was die Manuskripte anbetrifft, die sie geschickt hat, so sind nach dem, was ich gesagt habe, irgendwelche Bemerkungen meinerseits fast überflüssig. Sie sind klar, natürlich und brauchbar geschrieben, und nichts, was ich oben sagte, zielt darauf ab, der Schreiberin abzuraten, sich so in ihrer eigenen Sphäre zu beschäftigen, sondern nur von einer Veröffentlichung.

J. H. Newman an Miss Holmes

Oriel College, 10. Juni 1840

Newman sendet die folgenden Antworten auf einige Fragen, die Miss H. gestellt hat.

Er wünschte, er hätte Zeit, sie ausführlicher zu beantworten, aber er hält es für besser, sie zu schicken, wie sie sind, als es aufzuschieben.

Die gebräuchliche Übersetzung von Bischof Andrewes' »Devotions« (Gebete) macht sie aus einem Gebetbuch zu einer Sammlung von Texten. In Nr. 88 der »Traktate für die Zeit« ist eben ein Versuch gemacht worden, dem abzuweichen. Suttons »Godly Meditations on the Lord's Supper« (Fromme Betrachtungen über das Abendmahl des Herrn) ist ein nützliches Buch, aber die Warnung in der Ankündigung sollte beachtet werden. Es gibt viele Übersetzungen von Thomas a Kempis, keine sehr gute und alle sehr verschieden voneinander. Die älteren sind besser. Eine neue Übersetzung ist erforderlich. Es ist ein Werk von tiefstem Wert. Die Übersetzungen aus dem Brevier in den »Tracts for the Times« Nr. 75 tragen viel dazu bei, eine Kenntnis des Originals zu ersetzen, und geben jedenfalls eine Anleitung, die Psalmen nach demselben Plan auch für andere Zeiten als die dort angeführten zu ordnen.

Natürlich ist der Umstand, daß Gott eine Herzenswandlung gewährt, ein berechtigter Grund zur Hoffnung und Freude, welches immer unsere früheren Verfehlungen gewesen sein mögen. Ich glaube nicht, daß solche Gefühle mit der tiefsten und anhaltendsten Verdemütigung unvereinbar sind. Einige meiner veröffentlichten Predigten handeln über diese Frage, so die 8. Predigt des IV. Bandes.

Es scheint mir, daß für jeden Menschen, der eine solche Wandlung seiner Anschauungen durchgemacht hat wie die Schreiberin des Briefes, die Gefahr besteht, erregt zu werden. Sie darf nicht erwarten, daß sie immer den Sonnenschein haben wird, den sie jetzt hat, und je mehr sie sich jetzt ihren Gefühlen überläßt, ein um so größerer Rückschlag steht vielleicht bevor. Eine solche Persönlichkeit sollte sehr auf der Hut sein, etwas Außergewöhnliches zu tun oder die Menschen durch etwas, was sie sagt, in Erstaunen zu setzen. Solange Gott Frieden und Freude gibt, haben wir Ursache, dankbar zu sein, doch laßt uns die Freude mit Zittern genießen. Ich glaube, es ist gut, wenn wir uns selbst gegenüber vorsichtig und wachsam sind, was irgendwelche weittragenden Schritte betrifft, wie Gelübde. Allerdings spielte ich in meinem letzten Brief auf etwas der Art an, aber es bezog sich auf ein Gelübde, das, wie ich es aufgefaßt hatte, schon abgelegt war. Wenn auf irgendetwas die Warnung des Herrn über das »Berechnen der Kosten« zutrifft, so ist es die Frage der Gelübde.

Was die Lehre anlangt, daß Gott unsere Gebete durch die Vermittlung der Heiligen hört, so weiß ich nichts davon, daß unsere Kirche eine Meinung darüber ausgesprochen hat. Sie spricht gegen »die römische Lehre von der Anrufung«. Und sie erkennt im Gebetbuch die Lehre von der Fürsprache der Heiligen nicht an, aber sie scheint es mir offen zu lassen.

Ich glaube, daß ein Geistlicher, der das Credo leugnet, soweit und solange sein Anrecht auf Unterwerfung auf Grund seiner Ordination verwirkt. Der Glaube ist der Grund, er wurde im Anfang gelegt und niemand kann ihn abändern. Nun ist ein Artikel des Credo, daß es »eine Taufe zur Vergebung der Sünden gebe«. Ein anderer ist, daß der Herr wiederkommen wird »zu richten die Lebendigen und die Toten«. Geistliche, die die Wiedergeburt durch die Taufe leugnen oder leugnen, daß die Auserwählten ins Gericht kommen werden, würden also offenbar dem Glauben widersprechen, wie er einmal den Heiligen gegeben wurde. Daraus folgt nicht, daß irgendjemand recht täte, wenn er sich

ihnen widersetzte, aber jedenfalls ist man nicht verpflichtet, sich ihnen zu unterwerfen. Ich würde es unter den fraglichen Umständen für besser halten, sich nicht auf ein Argumentieren einzulassen, sondern die Auseinandersetzung ganz abzulehnen. Ich würde unter diesen Umständen meinem Freunde zur Kirche folgen, wenn es auch gewiß höchst schmerzlich ist, falsche Lehre an heiliger Stätte zu hören. Ich würde mich nicht so von Nahrung enthalten, daß es Aufsehen erregt; aber es gibt Mittel und Wege, Selbstverleugnung zu üben, wo es niemand vermuten würde.

J. H. Newman an Miss Holmes

Oriel College, 19. Juli 1840

... Es ist durchaus nicht nötig, die Gebetsstunden einzuhalten, wenn gute Gründe dagegen sich einstellen – was sehr häufig geschehen wird –, und ich würde empfehlen, sehr vorsichtig zu sein, ehe man daran geht, die Nachtruhe zu unterbrechen. Man weiß nicht, was man kann und was man nicht kann, und kann sich krank machen, ehe man es merkt.

Niemand darf, besonders wenn er zuerst sich bemüht, ein strenges Leben zu führen, bei Entmutigung, Fehlschlägen und der augenscheinlichen Hoffnungslosigkeit, Fortschritte zu machen, überrascht sein. Sie dürfen sich darum nicht kümmern – jedermann erfährt das gleiche. Sie dürfen nicht ungeduldig noch überängstlich sein, sondern müssen standhaft vorwärts gehen, voll Dank dafür, daß Sie, wenn es Gott gefällt, Zeit vor sich haben. Sie können den Lauf der Dinge nicht beschleunigen; Sie können nicht mit einemmal werden, was Sie sein möchten. Sie können nur den Willen Gottes tun, so weit es möglich ist, zu Ihrer Zeit, und die ganze Sache Ihm überlassen.

Ich halte es nicht für ratsam, daß Sie Ihre gewohnten Besuche bei ... einstellen. Gegen nichts in dem Umkreis von Verpflichtungen, in den Sie sich gestellt finden, ist gegenwärtig etwas einzuwenden, und darum sollten Sie daran festhalten. Wenn Sie von neuem anfangen, dann läge der Fall anders. Obwohl Ihnen in Gesellschaft Versuchungen entgegentreten, würden Sie doch bald auch Versuchungen in der Einsamkeit finden, wenn Sie Ihrer Liebe dazu nachgäben. Wir können uns selbst nicht entfliehen, wo immer wir sind, und wir sind die Sünder, nicht die Plätze, an denen wir uns befinden.

Ich bin besorgt, weil Sie wieder von einem Gelübde sprechen, und, wenn ich Sie recht verstehe, von einem sehr bestimmter Art. Nicht daß ich um die Welt möchte, daß Sie damit spielen, wenn Sie es abgelegt haben – nichts Gutes kann dabei herauskommen, wenn wir mit feierlichen Verpflichtungen spielen –, sondern weil Sie, wenn es so ist, in einer ängstlichen Lage sind und vieles haben, wovon Sie auf der Hut sein müssen. Ich kann nicht leugnen, daß Sie in diesem Fall sehr viel zu fürchten hätten; denn wenn Sie es sich nicht zur strengen Pflicht machen, einer Bindung treu zu bleiben, die Sie eingegangen sind, und den Gedanken daran sich gegenwärtig zu halten, dann dürften Sie sich in sehr drückender und gefahrvoller Lage befinden. Es wird mir am liebsten sein, wenn ich höre, daß Sie sich nicht durch ein Gelübde gefesselt haben; doch wenn ja, dann müssen Sie es halten. Ich möchte, daß Sie sich sogleich klar machen, wie weit Sie sich vor Gottes Augen gebunden haben, und sich das notieren. Und sich dann gewissenhaft an die Reichweite halten, die Sie dafür festsetzen; sonst könnten

Umstände eintreten, wo Sie sehr stark versucht wären, dem, was Sie getan haben, eine neue Deutung zu geben.

Ein so allgemeines Gefühl besteht unter ernsthaften Leuten von der Notwendigkeit religiöser Genossenschaften, daß ich nicht umhin kann zu hoffen, wir werden früher oder später in unsern Bemühungen, sie zu bilden, gesegnet sein.

Newman an Miss Holmes

Oriel College 1840

Seien Sie versichert, daß ich meine Zweifel und Schwierigkeiten habe wie andere Leute. Vielleicht haben wir, je mehr wir prüfen und forschen, um so mehr, was uns in Verwirrung bringen kann. Das ist das Los des Menschen: Der Menschengeist in seinem gegenwärtigen Zustande steht nicht im rechten Verhältnis zu seinen eigenen Fassungskräften; er umspannt mehr, als er bewältigen kann. Ich glaube, wir sollten alle unsere Forschungen mit dieser Überzeugung in Angriff nehmen; ich bin sicher, wir werden sie alle mit ihr enden. Absolute Gewißheit ist also hier nicht zu erreichen; wir müssen uns darein ergeben, zu zweifeln an der Prüfung, unter der wir nach Gottes Willen unsere Pflicht tun und uns auf Seine Gegenwart vorbereiten sollen. Unsere einzige Frage muß sein, was wünscht ein barmherziger Gott, der weiß, woraus wir gemacht sind, daß wir in unserer tatsächlichen Unwissenheit und unserem Zweifel tun sollen?

... Was Ihre Fragen über die Römische Kirche anlangt, so sind sie durchaus angebracht; es ist nichts Unangemessenes oder Absonderliches darin, und Sie haben ein Recht auf eine Antwort. Ich liebe es keineswegs, meine eigenen Bücher zu empfehlen; aber da ich die ganze Frage in den »Lectures on Romanism« (Vorlesungen über das römische System) behandelt habe, und da sie viel zu umfassend für einen Brief ist, glaube ich, daß ich nichts Besseres tun kann, als Sie darauf zu verweisen. Es lohnt nicht, daß Sie es kaufen. Wenn Sie es nicht leihen können, lassen Sie es mich bitte wissen, und ich will mich bemühen, Ihnen ein Exemplar zu verschaffen.

Ich möchte meinen, Sie würden für das ganze Gebiet der Religion und Ethik großen Gewinn von Bischof Butlers »Analogie« haben. Es ist ein sehr tiefes Werk und wird von Ihnen mühsames Studium fordern, aber es reichlich lohnen. Aber vielleicht kennen Sie es.

(An dieselbe)

Was mich betrifft, so können Sie ganz sicher sein, daß Sie, wenn Sie mich wiedersehen würden, genau so empfinden würden wie beim erstenmal. Ich bin nicht verehrungswürdig, und nichts kann mich dazu machen. Ich bin, was ich bin. Ich bin so ziemlich ebenso wie andere Leute und halte es nicht für notwendig, mich der Gedanken und Gefühle zu enthalten, die andere Leute haben, wenn sie nicht ihrem inneren Wesen nach sündhaft sind. Ich kann nicht Worte der Weisheit sprechen: bei manchen ergibt sich das natürlich. Dulden Sie nicht, daß eine illusionäre Vorstellung von mir in Ihrer Seele besteht. Niemand, der mich kennt, behandelt mich mit ehrfürchtiger Ergebenheit, und von Herzen

vertraue und bitte ich, daß niemand es je tun möge. Ich bin niemals in Amt und Würden gewesen, nie haben sich die Menschen vor mir gebeugt, und ich könnte es nicht ertragen. Ich sage es Ihnen freimütig, meine Schwäche ist es, glaube ich, daß ich immer unfreundlich gegen Menschen bin, die ein untertäniges Benehmen mir gegenüber haben.

R. W. Church an F. Rogers

Oriel, 14. März 1841

Ich fürchte mich förmlich, einen Brief an Sie anzufangen, nicht aus Mangel, sondern aus Überfluß an Stoff. Spitzen Sie jedoch Ihre Ohren nicht zu sehr, sonst dürften Sie enttäuscht sein: die Leute am Fleck können kaum sagen, was groß und was klein ist; doch es scheint mir, daß merkwürdige Dinge vor sich gegangen sind, seit ich zuletzt schrieb. Ich glaube, ich erzählte Ihnen, daß die »Times« Briefe, »Catholicus« gezeichnet, gegen Sir R. Peel aufgenommen hat, die eine Ansprache kritisieren, die er im Tamworth-Lesesaal hielt und worin er Lord Broughams Standpunkt einer wissenschaftlich begründeten, natürlichen Theologie einnahm; und sie hat sie nicht nur aufgenommen, sondern sie in ihrem Leitartikel angepriesen, ohne indessen Peel aufzugeben. Diese besagten Briefe, »Catholicus« gezeichnet, mit ein oder zwei andern von derselben Sorte über das Duell etc., schmeckten, wie man fand, stark nach Puseyismus und riefen wütende Angriffe auf die besagten Puseyiten im »Globus« hervor, ernste Vorstellungen und Ermahnungen aus politischen und theologischen Gründen von seiten des »Standard« und einen triumphierenden Macaulayismus im »Morning Chronicle«, worin der Schreiber mit großer Gewandtheit ein Bild des Bündnisses zwischen dem altersschwachen, beredten, hohlen Toryismus und dem Puseyismus entwarf, den er als ein Prinzip schilderte, das an Ernst und Strenge seit den Reformatoren und Puritanern nicht seinesgleichen gehabt habe, und er freute sich sehr über die Aussicht, daß der Puseyismus nun bald dem Toryismus einen Schauer einflößen müsse. Und der »Globus« gab zu, daß die Leute gewaltig danebenträfen, wenn sie vermuteten, daß es sich bei diesem Puseyismus um Gewänder und Zeremonien handle: er sei, ganz im Gegenteil, etwas weit Tieferes und Gefährlicheres. So war der Stand der Dinge draußen im letzten Monat.

Indessen gab es zu Beginn des Monats im Unterhaus eine Debatte über Maynooth, wobei Lord Morpeth einen wilden Angriff gegen Oxford richtete als einen Platz, wo die Leute, die dafür bezahlt würden, daß sie den Protestantismus lehrten, alles täten, was sie könnten, um die Dinge näher und näher an Rom heranzuführen, und legte nahe, daß dies ein geeigneterer Gegenstand für eine parlamentarische Untersuchung wäre als Maynooth. Sir R. Inglis sagte natürlich, daß die Universität für die »Tracts for the Times« nicht verantwortlich sei usw.; und O'Connell sagte, die Puseyiten brächen ihren Eid. Dies veranlaßte einen energischen Artikel in den »Times«, worin sie, ohne sich hier theologisch mit uns zu identifizieren, doch die Traktatschreiber kräftig gegen den Vorwurf verteidigte, sie seien gegen die Kirche von England übel gesinnt, sich ihre Abneigung gegen das Wort »Protestant« vollständig aneignete und zum Schluß sagte, sie hätte so viel gesagt, weil sie »einige Zeit vorher durch die von Lord Morpeth angeführte Autorität«, die »Church of England Quarterly« (Vierteljahrsschrift:

»Kirche von England«), verführt worden sei, in scharfen Ausdrücken von ihnen zu sprechen, was sie nun bedauerte. Dies wurde natürlich von den Konservativen und Whigs gemeinsam als »ominös« bezeichnet, und die »Times« wurde des Puseyismus angeklagt. Das führte zu einem zweiten Artikel in der »Times«, worin sie, während sie sich zugleich sorgfältig davor hütete, sich zu identifizieren, eine sehr gute Skizze der Geschichte der Dinge von der Zusammenkunft in Roses Haus an gab, so sorgfältig und in so gutem Geist geschrieben, wie es nur irgendjemand wünschen konnte, und sodann die Stärke und Bedeutung der Partei pries, das Gute, das sie gewirkt habe, und die Strenge, die hohen Grundsätze usw. der Leute hier. Das setzte die Leute nicht wenig in Erstaunen, doch trotz verwunderter Briefe und Ermahnungen wahrte die »Times« ihren Standpunkt in einem dritten Artikel, worin sie immer noch behauptete, sie sei nicht fähig, auf den Inhalt der theologischen Kontroverse einzugehen, aber daran festhielt, daß diese Leute in Oxford die einzigen seien, die etwas Gutes in der Kirche gewirkt hätten oder aller Wahrscheinlichkeit nach wirken würden, daß sie den Angriffen auf die Liturgie und die Artikel Halt geboten hätten, die Konservative und »Evangelische« gemacht oder nur sehr schwach abgewehrt hätten, und daß sie, die Leute möchten sagen, was sie wollten, schnelle Fortschritte machten.

Drei Tage vor diesem Artikel in der »Times« veröffentlichte Newman einen neuen Traktat Nr. 90, dessen Ziel es war zu zeigen, wie sehr die Artikel in gewissen Punkten einer katholischen Deutung fähig sind, wo sie nach der bisher üblichen Auffassung eine uneingeschränkte Verurteilung katholischer Lehren und Anschauungen aussprechen oder protestantische aufstellen sollen: z. B. daß der Artikel über die Messen nicht das Meßopfer verurteile oder der über das Fegfeuer nicht alle katholischen Anschauungen über diesen Gegenstand, sondern nur die »Romanensium« der Römer, in der Annahme, es sei das gemeint, wovon in den Homilien gesprochen wird: die Hauptpunkte waren natürlich die Schrift, die Kirche, die Allgemeinen Konzilien, die Rechtfertigung, das Fegfeuer, die Anrufung der Heiligen, die Messen, die Homilien, der Zölibat des Klerus und der Papst: über all diese Punkte sprach er ziemlich frei und gab dem deutlich Ausdruck, was natürlich viele schon mehr oder weniger lange gefühlt haben müssen.

Es muß Newman das Zeugnis ausgestellt werden, daß er sich große Mühe gegeben hat, vorher ausfindig zu machen, ob es wahrscheinlich sei, daß er (der Traktat) viel Staub aufwirbeln würde. Er glaubte nicht, daß er mehr angegriffen werden würde als andere, auch Keble und H. Wilberforce glaubten es nicht. Ward jedoch prophezeite von Anfang an, daß er einen heißen Empfang finden würde, und das traf ein. Er kam zu einem unglücklichen Zeitpunkt heraus, als die Leute gerade zu Tode erschreckt und verwirrt waren durch den Ton der Aufsätze und aufgereizt durch Lord Morpeth und O'Connells Angriff. Tait von Balliol begann als erster wild zu reden: er habe sich hinter den Artikeln sicher gefühlt, und nun fände er seine Schanzen plötzlich durchbrochen; doch er war schließlich nur ein Plänkler, den Golightly ausgeschickt hatte, um die Leute aufzurütteln, Golightly, dessen Geist und Betriebsamkeit im höchsten Grade dazu beigetragen hat, den Sturm zu erregen und zu lenken. Er erkannte seinen Vorteil von Anfang an und nützte ihn gut aus. Er posaunte den Traktat

zuerst durch ganz Oxford als die größte »Merkwürdigkeit« aus, die seit geraumer Zeit gesehen worden sei: sein Eifer und seine Tätigkeit waren unermüdet; er wandte dann seine Aufmerksamkeit dem Lande zu, kaufte Nr. 90 in solchen Mengen ein, daß Parker ihn kaum befriedigen konnte, und sandte Exemplare an alle Bischöfe usw. Im Lauf einer Woche hatte er die Bewegung ausreichend in Gang gebracht und verdoppelte seine Anstrengungen. Er ersuchte dann bei dem Rektor von Exeter um Erlaubnis, hinkommen und ihm den Stand der Sache vortragen zu dürfen, in der Absicht, daß er an die Spitze einer Bewegung treten solle, aber er wurde höflich abgelehnt; besseren Erfolg hatte er bei dem Vorsteher von Wadham. Es wurde zunächst beschlossen, die Tutors in Bewegung zu bringen, und demgemäß kam am letzten Montag ein Brief an den Herausgeber der Traktate, der Nr. 90 angriff, weil er alle Zäune gegenüber Rom einreißt, und von dem besagten Herausgeber verlangte, er solle den Namen des Verfassers angeben. Dies war von vier Senior-Tutors unterzeichnet: Churton, B. N. C., Wilson, St. John's, Griffiths, Wadham, und Tait, Herren, die kaum das Glück gehabt hatten, sich gegenseitig zu kennen, bis Gollys Geschicklichkeit sie zusammengespannt hatte. Er kämpfte einen heißen Kampf, um Eden zu gewinnen, doch es gelang ihm nicht; so war es auch bei seinen Vorstößen auf Johnson (Queen's), Twiss, Hansell und Hussey (Christ Church). Dieser sonderbare Schritt veranlaßte nur eine Bestätigung ihrer Zuschrift durch den Herausgeber, sie druckten ihren Brief, und so hatte diese Geschichte ein Ende. Doch es wurde bald bekannt, daß die Häupter (Heads) wütend seien und beabsichtigten, etwas zu tun, zur Raserei getrieben durch Golightly und den »Standard«. Sie trafen sich unheilbrütend, aber es wurde bald für ratsam erachtet, sich »ἄπρακτοι« zu trennen, teils unter dem Druck anderer Geschäfte, besonders aber, weil sich herausstellte, daß viele Nr. 90 nicht gelesen hatten. Bei ihrer zweiten Zusammenkunft waren alle Anwesenden für Vorgehen, außer dem Rektor von Exeter und dem Richter von Exeter, Dayman; aber es kam nicht das ganze Kollegium. Die Sache wurde einem Ausschuß übertragen, und wir warten nun auf ihre Entscheidung. Es scheint jedoch sicher, daß sie sich fürchten, es mit einer Senatsversammlung zu probieren: dies Spiel müßten sie versuchen, und sie würden es gewinnen, glaube ich, aber sie werden es nicht wagen.

Indessen ist Newman sehr erleichtert, weil sein Rücken von einer Last befreit ist, und ist ziemlich heiter seitdem. Der Gedanke an eine Einberufung des Senats hat ihn und Keble sehr geplagt. Er schreibt eine Erklärung, aber er glaubt, daß es mit seiner Traktatschreiberei vorbei ist. Er ist sehr zuversichtlich bezüglich des Bischofs von Oxford; und er hat sehr freundliche Unterstützung gefunden. William Palmer (Worcester) schrieb, sobald der Lärm begann, einen sehr freundlichen Brief, worin er von Nr. 90 als dem Wertvollsten sprach, das erschienen sei, als von etwas, das aller Wahrscheinlichkeit nach die traditionellen Auslegungen zu Fall bringen und zu größerer Übereinstimmung in den wesentlichen Punkten und zur Duldung katholischer Anschauungen führen werde. A. Perceval schrieb auch ziemlich im selben Sinn. Keble schrieb an den Vizekanzler und nahm die gleiche Verantwortung für die Traktate auf sich. Pusey hat auch geschrieben, aber er ist sehr niedergeschlagen über die Wendung, die die Dinge genommen haben, hält das Spiel für verloren und stimmt, inter nos, nicht ganz mit Newmans Auffassung der Artikel überein, obwohl er es abschwächt.

Der Lärm, der ganz ungeheuer war, wie man sagt, hat Golly zu einem großen Mann gemacht: er wagt es nun, den Provost in Schutz zu nehmen, der sich neulich sogar herabgelassen hat, sein Frühstück dranzugeben, um G.s Redereien anzuhören. Er hat Dankbriefe von vier Bischöfen für seine großen, unermüdlichen Anstrengungen bekommen – von London, Chester, Chichester und Winton. Newman spricht von ihm als von einem kommenden »großen Mann«. Ich werde in ein oder zwei Tagen fertigschreiben. Es wird Sie betrüben zu hören, daß Sam Wilberforce seine Frau verloren hat: seine Bamptons sind aufgegeben.

21. März. – Sobald es bekannt wurde, daß die Häupter die Absicht hätten, über Nr. 90 herzufallen, begann Newman eine kurze Flugschrift, um seine Aufstellungen und Ziele zu erklären, und ließ die Häupter wissen, daß sie durch Pusey und den Provost übermittelt werden würde. Jedoch sie hielten es für unter ihrer Würde und für unvorteilhaft zu warten, und am letzten Montag »beschlossen« sie, daß »Nr. 90 eine Auslegungsweise der Artikel anempfehle, die sie umginge, statt sie zu erklären, und die das Ziel der sie betreffenden Statuten zunichte mache und mit ihrer Beobachtung unvereinbar sei«. Sobald dies bekanntgegeben war, schrieb Newman einen kurzen Brief an den Vizekanzler, worin er seine Autorschaft bekannte und, ohne das Prinzip seines Traktats aufzugeben, ihren Urteilspruch mit einer ruhigen und hochherzigen Demut hinnahm, die diesen trefflichen alten Herrn ein neues Licht aufgesteckt haben muß. Newman sich entschuldigend vor Fox, Grayson & Co.! das besänftigte viele Leute: Selbst der Provost, der sehr scharf ist, hielt es für notwendig, mit ein paar schmeichelhaften Worten über »ausgezeichneten Geist unter schwierigen Umständen« etc. aufzuwarten. Und bald darauf kam Newmans Erklärung in einem Brief an Jelf heraus: sein Ziel war, sich gegen die Vorwürfe (1.) der Unredlichkeit und des Ausweichens und (2.) der Leichtfertigkeit zu verteidigen. Dies hat die Leute einigermaßen stutzig gemacht, d. h. was ihren unmittelbaren Schritt angeht. Ich glaube, die Häupter fühlen, daß er gezeigt hat, sie hätten sich nicht genügend Zeit genommen, um zu verstehen, was er meinte, und er hat für sie in knappem Rahmen und in einer Flugschrift, die sicherlich jeder lesen wird, einige unangenehme Tatsachen und Darlegungen aus unsern Theologen zusammengestellt. Und die Häupter zeigen, daß sie sie für den Augenblick einigermaßen als einen annehmbaren Boden empfinden, indem sie vorgeben, sie – was sie nicht im mindesten ist (iudice Ward) – als eine Widerrufung oder nochmalige Erwägung anzusehen, wie unser Provost zu Newman sagte. So hat die Sache hier ein Ende genommen, soweit offizielle Maßnahmen in Frage sind. Auf der einen Seite sind wir der Qual und der Niederlage einer Senatseinberufung entgangen, und die Häupter werden auf allen Seiten laut verurteilt wegen eines willkürlichen und übereilten Schrittes, durch den sie sich die Machtvollkommenheit des Senats anmaßten, den sie, wie man annimmt, fürchteten. Newman persönlich ist im günstigsten Licht erschienen, hat im Disput einen kräftigen Beweis geliefert, der sie für einige Zeit gezähmt und verwirrt und die Wirkung ihrer Autorität geschwächt hat, indem er zeigte, daß sie nicht wußten, mit wem oder womit sie es zu tun hatten. Und Newman selbst hat das Gefühl, daß er nun freier atmen und sprechen kann. Auf der andern Seite sind sie schließlich imstande gewesen, der Autorität eine schwere Schlappe zu ersparen, und die große Masse der Leute im Lande

wird so weit genasführt werden, daß sie glaubt, es handle sich um einen formellen Akt der Universität. Große Anstrengungen sind sowohl in England als in Irland gemacht worden, um die Leute zu erschrecken, und ich möchte glauben, mit großem Erfolg. Und dann bleibt abzuwarten, was die Bischöfe tun werden. Sie waren zuerst sehr entsetzt, und wir hörten allerlei Gerüchte von Zusammenkünften in London und Versuchen, den Bischof von Oxford in Bewegung zu bringen. Doch welches immer ihr erster Impuls gewesen sein mag, sie haben in dieser Woche Gründe kennengelernt, die dafür sprechen, daß sie am besten tun, Ruhe zu bewahren, soweit sie irgend können.

Vergangene Woche schrieb der Bischof von Oxford an Pusey und gab seinem Schmerz über den Traktat Ausdruck; er legte einen Brief an Newman bei, der einen Vorschlag für N. enthielt, etwas zu tun, was N. hoffentlich nicht ablehnen werde. Newmans Besorgnis wurde nicht wenig erleichtert, als er den Brief öffnete und fand, das, was der Bischof wünschte, sei, daß N. darauf eingehe, die Artikel nicht mehr in den Traktaten zu erörtern. Newman schrieb zurück und erbot sich, alles zu tun, was der Bischof wünsche, Nr. 90 zu unterdrücken oder mit den Traktaten ein Ende zu machen oder St. Mary aufzugeben; darauf kam ein sehr freundlicher Brief zurück, worin er seine große Befriedigung ausdrückte (fast als ob es mehr gewesen sei, als er erwartete) und sagte, daß von nichts, was er künftig vielleicht sagen würde, er (Newman) und seine Freunde etwas Unangenehmes oder Schmerzliches zu fürchten brauchten, und in einem Brief an Pusey trennt er sich ganz von dem Vorwurf des Ausweichens, den die Tutors und Häupter erhoben hatten. Newman wurde dadurch ermutigt, dem Bischof ziemlich frei sein Herz zu eröffnen. So weit sehen die Dinge günstig aus.

Die Leute im Lande haben im allgemeinen männlich und herzlich Rückhalt geboten. Newman hat sehr freundliche, billigende und zustimmende Briefe bekommen, von W. Palmer aus Worcester, A. Perceval, Hook, Todd und Moberly. B. Harrison dagegen scheint schockiert. Aber Pusey, fürchte ich, ist sehr beunruhigt. Er stimmt kaum mit Newmans Auffassung überein, obwohl er sehr gütig ist. Eine große Schwierigkeit bei ihm und bei dem Bischof ist es, daß Newman sich so weit vorgewagt hat, das »Ora pro nobis« als offene Frage zu behandeln. Der Professor der Moraltheologie (Sewell) hat die Gelegenheit ergriffen, einen Brief zu veröffentlichen, dem Namen nach an Pusey, in Wirklichkeit aber an die Herren Magee und die irischen »Evangelischen«, worin er den Traktat tief beklagt, weil er unvorsichtig und geeignet sei, den Glauben der Leute an die Englische Kirche zu beunruhigen und zu erschüttern und die Menschen dahin führe, »Paradoxien und darum Irrtümer« anzunehmen (gut – vide Sewells »Christian Ethics«); und nachdem er Pusey rührend an seine eigenen Verdienste von ehemals in der »Vierteljahrsschrift« erinnert hat, lehnt er energisch jede Verbindung mit den Traktaten und ihren Verfassern ab und empfiehlt, daß sie aufhören sollten: »Longum, formose, vale, vale ... Iola«. Die Zeitungen waren voll von dem Lärm, der selbst London in ungewöhnlicher Weise erregt hat; 2500 Exemplare in weniger als 14 Tagen ausverkauft. Der »Standard« hat ungewöhnlichen Mangel an Scharfsinn bewiesen in der Art, wie er den Kampf fortführte, und hat Newman persönlich angegriffen mit dem ganzen Groll, den er vermöge seines Stumpfsinns zu Tage fördern konnte. Die »Times« hat bekannt, sie wüßte nicht, was sie tun sollte, beide Parteien seien so loyal und trefflich; so hat sie sich

damit begnügt, den Stil der vier Tutors zu kritisieren, die zu tadeln, die die Autorität an Stelle einer Beweisführung setzen wollten, die würdige Weise zu bewundern, in der die Kontroverse zu Ende geführt wurde, und Dr. Jelf zu preisen, an den Newman seinen Brief richtete. Man weiß kaum, wie die Dinge im Augenblick stehen. Es heißt, Arnold werde gegen Newman schreiben. Ich habe keinen Platz mehr, so leben Sie wohl. Eben Ihren Brief von Neapel erhalten. Vielen Dank.

P.S. – H. B. hat eine Karikatur herausgebracht: Nicholas Nickleby (Sir R. Peel) kommt zu Herrn Squeers (Lord Brougham) und fragt: »Brauchen Sie einen Assistenten?«

Auf die Klappen desselben Briefes schreibt Newman:

In fest. S. Benedicti, 21. März 1841

Carissime, Church hat Ihnen von der Klemme erzählt, in die ich geraten bin. Doch wenn sich auch meine persönliche Schwäche in alles mischt, was ich tue, so habe ich doch die Zuversicht, daß Sie meine Position durchaus billigen würden; ich stehe nun am rechten Fleck, wo ich lange zu stehen wünschte, ohne zu wissen, wie ich dahin gelangen solle, und das ist erreicht ohne meine Absicht; ich hoffe, ich darf sagen, durch eine Führung der Vorsehung, obwohl ich mir zugleich vollkommen darüber klar bin, daß es ein Verweis und eine Strafe für meinen geheimen Stolz und meine Faulheit ist. Ich glaube nicht, daß ich eine schlimme Ahnung bezüglich dessen gehabt habe, was ich tat; in der Tat, ich hatte keine, obwohl ich es in Unvollkommenheit tat; wohlan denn, so wird alles gut gehen. Ich kann nicht voraussehen, was das Ergebnis hier am Ort oder anderswo sein wird, was mich angeht. Jedoch ich fürchte nichts für die Sache.

An die Dame von erregbarem Temperament, die ihm über die Frage von Nr. 90 geschrieben hatte, schreibt Newman:

Oriel College, April 1841

Ich bin nicht überrascht, wenn irgendjemand mit Ihren Gefühlen zur Römischen Kirche hingezogen wird, so verkehrt ich es finde. Und ich beklage so sehr, wie nur irgendein Mensch es kann, unsern gegenwärtigen Zustand in der englischen, in der hohe Bestrebungen so wenig Möglichkeiten zu ihrer Betätigung haben. Wenn Sie mir erlauben wollen, dies hinzuzufügen: Ich glaube, Sie waren übereilt mit Ihrem Entschluß. An eine so große Sache wie einen Religionswechsel sollte man nicht ohne Jahre (das darf ich sagen) des Gebets und der Vorbereitung denken. Auch glaube ich nicht, daß es, im allgemeinen, Gottes Weg für Individuen ist, eine Religion um einer anderen willen zu verlassen – es gleicht so sehr einer Betätigung des Privaturteils. Dreitausend auf einmal wurden am Pfingsttage bekehrt. Wo Wunder vor einem Individuum vollbracht werden, liegt der Fall anders.

Indessen ist es natürlich eine sehr befriedigende Nachricht für mich, daß Ihrem Vorhaben Einhalt getan wurde, und ein Anlaß zur großen Dankbarkeit, daß ein Werk von mir ein Mittel dazu war.

Ihre Teilnahme angesichts des Sturmes, der sich hier gegen mich erhoben hat, ist sehr gütig. Ich habe keine schlimmen Ahnungen wegen meines früheren Vorgehens und erwarte zuversichtlich, daß (mit

Gottes Segen) alles recht werden wird. Ich glaube, es wird. Alles scheint in gutem Zuge. Die Sache der katholischen Wahrheit (so vertraue ich) wird nicht leiden – und wenn das nicht, so macht es wenig aus, ob eine leichte Unannehmlichkeit oder Sorge mein Teil wird.

Es ist gut für uns alle, wenn wir Lasten zu tragen haben und wenn unsere Geduld auf die Probe gestellt wird. Geduld und Langmut sind große Tugenden – vielleicht sind sie schwerer im Fall von Angriffen auf Personen, an denen wir Anteil nehmen, als in eigener Sache. Aber wir müssen uns alle miteinander, außer wo eine Pflicht dazwischentritt, in die Mißstände ergeben, unter denen unsere Kirche leidet. Ihr getreuer J. H. N.

J. H. Newman an J. Keble

23. Juli 1841

Glauben Sie, daß es möglich wäre, den ›B. C.‹ auf gewisse Gegenstände zu beschränken oder vielmehr gewisse Gegenstände auszuschließen? Ich fürchte mich, die Sicherheitsventile zu schließen. Reden läßt viel Gereiztheit verpuffen; aber wie ist es zu erreichen, daß das Reden harmlos wird? Ich habe gerade Robert Williams daran gehindert, die Übersetzung des Breviers weiter zu drucken. Er wollte sie nicht ohne meine Zustimmung drucken, und ich hatte das Gefühl, daß ich die nicht geben könne. Aber die Leute werden etwas tun. Ich fürchte, der arme ... wird nach Rom gehen, aber man ist geneigt, das Schlimmste vorauszusehen. Ich habe gerade einen Menschen zurückgehalten (keinen, den Sie kennen), d. h. für den Augenblick, und andere Freunde haben einen anderen zurückgehalten. Das ist ganz vertraulich.

An eine Dame

Oriel College, 1841

Ihr Brief hat mir im tiefsten Herzen weh getan, obwohl ich mich im Augenblick nicht ganz so Herr meiner selbst fühle, wie ich es gern wäre, um eine so ernste Anfrage zu beantworten; doch ich liebe keinen Aufschub.

Lassen Sie mich also aussprechen, woran ich gar keinen Zweifel habe: wären Sie jetzt ein Glied der Römischen Kirche, wären Sie in ihren abgeschiedensten und himmlischsten Wohnungen, ich meine in der Ruhe eines Klosters, so würden Sie bei Ihrer besonderen seelischen Veranlagung vielen von den Prüfungen, ja ebenso vielen, ausgesetzt sein wie jetzt. Sie haben Ihre Gefühle und Ihren Willen noch nicht dem Willen Gottes unterworfen; Sie denken mehr an sich als an Ihn. Sie erwägen nicht genügend, daß Sie Sein Geschöpf und darum zwar auf der einen Seite in Seiner Obhut sind, auf der andern aber zu Seiner Verfügung stehen. Darin ist Hoffnung und Furcht zugleich – das ist ein furchtbarer Gedanke. Sie sind unter Seiner mächtigen Hand: demütigen Sie sich darunter. Sie sind Sein Geschöpf: freuen Sie sich, wenn Er Seine Hand auf Sie gelegt hat, unterwerfen Sie sich, wenn Er Sie festbindet.

Wären Sie in klösterlicher Zurückgezogenheit, so würde eine Flut von Gefühlen und Gedanken Sie erfüllen, von denen Sie sich nicht befreien könnten – und Sie würden doppelt elend sein, weil Sie nichts den Umständen zur Last legen könnten. Sie würden sich dann Vorwürfe machen für das, was, wie Sie dann sehen würden, nur aus dem entspringt, was Sie in sich selbst sind.

Lassen Sie dies Ihr schlichtes und Sie ganz erfüllendes Gebet sein: Gottes Willen zu erkennen und ihn zu tun. Wer sind Sie, um mit Jakobus und Johannes den Platz zur Rechten und zur Linken am Thron des Herrn zu begehren? Erkennen Sie Ihren Platz. Seien Sie demütig, seien Sie zufrieden, wenn Sie auch nur die Krumen unter des Königs Tisch auflesen dürfen. Was sind wir, daß wir sagen dürften, wir wollen nicht zufrieden sein, wenn Er uns nicht unter Seine Adligen setzt und uns nicht mit Seinem Besten bewirtet? Mag die Englische Kirche sein, was sie nach Ihrer Befürchtung ist, sicherlich ist sie doch gut genug für Sie, sie hat Auszeichnungen und Gnaden, sie hat Heilige und Gaben, sie hat Lehren, die über Sie und mich erhaben sind.

Angenommen, Ihr Wunsch würde Ihnen in dieser Minute erfüllt, und Sie schlössen sich der Kirche an, von der ich Ihnen zum Zweck der Beweisführung zugestehe, daß sie die wahre Braut Christi sei, so würden Sie, wie ich schon oben zu verstehen gab, nur Enttäuschung finden. Sie sind nicht in der Verfassung, Gaben zu genießen, die sicherlich zu hoch für Sie wären. Fastete Cornelius nicht und betete und gab Almosen und wurde er nicht so zur Wahrheit geführt? Er war in Gottes Hand als ein Heide. Sollten Sie es nicht sein, wenn Sie Seinen Weg gehen?

Weder Sie noch ich noch irgendjemand von uns weiß, was Gott jetzt tut und was Ihm gefällt. Er fördert, um es in Ehrfurcht zu sagen, den einen oder andern Plan. Sein Geist ist am Werk. Sollen wir anmaßend Seinen Pfad kreuzen oder sollen wir, wie gutgeschulte Soldaten, auf unserm Posten ausharren und auf die Signale achthaben?

Ich will niemals so etwas sagen, wie daß die Kirche von Rom abtrünnig sei; doch ich bin sicher, Sie haben bisher nur die Lichtseite an dieser Kirche gesehen. Schließen Sie sich ihr an und Sie werden dort wie bei uns die Prophezeiung unseres Heilands erfüllt finden, daß sie ein Netz ist, das ins Meer geworfen wurde und von jeder Art fng

... Sie bauen sich in Gedanken eine Religion auf, die ganz aus Freude besteht. Nein, eine Religion für Sünder muß Dürsterkeit und Sorge haben. Eben wenn Sie von Rom sprechen, verweilen Sie bei den schöneren und herrlicheren Ausblicken, die es Ihnen vor Augen führt: Sie vergessen, was eine wahre Kirche haben muß – ihre Demütigungen, ihren Schauer, ihre strengen Lehren.

J. H. Newman an J. W. Bowden

Oriel, 12. Oktober 1841

Weit davon entfernt, die Jerusalemer Angelegenheit leicht zu nehmen, habe ich in meinem Artikel »Private Judgment« (Privaturteil) sehr starke Worte darüber gesagt, noch ehe die meisten Leute einen

Verdacht hatten, was vorging. Es ist schrecklich; aber doch glaube ich nicht, daß die Stellung, die Sie einnehmen, haltbar ist.

Die Tatsachen, die auf mich Eindruck machen, sind die folgenden: »Wir haben«, sagte Dr. Formby vergangene Woche zu mir (der eben von Jerusalem zurückgekehrt ist), »nicht einen einzigen Anglikaner dort: so daß wir einen Bischof hinschicken, um eine Gemeinde zu schaffen, nicht um unsere eigenen Leute zu regieren«. Sodann ist die Entschuldigung, daß es bekehrte anglikanische Juden dort gibt, die einen Bischof verlangen. Formby sagt mir, er glaube, daß es kein halbes Dutzend sei. Doch für sie wird der Bischof ausgesandt und für sie ist er so ziemlich ein Bischof der Beschneidung entgegen dem Galaterbrief. Drittens, um Preußens willen soll er alle fremden Protestanten, die kommen werden, unter seinen Schutz nehmen; und die politischen Vorteile werden durch den Einfluß Englands so groß sein, daß sie zweifellos kommen werden. Sie sollen die Augsburgische Konfession unterzeichnen, und da ist nichts, um zu zeigen, daß sie an die Lehre von der Wiedergeburt durch die Taufe glauben. Sodann haben die sozinianisch- mohammedanischen Drusen einen englischen Bischof verlangt, und es wird vermutet, daß Bischof Alexander sich in dieser Richtung entwickeln wird. Schließlich schwebt eine Verschmelzung mit den Monophysiten vor.

Der Bischof, der keine kirchlichen Prinzipien hat, soll nicht der Gerichtsbarkeit der Englischen Bischöfe unterstellt werden, und so haben Sie ein Episkopat, das buchstäblich darauf ausgeht, Juden, Türken (d. h. Drusen), Ungläubige und Häretiker von allen Enden (d. h. ohne Bekehrung) zu sammeln. Und warum? Weil es, da Rußland durch die Griechen und Frankreich durch die Lateiner vertreten ist, sehr wünschenswert wäre, wenn England dort als Mittel des politischen Einflusses eine Kirche hätte, eine ansässige Macht im Lande.

Ich sprach nicht von Oxforder Freunden in dem, was ich sagte, noch von etwas unmittelbar Drohendem; aber die Sache ist diese: viele Leute sind im Zweifel, ob wir die Kennzeichen der wahren Kirche an uns haben; jeder Akt der Kirche, wie der einer Verschmelzung mit Häretikern, schwächt den Beweis. Und in einigen Fällen mag dies der letzte Tropfen sein, der das Gefäß zum Überlaufen bringt.

Was mich betrifft, so werde ich wahrscheinlich gar nichts tun, wenn es sich nicht etwa darum handelt, meine Unterschrift zu einem Protest zu geben (Pusey hat beim Bischof von London protestiert, und ich habe an Freunde geschrieben); aber ich glaube, es wäre nicht angebracht, wenn ich etwas in die Wege leiten wollte, da mir in gewisser Weise Stillschweigen auferlegt ist. Aber der Erzbischof arbeitet wirklich an einem sehr ernsten Werk, dessen Ende wir nicht absehen können.

J. H. Newman an J. R. Hope

Oriel, 17. Okt. 1841

Ich versichere Sie, ich habe niemals den Wunsch, irgendeinen meiner Gedanken vor irgendjemandem zu verbergen, der danach fragt – d. h. soweit ich sie analysieren und ändern einen richtigen Eindruck

davon vermitteln kann. Am allerwenigsten möchte ich es einem Menschen wie Ihnen gegenüber, der auf Grund seiner allgemeinen Übereinstimmung mit mir und seines ernsten Sinns ein Recht hat, etwas von mir zu verlangen, an Offenheit fehlen lassen. Ich glaube also, daß wir sehr auf der Hut sein müssen vor dem, was Cowper »verzweifelte Schritte« nennt. Erinnern Sie sich an das Schaf im »Needless Alarm« (Unnötigen Alarm)?

Verzweiflungsschritte meidet. Denkt, es sei

Der schlimmste Tag doch morgen auch vorbei.

Wir sind geneigt, uns von der Gegenwart ganz erfüllen zu lassen. Bedenken Sie, welches Auf und Ab jeder Verlauf eines Unternehmens zeigt; bedenken Sie, wieviele Hügel und Täler während einer Reise auf unserm Wege liegen. Ein Ereignis löscht das andre aus. Was die Kundgebungen der Bischöfe betrifft, so muß man auch daran denken, daß sie außerhalb ihrer Diözesen keine direkte Autorität haben. Dem Wort des Bischofs muß man sich unterwerfen, nicht als einem Dogma, sondern weil es zur Disziplin gehört; nur in der Synode setzen sie die Lehre fest. Nichts kann irgendeinen Menschen in der Diözese Oxford hindern, genau das Gegenteil von dem zu behaupten, was diese einzelnen Bischöfe gesagt haben. Bis der Wahrheit bei uns der Mund verboten wird, sehe ich nicht, warum katholische Seelen in Schwierigkeiten zu sein brauchten.

Nachdem ich dies gesagt habe, will ich nun ebenso aufrichtig zugestehen, daß die besagten Kundgebungen eine sehr ernste Sache sind, da sie tatsächlich Teile der Wahrheit in einzelnen Diözesen mundtot machen und da sie die Möglichkeit zeigen, daß unsere Kirche der Häresie verfallen kann. Ich kann nicht leugnen, daß eben eine große, bedenkliche Probe angestellt wird, ob unsere Kirche katholisch sein soll oder nicht; die Folgen mögen sich nicht in unsern Tagen zeigen. Aber ich muß es deutlich aussprechen, daß ich, wenn es auf Protestantismus herauslaufen sollte, es für meine Pflicht halten würde, sie zu verlassen. Das scheint nicht viel zuzugestehen, aber es ist viel, wenn man annimmt, daß solch ein Ereignis vor der Tür steht, denn dann sucht man natürlich sich zu entschuldigen, während man sich in aller Sicherheit zu etwas verpflichtet, was weit entfernt ist. Ich habe die Zuversicht, daß es nicht nur in weiter Ferne ist, sondern niemals eintreten wird. Doch der Weg, es zu verhindern, muß dafür vorbereitet werden.

Ich fürchte, ich muß sagen, ich beginne zu denken, daß es der einzige Weg ist, in der Englischen Kirche bleiben zu können, wenn man beständig die Möglichkeit im Auge hat, sie zu verlassen, und auf dieser Grundlage handelt. Sicherlich müßte man die Bischöfe dazu bringen, sich konkret zu veranschaulichen, was sie tun.

Doch noch habe ich, alles in allem, bessere Hoffnungen. Auf alle Fälle bin ich sicher, daß das Verlassen der Englischen Kirche, wenn nicht etwas ganz Entsetzliches passiert, das Werk von Jahren sein muß.

Brief an die Times; nicht veröffentlicht

Mein Herr. – Die Ernennung eines Bischofs für Palästina durch die Englische Kirche ist eine zu ernste Sache, als daß die mit Stillschweigen darüber hinweggehen könnten, die sich ihr widersetzen, ohne dieselbe Stellung dazu einzunehmen, die in Ihren Spalten so geschickt vertreten wurde.

Ich bitte Sie um Erlaubnis, die Lage des Falles klarstellen zu dürfen. Einige unserer Bischöfe, die im großen und ganzen handelten, ohne die Sache förmlich vor das Episkopal-Kollegium zu bringen, sondern sie höchstens gelegentlich einigen ihrer Mitbrüder gegenüber erwähnt haben, vielleicht einem nach dem andern, beschließen bei der jüngsten Zusammenkunft der Synode (die im ganzen nur von sieben Bischöfen besucht war), während sie ihre Absichten auch vor Persönlichkeiten von hohem Ansehen, die ihren Platz in ihren Palästen haben, und vor ihren gewöhnlichen Ratgebern geheim halten, unsere Kirche eine Maßregel von ganz neuartigem Charakter ergreifen zu lassen, oder haben sie schon dahin gebracht – eine Maßregel, die bedeutsam ist als Präzedenzfall und Folgen in sich schließt, die gegenwärtig niemand voraussehen kann.

Sie sind dafür, einen Bischof für ein Land zu weihen, wo gegenwärtig keine ansässigen Mitglieder unserer Kirche leben. In Malta sehen sie einen Bischof für eine Herde vor, die keinen hat, aber in Palästina ist keine Herde. Sie schicken den Bischof, um eine Herde zu schaffen. Sie behandeln das Land wie ein heidnisches.

Letzte Ostern, glaube ich, gab es fünfunddreißig Mitglieder unserer Kirche in Jerusalem. Es waren Reisende; man mag sie als Ansässige rechnen; man mag alle britischen Beamten als Anglikaner rechnen. Angenommen, es seien rund fünfzig. Ist das eine Zahl für einen Bischof?

Wesley-Methodisten freilich gibt es in »Syrien«. Schicken wir ihnen einen Bischof?

Aber es wird betont, es gebe bekehrte anglikanische Juden, für die ein Bischof nötig sei. Wieviele? Mir wird glaubwürdig berichtet, daß es kein halbes Dutzend sei.

Überdies kann der Bischof nach der jüngsten Akte, unter der die Konsekration stattfinden wird, in seinen Grenzen »die geistliche Gerichtsbarkeit über die Geistlichen der britischen Verbände der Unierten Kirche von England und Irland ausüben und über andere protestantische Verbände, die es wünschen sollten, sich unter seine Autorität zu stellen«. Nun ist es wahrscheinlich, daß alle Protestanten mit Freuden von dieser Einladung Gebrauch machen werden, angesichts der großen zeitlichen Vorteile, die das im Gefolge haben wird. Alle Christen, außer Griechen und Lateinern, sind im Osten in der Lage von Verfolgten. Sie werden nicht anerkannt, sie gehören zu keiner Macht. Rußland stützt die Griechen und Frankreich die Lateiner, aber die Protestanten sind fast wie die Juden des Mittelalters. Sehr wünschenswert ist es, daß sie einen Schirmherrn bekommen; edelmütig mag es von Groß-Britannien sein, dieser Schirmherr zu werden, und freudig werden diese Gruppen den Schutz begrüßen. Doch was hat dies mit der Englischen Kirche zu tun? Warum müssen die Nachfolger Augustins und Anselms Superintendenten einer gemischten Masse von Protestanten und, was wahrscheinlicher ist, von Leuten, die sich zu gar nichts bekennen, werden? Was soll z. B. eine Vereinigung von Rationalisten oder Socinianern hindern, sich unter die »geistliche Gerichtsbarkeit« des anglikanischen Bischofs zu stellen?

Und wie soll er es anfangen, sie von ihrem Socinianismus zu befreien? Was hat ein Bischof überhaupt mit der Sache zu tun? Warum nicht statt dessen einen Konsul ernennen? Sancta sanctis. Warum die Religion zu politischen Zwecken profanieren? Warum einen Knabenbischof aussenden, oder einen Abt der Unvernunft, oder einen Narrenpapst, oder einen Mönch der Unordnung, um die griechischen und lateinischen Beamten zu verspotten und uns selbst zu entehren, zu beflecken, zu entkatholisieren? Ich beabsichtige durchaus nicht, die Persönlichkeit selbst anzugreifen, auf die die Wahl unserer handelnden Autoritäten gefallen sein soll. Je achtbarer die Person ist, die zu einer so üblen Vorrangstellung erhoben wird, um so antichristlicher ist die Zurschaustellung. Es heißt, daß er wohl bewandert in rabbinischer Gelehrsamkeit sei; von daher wird er nicht den Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten lernen.

Und das ist noch nicht alles. Wie ich sehe, wird nun behauptet, daß ein Einverständnis zwischen unserem Bischof und der griechisch-orthodoxen Gemeinde bestehen soll. Das war ein Nebengedanke. Das Hauptziel war und ist, glaube ich, mit den häretischen Monophysiten, besonders von Mesopotamien, zu verhandeln. Mesopotamien ist der Weg zum Euphrat, der Euphrat ist der Weg nach Indien. Es ist wünschenswert, unser Imperium zu konsolidieren. Was ist die Kirche wert, wenn sie artig sein und den Mund halten soll, so oft ein Stück Arbeit für ihren guten Herrn, den Staat, zu tun ist? Gewiß, gewiß kann man in solchem Fall eine Formel finden, um zu beweisen, daß Häresie Rechtgläubigkeit sei und Schisma christliche Liebe.

Uns aber stopft man den Mund mit einem vertraulichen Geflüster, dies sei das Mittel, die bischöfliche Verfassung in Preußen einzuführen. Was nützt die bischöfliche Verfassung ohne den rechten Glauben? Was ist das anders, als eine leere Hülse für etwas auszugeben, was sie nicht ist? Welche Achtung gebührt einem Bischof, der die Taufgnade leugnet? Sicherlich ist das Übel groß genug, daß man unter Bischöfen Häretiker findet, ohne daß man noch dazu übergeht, Häretiker zu Bischöfen zu machen.

Ist all dies der Weg, um gewisse Glieder unserer Kirche von Rom fernzuhalten? Oder ist es, alles in allem genommen, wünschenswert, daß sie gehen, und ein Glück, wenn sie fort sind? ΙΑΙΩΤΗΣ ΙΔΙΟΤΕΣ

J. H. Newman an J. R. Hope

Oriel College, 11. November 1841

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Sorge, die Sie sich in meiner Angelegenheit gemacht haben, und für Ihren Rat. Ich habe viel darüber nachgedacht und wünschte, ich könnte ihn annehmen. Bis jetzt kann ich meine Vernunft nicht dahin bringen, die Dinge anders anzusehen, und ich glaube, ich muß mich nach ihr richten. Es ist schwer, die gemischten Erwägungen zu analysieren, welche dahin wirken, mich an meiner Absicht eines Protestes festhalten zu lassen. Indessen, da ich noch einige Stunden vor mir habe, werde ich es eben darauf ankommen lassen, ob Sie mir noch etwas Weiteres zu sagen haben.

Ich habe ein unbegrenztes Mißtrauen gegen Bunsen. Ich könnte mir sogar vorstellen, daß er ehrgeizige Pläne hat, unsere Kirche zu reformieren. Das ist eine große Krisis. Die Dinge schlüpfen einem durch die Finger, wenn man zögert. Vertrauliche Mitteilungen gehören zu den besten Waffen der Politik. Seien Sie dessen sicher, wenn Sie ein Machiavelli sein wollen. Große Leute flüstern Gladstone und Selwyn (Männer, die ich viel zu hoch achte, um es beifällig aufzunehmen, wenn Sie es für notwendig halten, sie zu verteidigen, denn sie sind über diese Notwendigkeit erhaben) und Pusey ins Ohr und bitten sie abzuwarten und zuzusehen, und dann werden halbe Versprechungen hinzugefügt; und indessen ist das Geschäft abgemacht. Das nennen wir die Zeit versäumen.

Nun weiß ich wohl, daß es eine höchst unangenehme, widerwärtige Sache ist, diesen Protest zu erheben, aber ich kann nicht umhin zu denken, das Schlimmste, was er anrichten wird, ist, daß die Leute mich daraufhin für einen erbitterten Fanatiker halten werden. Ich habe nichts zu verlieren, ich bin gewissen Kreisen nichts schuldig (ich könnte fast hinzufügen, ich fürchte nichts). Andererseits glaube ich, daß ein Protest, trotz des Tadels, mit dem sein Verfasser überhäuft werden wird, Gutes wirken könnte. Nur Taten werden sie Glauben schenken. Vorstellungen hat man ohne Ende bei ihnen gemacht. Sie handeln; warum soll ich es nicht? Semper ego auditor tantum? Warum soll ich nicht so gut wie jemand anders beschwerlich fallen – besonders wenn ich den Eindruck habe, daß ich dadurch mein Gewissen erleichtere? Der bloße Gedanke, daß die Krisis unbemerkt vorbeigehen könnte, ist mir zuwider. Ein Protest genügt für den Zweck; bei mehr würde es den Anschein haben, als ob eine Abstimmung herausgefordert werden sollte.

Eine Denkschrift muß formell, maßvoll, vertraulich sein; eine Erklärung, wie Sie sie vorschlagen, so wünschenswert sie wäre, würde ein Buch sein. Ich stehe unter dem Eindruck, daß ich Tatsachen genug habe, worauf ich fußen kann. Und um mich näher an sie anzuschließen, schlage ich vor, meinen Satz so zu formulieren: »Da berichtet wird, der Hochwürdigste usw. habe einen Bischof geweiht mit der Absicht, daß er die geistliche Gerichtsbarkeit über Protestanten – d. h. lutherische und kalvinistische Verbände – im Osten ausüben soll (gemäß einer Akte, die in der letzten Parlamentssitzung zustande kam, als Ergänzung einer Akte aus dem 26. Jahre der Regierung etc., genannt Ermächtigungs-Akte etc.), und daß er zugleich verzichten soll auf etc.«

Es ist jämmerlich, auf dem verlorenen Posten zu stehen, auf dem ich mich befinde, und ich weiß, ich habe kein ὄμμα τῆς ψυχῆς, sondern tappe im Dunkeln. Aber ich sehe nichts Besseres, als zu tun, wie ich vorschlage.

Wissen Sie, daß Pusey eine Art Ἀπολογία Apologia schreibt, die an die Bischöfe gerichtet ist wegen ihrer Kundgebungen? Und nun, mein lieber Hope, habe ich genügend Betrübniß, wenn nicht Düsterteit, auf Sie gehäuft.

J. H. Newman an J. W. Bowden

Oriel, 13. November 1841

Nach langem, sorgenvollem Nachdenken habe ich mich zu dem beigefügten Protest entschlossen und habe ihn an den Bischof von Oxford gesandt. Es ist ganz klar, daß unsere Leiter uns entkirchlichen können, und ich bin nicht sicher, ob nicht ein großer Plan im Gange ist, uns in eine protestantische Liga einzufügen – eine Sache, deren Grenzen niemand absehen kann. Ich möchte nicht, daß hierüber gesprochen wird.

Ich weiß wohl, ich werde für diesen Schritt beschimpft werden, aber wenn er sie daran hindert, so weit zu gehen, wie sie sonst würden, so ist doch etwas damit geleistet.

J. H. Newman an den Bischof von Oxford Richard Bajot

Es scheint, als ob ich Ew. Gnaden nie schreiben sollte, ohne Ihnen Schmerz zu bereiten, und ich weiß, daß das, worum es sich gegenwärtig handelt, Ew. Gnaden nicht speziell angeht; und doch lege ich Ihnen nach langem, sorgenvollem Nachdenken den beigefügten Protest vor.

Ew. Gnaden wird bemerken, daß ich keinerlei Bestätigung verlange, wenn Sie nicht glauben, daß ich eine empfangen müsse. Ich tue diesen sehr ernsten Schritt aus Gehorsam gegen meine Pflicht, wie ich sie verstehe.

Wenn die Englische Kirche einen neuen Weg einschlagen und ein neues Gesicht annehmen soll, so wird es mir hiernach lieber sein, wenn ich mir sagen kann, daß ich ein so beklagenswertes Ereignis nicht geschehen ließ, ohne Einspruch dagegen zu erheben.

Darf ich sagen, daß ich nur Schlimmes voraussehe, wenn wir in irgendeiner Hinsicht unserem Ehrentitel, ein Zweig der Apostolischen Kirche zu sein, etwas vergeben? Dieser Glaubensartikel, das brauche ich Ew. Gnaden gegenüber kaum zu bemerken, schließt eine so zwingende Macht in sich, daß, wenn wir ihn nicht beanspruchen und für uns brauchen, andere ihn zu ihren eigenen Gunsten gegen uns brauchen werden. Menschen, die erfahren, sei es durch Dokumente oder Maßregeln, sei es durch Feststellungen oder Handlungen von Personen in autoritativer Stellung, daß unsere Gemeinschaft kein Zweig der Einen Kirche sei, werden, wie ich mit großem Kummer voraussehe, in Versuchung sein, jene Kirche anderswo zu suchen. Es ist für mich ein Gegenstand großer Bestürzung, daß, soweit die Kirche jüngst gesprochen hat, was die Anschauungen angeht, zu denen ich und andere sich bekennen, diese Anschauungen nicht nur nicht gebilligt werden (denn das verlange ich nicht), sondern nicht einmal geduldet.

Ich hoffe ernstlich, daß Ew. Gnaden meine Freiheit entschuldigen werden, wenn ich Ihnen gegenüber so von einigen Mitgliedern unserer Hochwürdigsten und Wohlehrwürdigen Gemeinschaft spreche. Mit allen Gefühlen ehrerbietiger Ergebenheit für Ew. Gnaden bin ich etc.

PROTEST

Da die Kirche von England auf die Treue katholischer Gläubiger nur auf Grund ihres Anspruchs, als ein Zweig der katholischen Kirche angesehen zu werden, Anspruch hat,

Und da die Anerkennung der Häresie, mittelbar wie unmittelbar, dahin wirkt, diesen Anspruch zu zerstören, um welche religiöse Körperschaft es sich auch handeln mag,

Und da die Zulassung von Bekennern der Häresie zur Gemeinschaft ohne förmlichen Verzicht auf ihre Irrtümer nahezu dasselbe ist wie die Anerkennung derselben,

Und da Luthertum und Calvinismus Häresien sind, die im Widerspruch zur Schrift stehen, vor drei Jahrhunderten entstanden und von der Östlichen wie von der Westlichen Kirche verurteilt worden sind,

Und da berichtet wird, daß der Hochwürdigste Primas und andere Hochwürdige Leiter unserer Kirche einen Bischof geweiht haben, in der Absicht, daß er die geistliche Gerichtsbarkeit über Protestanten, d. h. lutherische und kalvinistische Verbände im Osten ausüben soll (nach den Bestimmungen einer Akte, die in der letzten Parlamentssitzung durchgebracht wurde, in Ergänzung einer Akte aus dem 26. Jahr der Regierung Seiner Majestät König Georgs III., welche betitelt ist »eine Akte, den Erzbischof von Canterbury oder den Erzbischof von York für die gegenwärtige Zeit zu ermächtigen, zum Amt eines Bischofs Personen zu weihen, die Untertanen oder Bürger von Ländern sind, welche außerhalb der Besitzungen Seiner Majestät liegen«), und daß er dabei, nicht in besonderen Fällen und gelegentlich, sondern grundsätzlich und allgemein auf eine Abschwörung der Irrtümer von seiten solcher Verbände ebenso wie auf ihre Versöhnung mit der Kirche durch den vorsitzenden Bischof verzichten, dadurch also gewissermaßen eine förmliche Anerkennung der Lehren aussprechen soll, die solche Verbände aufstellen,

Und da die Diözesen in England durch einen so engen Zusammenhang verbunden sind, daß alles, was in der einen von autoritativer Seite geschieht, unmittelbar die anderen in Mitleidenschaft zieht:

Aus diesen Gründen protestiere ich infolge meiner Stellung als Priester der englischen Kirche und Vikar von St. Mary, Oxford, hierdurch feierlich gegen die genannte Maßregel und erkenne sie nicht an, weil sie unserer Kirche ihre gegenwärtige Grundlage entzieht und ihre Zerstörung zur Folge haben kann.

John Henry Newman

11. November 1841

J. H. Newman an Frau J. Mozley

16. November 1841

... Die Jerusalemer Angelegenheit ist jammervoll und hat mir große Unruhe verursacht. Zuletzt habe ich meinem Bischof einen förmlichen Protest eingereicht, der, wenn er bekannt wird, einen Sturm erregen wird. Der Sinn ist, daß ich glaube, die Maßregel werde, wenn sie zur Ausführung komme, unsere Kirche ihrer gegenwärtigen Stellung berauben und könne ihre Zersetzung zur Folge haben.

Ich glaube nicht, daß man mir dafür etwas anhaben kann, und ich habe keinerlei Absicht, noch irgendetwas Weiteres zu tun. Aber die zukünftigen Ereignisse entziehen sich uns völlig. Ich versichere Dir, ich habe nichts anderes im Sinn, als mich, nachdem ich dies getan habe, ganz still zu verhalten.

Schenke nicht irgendwelchen abgeschmackten Gerüchten Glauben. Sie sprechen in den Zeitungen davon, daß welche von uns zu Rom abfallen wollten. Glaube es nicht. Niemand wird gehen. Dabei kann ich mich nicht auf Jahre hinaus verbürgen, wenn der gegenwärtige Stand der Dinge anhält. Die Häupter verweigern Zeugnisse für die Weihen. Die Wirkung wird sein, daß seinerzeit eine Anzahl junger Leute in den weltlichen Stand hinausgetrieben wird.

Ferner, wenn die ganze Kirche sich gegen mich ausspricht, die Bischöfe Mann für Mann etc. etc., dann wird das Ergebnis natürlich zuletzt ganz furchtbar werden; aber ich versichere Dir, meine liebste Femima, daß jedermann, den ich kenne, mir alles von sich selbst sagt und daß nichts getan, gesagt oder geschrieben wird, was ich nicht auf diese oder jene Weise zu sehen bekomme (obwohl ich nicht die Absicht habe, für alles die Verantwortung zu übernehmen), und wenn nicht eine seltsame Wandlung über mich kommt, so ist gegenwärtig nichts zu fürchten.

J. H. Newman an Frau J. Mozley

Oriel, 21. Nov. 1841

Meine liebe Femima, ich bin gegenwärtig so überlastet mit Arbeit, daß ich schon seit langer Zeit vergeblich den Wunsch hatte, Dir zu schreiben. Während der letzten sechs oder acht Wochen bin ich täglich zehn bis zwölf Stunden am »Athanasius« gewesen, nur um den Druck fertig zu bekommen, und wir haben in dieser Zeit an die sechs Bogen fertiggebracht. Die Arbeit wird gar nicht bemerkt werden; ich habe sie im ersten Teil der großen Ferien übertragen. Meine Gesundheit leidet, Gott sei Dank, kein bißchen, und wenn ich (sie?) es täte, so würde ich pausieren. Und ich will um Harrietts willen hinzufügen, die sich so freundlich erkundigt hat (denn ich möchte, daß Du dies streng vertraulich an Thomas Mozley und Harriett schickst; was Derby angeht, so weiß ich nicht, was ich sagen soll – es wäre unnatürlich, wenn John Mozley es nicht sehen sollte –, und Frau Mozley und Anne Mozley sind so gütig, daß ich nicht gern Geheimnisse vor ihnen habe, aber ich weiß nicht, wo ich die Grenze ziehen soll), daß mein Schlaf besser ist, als er je war. Er hat sich seit Jahren allmählich gebessert, wenn man sich damit rühmen darf, und jetzt schlafe ich gesund und fühle mich erfrischt, obwohl ich spät zu Bett gehe. Ich fürchte die Schlaflosigkeit so, daß ich auf der Hut bin gegen alle Symptome, die sie ankündigen. Und vielleicht ist es gut, daß ich sehr beschäftigt bin, denn obwohl ich nicht dazu neige, über Zukunftsmöglichkeiten niedergeschlagen zu sein, da ich niemals hoffnungsfreudig gewesen bin, und obwohl ich mir die Schwierigkeiten, die auf allen Seiten drohen, nie so lebhaft vergegenwärtige, daß sie mich quälen, so gibt es gewiß genug, was mich ängstigen könnte, wenn ich je ängstlich sein sollte. Doch ich bin es nicht.

Gegenwärtig ist meine große Sorge Williams' Wahl zur Poesieprofessur. Ich bin durchaus gegen seine Bewerbung gewesen, wegen der großen Gefahr einer Senatseinberufung – aber in Anbetracht dessen, daß ich durch Traktat 90 den Anlaß zu der Opposition gegeben habe, wäre es unedel gewesen, auf meinem Einwand zu beharren, und ich darf nicht über die schwierige Lage klagen, obwohl ich sie voraussah. Ich habe eine ungeheure Angst vor der Senatsversammlung – aber jetzt hören wir, daß ein

Plan besteht, wenn unsere Gegner in dem Streit siegen sollten, was ich befürchte, Maßregeln zu ergreifen, die das Ergebnis haben sollen, die Universität ganz von uns zu säubern! Ich glaube, darin liegt, wenn man die eigentliche Bedeutung herauschält, so etwas wie ein Zeugnis über den Sinn, in dem die Artikel umschrieben werden, was keine rückwirkende Kraft zu haben braucht. Nun wird die Wirkung von Williams' Mißerfolg an sich schon schlimm genug sein; und zu meinem Bedauern muß ich sagen, ich fürchte, daß einige meiner Freunde, obwohl sie es nicht sagen, nicht traurig darüber wären. Sie fühlen das Elend des gegenwärtigen Zustands der Kirche, wo sie nicht die Hälfte der Kennzeichen der katholischen Kirche hat – sie halten Ausschau, ob nicht da oder dort Zeichen der göttlichen Vorsehung sichtbar werden; und da sie an einer wirklichen Genesung der Kirche verzweifeln, halten sie, als nach der zweitbesten Möglichkeit, nach Zeichen für ihren Rückschritt und den Verlust ihrer Kennzeichen Ausschau. Und obwohl die bloße Niederlage eines Menschen bei einer Universitätswahl unbedeutend genug ist, so ist eben bei einer Bewegung der Kirche in ihrer Gesamtheit, mit all ihren Rangstufen, zum Zwecke der Leugnung der katholischen Wahrheit, mit ihren Bischöfen, Gesellschaften, volkstümlichen Organen u. dgl., die Tatsache einer Reihe von verweigerten Anerkennungen auf Seiten der Universität ein wichtiges Faktum als Teil einer Reihe oder Menge. Und ich glaube, es läßt sich nicht leugnen, daß eine Reihe solcher Fakten schließlich auf einen moralischen Beweis dafür herauslaufen kann, daß unsere Kirche von der Kirche der ersten Zeiten ganz getrennt und verschieden ist.

Auf den ersten Blick ist nicht ersichtlich, daß ein solcher Schluß, so einleuchtend er sein mag, die Leute gleich nach Rom führen würde, aber das würde er schon aus Vernunftgründen. Denn sie würden sagen, da die Kirche irgendwo sein muß und nicht in England ist, so muß sie in der römischen Gemeinschaft sein – und kraft dieses Schlusses würden sie sich im Glauben dem unterwerfen, was ihnen an dem römischen System mißfiel. Ich sage, aus Vernunftgründen, denn dem muß die unleugbare Zustimmung hinzugefügt werden, mit dem diese Menschen im Geist der Frömmigkeit und in der praktischen Auffassung der Dinge dem gegenüberstehen, was von der Römischen Kirche vorgeschrieben (ich sage nicht erfüllt) wird, und ferner die Stütze, welche immer es sein mag, die Rom an der Frühzeit findet. Und da taucht die Vorstellung auf, daß wir Rom verbessern würden, wenn wir uns ihm anschließen, während wir drei Jahrhunderte lang protestiert und nichts ausgerichtet haben.

Ich brauche kaum zu sagen, daß ich mich den Anknüpfungen zwischen Leuten hier (es sind sehr unbedeutende und wenige gewesen) mit Römisch-Katholischen standhaft widersetzt habe. Ich würde sie sehr gern bessern, nur scheint es mir, daß man sich damit selbst in Versuchung begäbe. Aber wenn die Leute dort Sympathie finden und bei sich daheim keine, und wenn sie (in jener Kirche) verborgen lebende, liebenswerte und fromme Menschen finden, von denen die Welt nichts hört, so ist es schwierig, es ganz zu verhüten.

Da die Dinge so stehen und da an einem Platz wie hier die katholischen Anschauungen immer von einem zum andern ausgetauscht werden, so ist es unmöglich, dafür einzustehen, was irgendwann geschehen kann. Gegenwärtig erklären die Leute, die am meisten in Gefahr sind, hier und anderswo,

sie werden nichts tun, was ich nicht billige, und sie versuchen tatsächlich im großen und ganzen nach diesem Beschluß zu handeln.

Und hier möchte ich nebenbei bemerken, ich betrachte es als keinen Irrtum, daß ich gesagt habe, katholische Anschauungen werden die Kirche gegen Rom stärken, wenn es auch jetzt umgekehrt aussieht. Jene Anschauungen sind eine mächtige Waffe – sie sind nicht umsonst in die Welt gekommen. Sie müssen entweder für oder gegen uns sprechen. Wenn wir sie nicht brauchen, werden es andere tun. Wenn ein Arzt verspricht, einen Kranken zu heilen, so geschieht es unter der Bedingung, daß er seine Medizin nehmen wird, nicht daß er sie zum Fenster hinauswirft. Wir sind seit acht Jahren durch keinen Würdenträger der Kirche ermutigt worden, das darf ich, glaube ich, sagen. Was kannst Du erwarten?

Wenn Zeugnisse verweigert werden oder wenn irgendeine Maßregel im Senat durchgeht, wie ich sie angedeutet habe, bedenke nur die Folgen! Man kann Anschauungen nicht zerstreuen – wenn unsere Kirche sie nicht zuläßt, so werden sich die Menschen nach einer Kirche umschaun, die es tut – um nicht auf der sehr ernstesten Frage herumzureiten, ob nicht die Leugnung gewisser Anschauungen eine Leugnung der Tatsache einschließt, daß wir ein Zweig der Kirche sind.

Nun ist das Gesagte schon jammervoll genug – aber als wäre es noch nicht genug, ist eine neue und ganz unerwartete Schwierigkeit in der Angelegenheit des Bistums Jerusalem eingetreten. Die Kirche wechselt tatsächlich ihre Stellung, indem sie, was sie nie zuvor getan hat, eine förmliche Liga mit ausländischen Protestanten bildet. Ich habe Grund zu glauben, daß noch ein Plan besteht, ob bei Bunsen oder bei jemand anders, eine große protestantische Liga über die ganze Welt zu bilden, und zu diesem Zweck wird gewünscht oder es wird darin eingeschlossen sein, daß die Kirche von England auf eine protestantischere Grundlage gestellt wird, als sie sie bisher anerkannt hat. Die gegenwärtige Maßregel ist ohne den Rat der gesamten Bischöfe zustandegekommen; der Brief meines Bischofs, die Antwort auf meinen Protest, ist nicht nur an sich überaus gütig, sondern auch höchst befriedigend in diesem Punkt – er weiß gar nichts über die Sache außer durch die Zeitungen.

In der Tat ist es bis jetzt nur ein einleitender Schritt, und ich hoffe zuversichtlich, es werden niemals die andern folgen – aber wenn es geschähe, so wird es das furchtbarste Ereignis für die Kirche von England seit der Trennung von Rom sein. Es ist eine förmliche Anerkennung der Protestanten, indem man sich in einer Kirche mit ihnen verbindet, ohne daß sie Sühne leisten. Obendrein senden wir einen Bischof aus, von dem man rühmt, er sei vom »reinen Blut Juda« und seine Frau vom »reinen Blut Levi« – als ob das nicht genau der Irrtum der Galater wäre, als ob das jüdische Gesetz nicht ein für allemal abgeschafft wäre. Dr. Mills große Furcht war unsere geplante Vereinigung mit den Monophysiten, denn man wird mit einem in die Augen fallenden Übel der Maßregel nicht gerecht – doch nun tritt der »Standard« seit ein oder zwei Tagen für unsere Vereinigung mit den Nestorianern ein. Ich fürchte, ich muß sagen, wenn wir eine Gemeinschaft mit den Nestorianern eingehen, so wird unsere eigene Gemeinschaft nicht ohne Gefahr darin bleiben – doch ich glaube nicht, daß wir es werden

– und um mein Teil zu tun, es zu verhüten, habe ich meinen Protest an den Bischof von Oxford gesandt, von dem Du gehört hast. Magdalen Palmer schickt auch einen Protest – er wird kritisiert werden, was Stil und Art angeht, denn es sind seine eigenen – doch er ist äußerst eindrucksvoll und kommt ihm von Herzen. Man wird ihn verrückt nennen, ebenso den meinen – doch das tut nichts, wenn er seinen Zweck erreicht; wenn er das nicht tut, nun so kann ich nur wünschen, er hätte es getan.

Ich hatte die Absicht, ihn gleich zu veröffentlichen, aber die gütige Art, wie mein Bischof ihn aufnimmt, veranlaßt mich, meinen Plan aufzuschieben. Ich lege eine Abschrift bei, schicke sie an Thomas und Harriett, von ihnen muß sie zu mir zurückkommen.

Nun habe ich noch etwas nicht erwähnt, was so schlimm ist wie irgendetwas, die Kundgebungen der Bischöfe. Eben in diesem Augenblick ist die des Bischofs von Winchester die gefährlichste, denn er veröffentlicht nicht, sondern verschiebt es; nun hängt Kebles Verzicht von dieser Kundgebung ab – die Folge ist, daß die Leute in beständiger Spannung gehalten werden, und niemand weiß, was geschehen wird. Du kannst Dir vorstellen, wie beunruhigt junge Leute infolgedessen sind – bis sie schließlich in Fragen ausbrechen wie diese: »Würden Sie nach Rom gehen, wenn Keble und Newman es täten?« Während andere sagen, sie werden gehen, wenn ich gehe.

Doch nun habe ich mehr als genug gesagt – und so bin ich mit herzlichen Grüßen an die liebe Tante und in der Hoffnung, daß es Anne Mozley wieder gut geht,

meine liebe J., immer herzlich Dein

John H. Newman.

Oriel College, 1. Dezember 1841

Mein lieber Rickards, mein Schweigen muß Ihnen höchst unfreundlich erscheinen, obwohl es durchaus nicht daher kommt, daß ich nicht an Sie und Frau Rickards dächte; aber abgesehen von der großen Zahl meiner Verpflichtungen bestehen diese so sehr in Schreiarbeiten, daß meine Hand in einem Zustand beständiger Ermüdung ist, und es ist eine große Anstrengung für mich, wenn ich mich zu einem Brief hinsetze. Indessen da ich nun einmal dabei bin, will ich versuchen, Ihnen ein oder zwei Dinge zu erzählen, von denen ich, nebenbei bemerkt, bezweifle, ob ich sie schon irgendeinem andern Menschen erzählt habe oder wenigstens mir vorgenommen habe zu erzählen oder im Zusammenhang erzählt habe.

Zwei Jahre und darüber war ich in einem Zustand großen Unbehagens, was meine Stellung hier anlangt, weil ich mir bewußt war, daß meine Anschauungen weit über das hinausgingen, was in der Englischen Kirche üblich gewesen war. Nicht als ob ich es als irgendeine persönliche Beunruhigung empfunden hätte, denn ich dachte und denke noch, daß solche Anschauungen in unserer Kirche vollständig erlaubt sind; doch im Hinblick auf meine Stellung hier erschien ich wie eine Art Schismatiker oder Demagoge, da ich eine Partei gegen die religiösen Autoritäten des Ortes stützte. In allem, was ich für meine Pfarrei tat, ob es sich im gewöhnlichen Pflichtenkreis hielt oder ob es

Verbesserungen und Hinzufügungen waren, die ich versuchte, habe ich stets in gleicher Weise meine Pfarrkinder vor Augen gehabt und für sie zu wirken gesucht. Doch fast in allen Fällen sind meine Bemühungen bei ihnen alles in allem ein Schlag in Wasser gewesen, dagegen wurden sie von Universitätsleuten und darunter von sehr vielen Nichtgraduierten eifrig aufgegriffen und willkommen geheißen. In dem Maße, wie ich Grund hatte zu glauben, daß die Häupter der Häuser mit mir unzufrieden seien, schien ich mir selbst in der Lage eines Menschen zu sein, der unter Vernachlässigung seiner eigenen Pflichten (der Wirkung nach jedenfalls) sich gegen ihren Willen in die einmischt, die andern übertragen sind, und das wegen der Verbreitung von Gefühlen und Anschauungen, die nach meinem Empfinden nicht so sehr die der Englischen Kirche als ihre eigenen waren. Und all dies, trotzdem ich sehr wenig über unmittelbar dogmatische Fragen, sondern vielmehr über praktische predigte; denn irgendwie nahm das, was von mir in ethischer Form ausgesprochen wurde, in der Zeit, bis es zu den andern Geistern vorgedrungen war, die Gestalt dogmatischer Lehre an. Infolgedessen waren während der letzten zwei Jahre meine Auffassung von meiner Pflicht und meine Zukunftspläne sehr schwankend geworden. Es sind mir viele Anschläge durch den Kopf gegangen, wie ich mich aus einer Lage befreien könnte, die mir die verhaßteste von allen ist – die eines Lehrers, der gegen die Autorität Front macht, obwohl ich glaube (wenn ich dies in aller Ehrfurcht sagen darf), daß unser Heiland dieses Kreuz wie andere getragen hat. Das Gefühl, das sich am beharrlichsten in mir fortsetzte, war, St. Mary aufzugeben.

Der Grund, warum ich Ihnen dies alles jetzt sage, ist der, daß, ob sich nun die Dinge zum Besseren oder zum Schlechteren wenden mögen, doch jedenfalls gegenwärtig die größere Dunkelheit, in die die Aussichten der Kirche gehüllt sind, für den Augenblick das Ergebnis hatte, die Wolken von meinem eigenen Pfad hinwegzuscheuchen. Ich meine, daß die sehr ernsten Dinge, die in Worten und Taten um uns vorgehen, weitgehend jene zarte Rücksicht gegenüber den Autoritäten beseitigt haben, die mich bisher so schmerzlich gequält hat ... Was dies Bistum Jerusalem angeht, so glaube ich im Ernst, wenn die Maßregel richtig zur Ausführung kommt, so wird dies mehr dazu beitragen, uns von der Kirche loszureißen als irgendein Ereignis in den letzten dreihundert Jahren. Bei diesen Gefühlen ist es nicht zu verwundern, daß ich meine Stellung hier in einem sehr veränderten Licht sehe. O mein lieber Rickards, entschuldigen Sie all dies trübe Geschwätz über mich selbst, das mich anwidert, während ich es vollführe, und ich fürchte, ich schreibe Ihnen da einen sehr hochtrabenden Brief, aber ich denke, Sie wollen gern etwas von mir hören, und es ist mir eine Erleichterung, es mir vom Herzen zu schreiben, und ich habe keine Zeit, meine Worte auszulesen und zu wählen. Aber zur Sache. Es scheint mir wirklich, daß die Häupter der Häuser jetzt nicht die Englische Kirche verteidigen, sondern, im wesentlichen und praktisch genommen, obwohl sie es nicht beabsichtigen, sich mit diesem häretischen Geist verbinden und ihn stützen; so daß der Kampf nicht mehr der einer Sache, die man als Quasi-Romanismus hinstellen könnte, gegen den Anglikanismus ist, sondern des Katholizismus gegen die Häresie. Und so verschlingt für mich eine weit umfassendere Frage die besondere.

J. H. Newman an R. W. Church

Oriel, Weihnachtsabend 1841

Carissime ...

Ich glaube, es wäre keine Erleichterung für M., wenn man den Umstand unterstreichen wollte, daß keine unmittelbare Gefahr besteht. Für Individuen kann man natürlich niemals einstehen, aber ich würde wenig von einem Menschen halten, der wegen eines Schrittes der Bischöfe sogleich die Kirche verlassen wollte. Wenn wir nun bedenken, wie der Klerus sich wirklich bessert, bedenken, daß dieser Lärm sie sogar veranlaßt, die Traktate zu lesen, ist es nicht möglich, daß wir alle in ein paar Jahren in einer besseren Geistesverfassung sein werden, um diese Dinge zu erreichen? und sollen wir sie nicht indessen dem Willen der Vorsehung überlassen? Ich kann nicht glauben, daß dies das Werk von Menschen gewesen ist; Gott hat ein Recht auf Sein eigenes Werk, damit zu tun, was Er will. Sollen wir nicht versuchen, es in Seine Hände zu legen und zufrieden zu sein?

Wenn Sie von B. etwas erfahren, was Sie glauben läßt, daß ich ihm mit einem Brief Erleichterung verschaffen kann, so lassen Sie es mich wissen. Die Wahrheit ist diese – unsere guten Freunde lesen die Väter nicht; sie stimmen uns zu auf Grund der landläufigen Auffassung der Sache; wenn dann die Väter und wir mehr sagen als die landläufige Auffassung, sind sie zu Tod erschrocken.

Ich vermute, W. Palmer, der Diakon (denn dies ist die einfachste Bezeichnung), hat unsere Freunde von Winchester mit seiner Golightliade nicht befriedigt.

P.S. Der Bischof von London hat einen Mann abgewiesen, weil er 1. an irgendeine Art Opfer bei der Eucharistie, 2. an die reale Gegenwart, 3. an eine Gnade bei den Weihen glaubt.

Sind wir ganz sicher, daß die Bischöfe nicht einige bindende Erklärungen des Glaubens aufstellen werden? Ist es dies, was M. fürchtet? Würde der Bischof von Oxford sie annehmen? Wenn ja, dann würde ich in Miss Burfords Asyl für Obdachlose getrieben! Aber ich versprach M., mein Äußerstes zu tun, um alle gefährlichen Menschen zu fangen und sie dort einzusperren. Schließlich habe ich Reue wegen der Bollandisten (eine kürzlich erstandene unvollständige Abschrift). Bin ich nicht ein schwankes Rohr?

J. H. Newman an R. W. Church

Am Weihnachtstage 1841

Ein sonderbarer Weihnachtswunsch, Sie mit diesem Billet zu belästigen. Doch ich habe die ganze Nacht von M. geträumt, und so schreibe ich wieder, trotzdem Sie sagen, was mich sehr betrübt, daß Sie nicht wohl sind.

Sehen denn M. und seinesgleichen nicht, daß es unklug, unpassend und ungeduldig ist, andere zu fragen: Was werden Sie unter Umständen tun, die noch nicht eingetreten sind und vielleicht nie eintreten werden? Warum Furcht, Mißtrauen, Uneinigkeit ins Lager bringen wegen Dingen, die nur in posse sind? So natürlich und so überaus freundlich die Briefe sind, die ich von Barter Baxter? und

noch von einem andern Freunde bekam, ich glaube doch, daß sie großen Schaden angerichtet haben. Ich spreche ganz aufrichtig, wenn ich sage, daß es Dinge gibt, die ich weder ins Auge fasse noch fassen will, aber wenn ich zehnmal darüber befragt werde, fange ich schließlich an, sie ins Auge zu fassen.

Und ferner will M. gewiß nicht sagen, daß nichts einen von der Englischen Kirche trennen könne – z. B. wenn sie sich zum Socinianismus bekennen, wenn sie die Eucharistie in socinianischem Sinn auffassen würde. Doch er würde sagen, es sei nicht recht, solche Dinge ins Auge zu fassen.

Ferner ist unser Fall ganz verschieden von dem Kens – um nichts über das jammervolle letzte Jahrhundert zu sagen, das uns ein viel niedrigeres Niveau als Ausgangspunkt gegeben und viel weniger gelassen hat, was zu schonen wäre, als es bei einem Kirchenmann des 17. Jahrhunderts der Fall war. Dogmatische Fragen spielen nun herein – bei ihm war es nur eine Frage der Disziplin.

Wenn solch furchtbare Ereignisse Wirklichkeit würden, dann würden wir, ich kann es mir nicht anders denken, weit mehr übereinstimmen, als wir es jetzt glauben. In der Tat, ist es möglich (menschlich gesprochen), daß Menschen, die so sehr eines Sinnes sind, weit auseinanderkommen sollten? Doch lassen Sie dies als die Alternative angesehen werden. Welcher Gemeinschaft könnten wir uns anschließen? Könnten die Schotten oder Amerikaner die Anwesenheit ihrer Bischöfe und Verbände in England billigen, ohne sich den Vorwurf des Schismas zuzuziehen, wenn sie nicht freilich – ist das wahrscheinlich? – die Engländer für Häretiker erklärten?

Ist dies nicht eine Zeit seltsamer Fügungen? Ist es nicht unser sicherster Weg, ohne auf die Folgen zu sehen, einfach von Tag zu Tag zu tun, was wir für recht halten? Werden wir nicht sicherlich fehlgehen, wenn wir es versuchen, den Weg der Göttlichen Vorsehung vorausblickend zu zeichnen?

Ist nicht all unser Unglück, das der Kirche nämlich, von Leuten gekommen, die sich fürchteten, Schwierigkeiten ins Auge zu sehen? Sie haben Schritte bemäntelt, wo sie sie hätten brandmarken sollen. So kann der gute Worcester Palmer die Kirchenkommission und das Bistum Jerusalem weißwaschen, und was ist die Folge? Daß unsere Kirche Jahrhunderte hindurch immer tiefer und tiefer gesunken ist, bis ein gut Teil ihrer Ansprüche und Bekenntnisse die reine Lüge ist, wenn es auch unsere Pflicht ist, aus dem, was wir empfangen haben, das Beste zu machen. Aber durch die Verpflichtung, aus anderer Leute Lügen das Beste zu machen, wollen wir uns nicht selbst in eine verstricken lassen. Die treuesten Freunde unserer Kirche sind die, die es kühn sagen, wenn ihre Leiter irre gehen, und auf die Folgen hinweisen. Und (katachrestisch zu sprechen) die haben die meiste Aussicht, in der Kirche zu sterben, die (unter diesen finstern Umständen) am meisten darauf vorbereitet sind, sie zu verlassen.

Und ich will hinzufügen, daß ich angesichts der Spuren der göttlichen Gnade, die uns umgeben, sehr hoffnungsvoll oder besser zuversichtlich bin (wenn es recht ist, so zu sprechen), daß unsere Gebete und unsere Liebeswerke als ein Mahnruf zu Gott emporsteigen werden und daß diese ganze jammervolle Verwirrung eine gute Lösung finden wird.

So wollen wir denn nicht ängstlich sein und nicht künftige Differenzen vorwegnehmen, wenn wir gegenwärtig einig sind.

P.S. Ich glaube, wenn die Freunde über die erste Beunruhigung und die daraus sich ergebenden unbestimmten Befürchtungen, welche die neue Haltung der Bischöfe und unsere Gefühle dabei hervorgerufen haben, hinaus sind, dann werden sie vollständig zufrieden sein; sie werden sehen, daß sie die Dinge übertrieben haben. So ist unser lieber Freund von Exeter, der erst ganz unglücklich war, jetzt guter Dinge. Natürlich wäre es unrecht gewesen, vorauszusehen, welches unsere Gefühle sein würden, wenn die schmerzliche Möglichkeit einträte, daß die Bischöfe so sprächen, wie sie es tatsächlich getan haben; so scheint mir niemand daran schuld zu sein. Es ist auch nicht zu verwundern, daß andere beunruhigt sind; aber sie sollen daran denken, daß, je unbedingter die Ehrfurcht ist, die man einem Bischof zollt, um so heftiger die Wahrnehmung einer Häresie bei ihm wirken muß.

Der Strick bindet und hält zusammen, bis er reißt. Menschen, die denken, hätten dies gesehen, wenn sie in der Richtung geblickt hätten. Im letzten Frühjahr sprach ein sehr hochstehender Mann der Kirche zu mir vom Widerstand gegen meinen Bischof, wobei er ihn nach den Kirchengesetzen fragte, nach denen er vorginge etc. Aber die, die ein loyales Gefühl gegen ihre Oberen gehegt haben, dienen mit der größten Liebe oder protestieren mit dem heißesten Eifer. Wenn andere auch so tun würden, wenn der Klerus von ... die Häresie seines Diözesanbischofs brandmarkte, täten sie ihre Pflicht und befreiten sich von dem Anteil, den sie sonst an dem möglichen Abfall ihrer Brüder haben werden.

Doch ich bin abgeschweift. Ich glaube wirklich, wenn diese Not vorüber ist, werden unsere Freunde sehen, daß sie die Ursache davon übertrieben haben.

J. H. Newman an Frau J. Mozley

19. Januar 1842

Die Leute in London haben es dem Bischof von Oxford auferlegt, Williams zum Rücktritt zu nötigen. Warum laden sie nicht Garbett ihre Befehle auf? Weil er nicht gehorchen wird.

Ich fürchte, es ist das Vorspiel zu einem Schritt des Erzbischofs, der durch eine starke Minorität, die den anderen Weg wählte, gehindert worden wäre. Dies war Herrn Conybeares Rat, wie aus dem »Standard« zu ersehen war. Ich fürchte mich allerdings vor dem, was der Erzbischof sagen wird. Ich kann die Dinge verteidigen, wie sie liegen, aber wer kann versprechen, daß er einen möglichen Stand der Dinge verteidigen kann? Es wäre freilich merkwürdig, wenn der Erzbischof weiter gehen sollte. Was habe ich getan? Im letzten März habe ich mich unterworfen, und man hat mir gesagt, daß deshalb nichts von autoritativer Seite geschehen würde. Was ist seither geschehen? Ich habe geschwiegen; ist etwas anderes vorgekommen als allgemeines Gerede? Ist es also nicht das Gerede, das den Erzbischof auf den Plan ruft?

Daß ich nicht die Absicht habe, St. Mary zu verlassen, kannst Du aus der Tatsache entnehmen, daß ich die Häuschen in Littlemore gepachtet und eine große Summe Geld dafür ausgegeben habe; aber es ist ganz sicher, daß ein Brief des Erzbischofs, den mein eigener Bischof zuließe, dazu angetan sein könnte, mich zu vertreiben. Doch sie wissen so gut, daß ich St. Mary aufgegeben hätte, wenn sie die Unterdrückung von No. 90 angeordnet hätten, daß sie unmöglich bei irgendetwas, was sie jetzt tun, im Dunkeln tappen können.

Über Kebles Protest schreibt Newman:

J. H. Newman an J. Keble

1. Februar 1842

Es ist mir nicht ganz klar, ob Sie es für eine Sache von Bedeutung halten, die Sache allen Bischöfen als etwas zur Beurteilung vorzulegen oder in der Weise, daß man sie mit dem bekanntmacht, was vorgeht. Ich glaube, Badeleys Einwand ist von Gewicht; wenn wir (durch die göttliche Vorsehung) Schutzmittel haben, sollen wir sie undankbar zur Seite schieben? Würde es nicht genügen, wenn Sie andere Bischöfe mit dem bekanntmachten, was Sie getan haben, indem Sie ihnen den Protest schickten? Und wenn ja, gibt es nicht einen Weg, um zu zeigen, daß dies Ihre Absicht bei der Übersendung sei? Dies würde das berücksichtigen, worauf es Badeley ankommt und was mir wichtig scheint, ohne Ihr Vorgehen zu durchkreuzen ...

Ich wünschte, der Bischof hätte ein wenig Herz, nur ein wenig, aber ich höre, er glaubt die schrecklichsten Dinge von uns, was ihn entschuldigt. Ich glaube in der Tat, daß Ihr Brief an ihn sehr erfolgreich sein wird.

Sie sollten den Artikel über Kirchensachen im »British Magazine« lesen, worin ein Mitglied der Synode von Canterbury Badeleys Standpunkt einnimmt. Hope glaubt, daß die Bischöfe nichts tun werden; aber sie möchten gern etwas tun, und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

J. H. Newman an Frau J. Mozley

6. Februar 1842

Ich gehe hinauf nach Littlemore (d. h. endgültig), und meine Bücher sind alle in Bewegung – z. T. fort; das übrige in ein oder zwei Tagen. Es macht mich sehr niedergeschlagen: Es ist so lästig, Schritte zu ergreifen. Doch seit Jahren klingen mir drei Verse von Horaz in den Ohren:

Lusisti satis, edisti satis atque bibisti:

Tempus abire tibi est; ne potum largius aequo

Rideat et pulset lasciva decentius aetas.

Von Traktat Nr. 90 sind 12 500 Exemplare verkauft worden, und eine dritte Auflage ist im Druck. Ein amerikanischer Geistlicher, der kürzlich hier war, sagte mir, er habe ihn in jedem Haus gesehen.

J. H. Newman an Frau J. Mozley

Littlemore, 21. Februar 1842

... Ich habe Verschiedenes, das mich wegen der Kanzel von St. Mary in Verlegenheit bringt. Besonders ist es dies, was ich seit Jahren fühle: ist es recht, für Leute zu predigen, die in keinem Sinn meiner Obhut anvertraut sind und deren rechtmäßige Hüter, die Häupter der Häuser, wünschen, daß ich nicht für sie predige? Dies scheint mir ein Gesichtspunkt, zu dem andere, ebenfalls zwingende, hinzugefügt werden könnten. Doch, wie Du sagst, es sind große Schwierigkeiten auf der andern Seite. Natürlich werde ich mich nicht für die Zukunft zu irgendetwas verpflichten.

J. H. Newman an Miss Holmes

27. Februar 1842

Wollen Sie mich Ihre Gedanken, wenn ich es noch nicht getan habe, auf die Pflicht und in gewissem Sinn die Aufgabe hinlenken lassen, die innere Religion zu pflegen und, indem Sie das tun, alles, was Anschauung heißt, Ihrem Allmächtigen Beschützer zu überlassen, damit Er es für Sie entscheide, wann Er es für gut findet? Soviel ist gewiß, soviel Befürchtungen Sie bezüglich der Katholizität der Englischen Kirche gehabt haben mögen, die Menschen können in ihr weit, weit heiliger sein – in weit größerer Gottesnähe leben, als es die meisten von uns tun. Lassen Sie uns Ihn bitten, daß Er uns befähige, nach jenen inneren Vollkommenheiten zu streben, die Er sicherlich in unserer Gemeinschaft gewährt. Hier können wir nicht irre gehen, bei diesem Verfahren müssen wir Ihm wohlgefallen; wir stellen uns in der sichersten Weise unter den Schatten Seiner mächtigen Schwingen. Verlassen Sie sich darauf, heute und in unserm gegenwärtigen Zustand sind wir der großen Aufgabe nicht gewachsen, über Kirchen ein Urteil zu fällen, und lassen es darum besser bleiben.

J. H. Newman an einen Laien

Littlemore, 6. März 1842

Lieber Herr, ich möchte Ihnen gern alles sagen, was in meiner Macht steht, um Ihre Seele zu erleichtern. Vielleicht wird Dr. Puseys eben veröffentlichter Brief an den Erzbischof dahin wirken.

Wenn es heißt, daß Menschen von katholischen Grundsätzen nach Rom gegangen sind oder gehen, so bitte ich, daß man fragt, wieviele Menschen von sogenannten »evangelischen« Ansichten, besonders aus den niederen Klassen, sich den Wesleyanern oder Dissenters angeschlossen haben. Es ist ganz offenkundig, daß deren Prinzipien eine ganze Schule von abweichender Lehre bilden und Dissidenten en gros werben. Sie gestehen es auch ziemlich offen zu, daß es keinen wesentlichen Unterschied zwischen ihrem Glauben und dem der Wesleyaner gibt. Es ist wirklich unsinnig, daß sie ein Geschrei erheben über einen Splitter in ihres Bruders Auge, wo sie einen so großen Balken im eigenen haben.

Sodann möchte ich sagen, daß natürlich die kirchlichen Grundsätze nach Rom führen, wenn unsere Bischöfe sie zurückweisen. Wollte unsere ganze Gemeinschaft feierlich und förmlich erklären, daß es

keine Kirche gebe oder daß sie kein Teil davon sei: in einem so ungleichen Kampf zwischen dem Credo und einem menschlichen Dekret ist es ganz klar, wer besiegt würde. »Auf wen immer es fallen wird, es wird ihn zu Staub zermalmen ...« Und was durch einen förmlichen Akt furchtbar zur Erfüllung käme, wird bis zu einem gewissen Grade durch die Schritte einzelner Bischöfe oder örtlicher Gruppen in unserer Kirche erfüllt. Sie ergreifen Partei gegen Christus, wenn sie gegen die Kirche sprechen, und werden deren Kinder verlieren. Ich bringe also keine Entschuldigung vor, ich sage es nur mit größtem Schmerz, daß viele Lostrennungen mit Sicherheit stattfinden werden, sollten unsere Autoritäten das Apostolische Credo antasten, welches die notwendige Bedingung ihrer Macht und die Bürgschaft für ihren Anspruch auf den Gehorsam eines Christen ist. Ich habe das zuversichtliche Vertrauen, daß ein so beklagenswertes Ereignis nicht eintreten wird, aber ich sage jetzt, wie ich es immer gesagt habe, ich erweise dem Bischof, der über mich gesetzt ist, uneingeschränkten Gehorsam, solange er im Namen Christi kommt, doch einem, der im Namen eines Menschen kommt, in seinem eigenen Namen, im Namen des bloßen Vorteils, der Vernunft des Nationalwohls u. dgl., unter Vernachlässigung jenes Credo, das von der katholischen Kirche spricht, bin ich nicht im mindesten zum Gehorsam verpflichtet.

Kirchliche Lehren sind eine mächtige Waffe; sie sind nicht umsonst in die Welt geschickt worden; Gottes Wort kehrt nicht leer zu Ihm zurück. Wenn wir sie nicht nützen wollen, so werden es andere an unserer Stelle. Wenn ich je gesagt habe, wie ich es tatsächlich sagte, daß die Lehren der »Tracts for the Times« unsere Kirche aufbauen und die Parteien vernichten würden, dann meinte ich, wenn sie benützt, und nicht wenn sie getadelt würden. Sonst werden sie ebenso mächtig gegen uns sein, wie sie für uns sein könnten.

Was Herrn Grant betrifft, so habe ich ihn nur zweimal gesehen. Einmal in einer gemischten Gesellschaft, einmal nach seiner Konversion. Ich erfahre, daß er römisch-katholische Verwandte hat und schon seit langer Zeit mit ihnen in Korrespondenz stand.

Sie werden bemerken, daß Sibthorpe seine Konversion auf das Studium der Schrift zurückführt und ausdrücklich feststellt, die »Tracts for the Times« seien die einzigen antirömischen Arbeiten gewesen, die ihn von Rom fernhielten. Und auch Herr Wackerbarth, ein Cambridger, hat nichts mit uns zu tun.

Die Wahrheit ist, daß der Katholizismus, wenn ich so sagen darf, in der Luft liegt. Man atmet ihn ein. Eine wunderbare Macht ist am Werk. Die Verfasser der »Tracts« haben gewünscht, daß unsere Kirche ihren katholischen Grundsätzen gemäß handle und dadurch eine Heimstätte für diesen katholischen Geist würde. Jener Geist wird nicht erstickt, weil wir ihn nicht unterhalten, und Scharen geraten in Bewegung ganz unabhängig von einer so schwachen Hand oder Zunge wie der unseren.

Noch darüber hinaus macht das allgemeine Geschrei, die Römische Kirche breite sich aus, die jungen Leute neugierig und stachelt sie an, sich mit katholischen Lehren und Bräuchen einzulassen, wenn auch niemand von uns ein Wort geschrieben hat. Ich spreche davon als von einer Tatsache. Und um noch von mir zu sprechen, da Sie nach mir fragen, wenn Leute, die Zuneigung oder Wertschätzung für

einen Menschen haben, hören, daß man ihn einen Römisch-Katholischen nennt, so werden sie sagen: »Dann ist schließlich das römische System nichts so Schlimmes.« Der Vorwurf weist nach zwei Richtungen – wenn er in den Herzen der Hörer nicht gegen ihn spricht, so spricht er für Rom. Ich schreibe Ihnen einen sehr freimütigen und vertraulichen Brief; doch ich tue es, weil ich tief davon durchdrungen bin, daß all die Menschen, die dies Geschrei verursachen, die Erfüllung ihrer eigenen Prophezeiung herbeiführen. Sie arbeiten auf mancherlei Wegen darauf hin: ein Weg ist dieser. Wenn alle Welt übereinstimmend einem Menschen sagt, er habe nichts in unserer Kirche zu tun, so wird er schließlich anfangen zu denken, es sei so. Wie leicht ist es, einen Menschen von irgendetwas zu überzeugen, wenn eine große Anzahl es bestätigt – so groß ist die Kraft der Einbildung. Wenn jeder, der Ihnen auf der Straße begegnete, Sie scharf anschaute, würden Sie glauben, es sei etwas an Ihnen nicht in Ordnung. Dies ist besonders der Fall, wenn Freunde gegen Leute Einwände erhoben, weil sie romanisierten. Ich weiß nichts so Aufreizendes, so Beunruhigendes, besonders für junge Leute, wenn sie ruhig und unbewußt ihren Weg gehen, ihrer Kirche gehorchen und ihren Geistlichen folgen (ich spreche von Tatsachen), als wenn man sie plötzlich zu ihrer Überraschung beschwört, sie sollten doch nicht einen Sprung tun, an den sie nicht im Traum gedacht haben und von dem sie weit entfernt sind.

Und wollen Sie mir nun gestatten, diesen sehr freimütigen Brief mit einer noch freimütigeren Äußerung zu schließen? Nämlich mit der fast überflüssigen Bemerkung, daß ein großer Trost in der Gewißheit liegt, es werden die Menschen, die in religiösen Schwierigkeiten ruhig im Rechten ihre Seelen Gott übergeben, die sich bemühen, Ihm zu gefallen und um Führung bitten, durch Seine Barmherzigkeit ein geistliches Urteilsvermögen »zur Prüfung der Geister« erlangen und zur Entscheidung zwischen den Ansprüchen der entgegengesetzten Beweisführungen, das völlig für ihren eigenen Frieden und ihr Heil ausreicht.

Ich bin, lieber Herr, treu der Ihre etc.

J. H. N.

Vierter Teil Bis zur Abschiedspredigt in Littlemore

J. H. Newman an Miss Holmes

Littlemore, 8. März 1843

Religiöse Wahrheit wird nicht durch Nachdenken gewonnen, sondern durch ein inneres Erfassen. Jedermann kann nachdenken; nur geschulte, gebildete, geformte Geister können erfassen. Nichts ist also wichtiger für Sie als Übung der Selbstbeherrschung, wie Sie selbst sagen. Sie schäumen über von Gefühl und Impuls; all dies muß eingedämmt, gezügelt, Grundsätzen und festen Gewohnheiten oder

Charakterzügen untergeordnet und in sie verwandelt werden. Bedenken Sie, daß Sie dies große Werk zu leisten haben, sich selbst umzuwandeln; und Sie können nicht darüber im Zweifel sein, daß bei allen Unvollkommenheiten der Englischen Kirche und allen Vorzügen der Römischen es in der ersten Gaben und Hilfsmittel gibt, die mehr als ausreichend sind, um Ihnen durch dies notwendige Werk hindurchzuhelfen.

... Ich würde mich ohne Skrupel erbieten, Herrn L. in der Weise nützlich zu sein, wie es mir einer Ihrer letzten Briefe nahezu legen schien, wenn ich nicht sehr skeptisch über die Frage dächte, ob ich ihm wirklich nützlich sein könnte. Die Wahrheit ist, daß ich eine große Abneigung dagegen habe, mit Leuten mich auseinanderzusetzen o. dgl., die ich nicht kenne. Ich halte es nicht für zweckmäßig. Sehr selten habe ich mich zu dem Versuch überreden lassen und nie, glaube ich, mit Erfolg. Es ist mir bisher gelungen, Leute in der Kirche zu erhalten, deren Geistesart, Bestrebungen etc. mir bekannt sind, doch es schlug fehl, so oft man mich bat, an Fremde zu schreiben. Wenn Herr L. meint, ich umginge die besondere Frage, die er stellte, so ist es eine, die er mir, nach meiner Auffassung, nicht stellen konnte. Ich sehe nicht, daß die Tridentiner Artikel und unsere Dekrete in gewissen Punkten vereinbar sind; wenn ich eine klare Anschauung zugunsten der Dekrete hätte, wie der Glaube an den ökumenischen Charakter des Tridentiner Konzils sie einschließen würde, so könnte ich die Artikel nicht unterschreiben. Gerade die Tatsache, daß ich auf dem Boden der Artikel stehe, schließt es ein, daß ich das Konzil nicht als ökumenisch anerkennen kann.

Bemerkung Newmans als Kardinal zu den folgenden Briefen zwischen ihm und Keble:

In den folgenden Briefen habe ich Ausradierungen vorgenommen, was seltsam und willkürlich scheinen mag, wenn ich nichts sage, um sie zu rechtfertigen.

Lassen Sie mich also bemerken, daß das Herz des lieben John Keble zu zart war und sein religiöses Empfinden zu stark, als daß seine Gemütsverfassung und sein seelisches Gleichgewicht durch die lange Reihe von Prüfungen, in die ihn seine Rolle in der Oxforder Bewegung verstrickte, nicht ernstlich hätte leiden sollen.

Die Affaire mit Nr. 90, Williams' Mißerfolg bei seiner Bewerbung um die Poesieprofessur, das Bistum Jerusalem, Youngs Zurückweisung, als er sich zu den Weihen meldete, Puseys Zurechtweisung durch die sechs Doktoren, die Beförderung Thirlwalls und anderer, mein eigenes religiöses Schwanken und das vieler anderer, die Kundgebungen und die feindliche Haltung der Bischöfe, die Veröffentlichung von Arnolds Leben und Briefen und der Ausblick in die Zukunft, der sich so vor ihm öffnete (um nicht bei der ernstlichen Krankheit seiner Frau und seines Bruders zu verweilen), das alles war zu viel für ihn und brachte ihn in einen Zustand äußerster Depression, die sich seinen nahen Freunden in seiner Sprache, aus der Selbstanklagen und sogar Selbsthaß klang, verriet.

Diese herzerreißende Prüfung, von der ich vielleicht mehr sah als irgendjemand sonst, ist von Sir John Coleridge in seinem »Life of Keble« (Leben Kebles) angemerkt worden (S. 283 etc., 1. Ausg.), obwohl er keine genügende Erklärung dafür versucht hat. Er scheint, was ihm überraschend war, der

intensiven Selbstverkleinerung zugeschrieben zu haben, die wohl für die große Masse der Menschen befremdlich, für eine so religiöse Seele wie Kebles aber natürlich ist. Andere haben geglaubt, es sei eine Sache der Pflicht für Keble, so zu sprechen und zu schreiben, da es eine geeignete Form sei, religiöses Empfinden darzustellen, oder was in der Kundgebung eines Bischofs vor etwa vierzig Jahren »mystische Demut« genannt wird – eine Unterstellung, die Kebles Natur durchaus nicht entspricht. Es ist zutreffender, wenn man sagt, daß die Idee in ihm groß geworden war und sich lebhaft seiner bemächtigt hatte, er habe es sich zehn oder zwölf Jahre lang herausgenommen, ohne angemessene Vorbereitung sich auf tiefe, religiöse Fragen einzulassen und in Kontroversen, die daraus entsprangen. Er hatte in Gesellschaft oder an der Spitze vieler anderer einen Weg eingeschlagen, mit dem er sich vorher nicht bekanntgemacht hatte, und er mochte glauben, er sei »der Blinde gewesen, der Blinde führt«. Und insbesondere betrachtete er sich, mindestens indirekt, wenn nicht positiv, als die Ursache meines Ausscheidens aus der Kirche von England.

Dieser Eindruck jedoch hätte, wenn er nicht zu dieser Zeit so niedergedrückt und gebrochen gewesen wäre, wie ich annahm, an sich nicht ausgereicht, um die obiter dicta, die Ausrufe, die abgerissenen Worte und halben Sätze zu erklären, die Sprache, die so erschreckend war für jemanden, der ihn kannte und liebte wie ich, worin er sein Gefühl für die Schwierigkeiten des Augenblicks und seine eigene Verantwortlichkeit dafür zum Ausdruck brachte.

Mir ist nichts schmerzlicher als der Gegensatz zwischen der Heiterkeit und dem scherzenden Ton, der sich durch seine früheren Briefe zieht, und der trüben Stimmung der späteren. Dieser mußte freilich bleiben; er ist in der Folge der Umstände seiner Geschichte begründet; er ist ein Teil seines Lebens; auch konnte man es nicht anders erwarten; aber ich könnte nicht so grausam gegen diese weiche, geduldige und liebevolle Seele, diesen tief und innig geliebten Freund sein, einer künftigen Generation die Darstellung jener imaginären Gedanken über sich selbst zu hinterlassen, die ihn quälten, die aus schweren Sorgen hervorwuchsen, die sehr real waren und die hinreichend für die Nachwelt aufgezeichnet sind, wenn sie in einer Notiz wie dieser dazu dienen, dem Leser eine Vorstellung von dem Gewicht jener Sorgen zu geben.

J. H. Newman an J. Keble

Littlemore, Donnerstag den 4. Mai 1843

Mein lieber Keble, eben an diesem Tage, an dem ich Ihren freundlichen Brief empfing, der mir bedingungsweise Erlaubnis gibt, mich von St. Mary zurückzuziehen, hat auch mein letzter Ausweg, Littlemore für sich zu behalten, mit einer Enttäuschung geendet. Dieser Umstand, zusammen mit dem überaus gütigen Ton Ihres Briefes, hat mich stark dazu gedrängt, Ihnen etwas zu sagen, was sich endlich bei mir zu vollem Bewußtsein durchgerungen hat.

Es gibt etwas bei mir, was nun kein Geheimnis mehr für mich ist – und wenn nicht für mich, so soll es das gewiß auch für einen anderen nicht sein; und ich glaube, dieser andere sollen Sie sein, dessen Rat ich immer folgen wollte.

Ich bin mir einer gewissen Unbefriedigtheit und eines doppelten Spiels, was Sie, wie ich weiß, verabscheuen, genügend bewußt, um zu bezweifeln, ob das, was ich Ihnen von mir sage, richtig ist. Ich kann wirklich nicht sagen, ob ich meine tatsächlichen Gefühle, Motive und Anschauungen einwandfrei darlege und ob mein Gedächtnis mich nicht trügen wird. Ich kann nicht hoffen, daß ich Ihnen anders als unbeständig erscheinen werde – und ob ich es bin oder war, kann ich nicht sagen. Ich will nur bemerken, daß es sehr schwer ist, sich in gewissen Fällen seine eigenen Anschauungen klar zu machen, zu der Zeit, wo man handelt, was für schuldhafte Unbeständigkeit vorausgesetzt ist; und ferner schwer, wenn man sich ihrer bewußt ist, zwischen vorübergehenden Gedanken und bleibenden Eindrücken zu unterscheiden, besonders wenn sie unwillkommen sind. Manche Gedanken sind wie schreckliche Träume, und wir erwachen von ihnen und glauben, sie werden niemals wiederkehren; und obwohl sie wiederkehren, können wir doch noch nicht sicher glauben, daß sie mehr sind als unbestimmte Einbildungen, und bis man so sicher ist, daß sie es nicht sind, um zu fürchten, es könnte etwas darin verborgen sein, was mit unsern Bekenntnissen nicht übereinstimmt, lieben wir es nicht, oder vielmehr es wäre unrecht, sie einem andern Menschen gegenüber zu erwähnen.

Ich hoffe zuversichtlich, daß ich jetzt nicht mit mir selbst spiele noch etwas sagen werde, was über meine eigenen, feststehenden Eindrücke hinausgeht. Tue ich es, so ist es in mancher Hinsicht sehr grausam gegen Sie. Auf jeden Fall werden Sie nun durch mich furchtbar leiden müssen, wenn Sie das andere Blatt lesen.

Es bedrückt mich nicht, daß ich Ihnen die Notwendigkeit auferlege, einen Rat zu geben; denn wenn Sie nur nach Ihren besten Kräften Ihr Urteil abgeben, so ist es alles, was Sie geben können, alles, was die göttliche Barmherzigkeit von Ihnen und mir erwartet; und wenn ich ehrlich danach handle, so werde ich – möge es so sein – Ihm wohlgefallen, was immer dabei herauskommen mag; doch was soll ich über den Schmerz sagen, den ich Ihnen verursachen werde ?

Stets herzlich der Ihre

John H. Newman

Littlemore, 4. Mai 1843

O verzeihen Sie mir, mein lieber Keble, und seien Sie barmherzig gegen mich in einer Sache, in der mein Glaube, wenn ich nicht Ihre Teilnahme finde, so schwach ist und in der ich mich meiner eigenen Aufrichtigkeit so wenig sicher fühle, daß ich im Zeugnis meines Gewissens keine Zuflucht haben werde wie St. Paulus, und nicht imstande sein werde, nach Ihnen an eine höhere Urteilsstelle zu appellieren. Doch wenn Sie mir nach reiflicher Überlegung Unaufrichtigkeit vorwerfen, dann sagen Sie es mir doch, denn ich werde verdienen, es zu tragen, und Ihr Vorwurf wird mir von Nutzen sein.

Im Juni und Juli 1839, vor fast vier Jahren, studierte ich den Monophysitenstreit, und es machte einen tiefen Eindruck auf mich, den ich nicht abzuschütteln vermochte, daß der Papst eine gewisse Gabe der Unfehlbarkeit hatte und daß die Verbindung mit dem Römischen Stuhl das von der göttlichen

Vorsehung erwählte Mittel der Gnade und Erleuchtung war. Ich weiß nicht, wie weit ich dies im Augenblick voll erkannte; doch gegen Ende derselben großen Ferien erwog ich aufmerksam die Donatistengeschichte und wurde ganz aufgeregt. Es brach über mich herein, daß wir im Zustand des Schisma seien. Seitdem ist mir die ganze Geschichte, besonders die des Arianismus, in einem neuen Licht erschienen: als Bestätigung derselben Lehre.

Um dies Gefühl niederzuzwingen, schrieb ich meinen Artikel über die Katholizität der Englischen Kirche, wie ich andere Dinge seitdem geschrieben habe. Für eine Weile war mein Geist beruhigt; doch von jener Zeit an bis heute ist der Eindruck, obwohl er verblaßte und wieder auflebte, alles in allem stärker und tiefer geworden.

Gegenwärtig fürchte ich, soweit ich mir über meine eigene Überzeugung klar werden kann, daß ich die Römisch-Katholische Gemeinschaft für die Kirche der Apostel halte und daß, was an Gnade unter uns ist (es ist durch Gottes Barmherzigkeit nicht wenig), außerordentlich ist und aus Seiner überfließenden Ausspendung kommt.

Ich bin weit sicherer, daß England im Schisma ist, als daß die römischen Hinzufügungen zum ursprünglichen Credo nicht Entwicklungen sind, die aus einer starken und lebendigen Vergegenwärtigung des von Gott anvertrauten Glaubensgutes stammen.

All dies ist so schrecklich zu sagen, daß ich nicht weiß, ob ich wünschen soll, ich stellte Ihnen meine Gefühle übertrieben dar oder nicht.

Sie werden jetzt verstehen, was den bischöflichen Kundgebungen ihre Schärfe gibt ohne eine ungebührliche Empfindlichkeit meinerseits. Sie bedrücken mich auf doppelte Weise: 1. weil sie in gewissem Sinn Proteste und Zeugnisse vor meinem Gewissen gegen meine geheime Untreue gegenüber der Englischen Kirche sind; und 2. sodann, weil sie durchschnittliche Proben für ihre Lehre sind und Zeichen dafür, wie sehr weit sie von einem bloßen Anspruch auf Katholizität entfernt ist.

Ich muß hinzufügen, daß Rogers, der vielleicht besser als irgendjemand anders meine Anschauungen und ihre Geschichte kannte, sich seit zwei Jahren entschieden geweigert hat, mir irgendeinen Rat in Kirchenangelegenheiten zu geben, sei es so oder so, und mir im letzten Monat den Grund angegeben hat; nämlich, es wäre Verrat an der Kirche von England, wenn er einen Menschen unterstützen wollte, der das Haupt einer Bewegung ist, die dahin tendiert, ihre Mitglieder nach Rom hinüberzuführen.

Natürlich ist es dies, was ich so sehr fürchte: ein Vertrauen zu täuschen, wie ich es – Sie wissen es – schon lange gefürchtet habe. Doch es gibt noch eine andere Möglichkeit außer der, Mitglieder unserer Kirche nach Rom hinüberzuführen, nämlich sie selbst auf diesen Weg zu bringen und so ein Schisma zu heilen, anstatt eines herbeizuführen. Doch in Anbetracht alles dessen scheint es mir sicherer, von einem Posten zurückzutreten, auf dem ich, ob ich es will oder nicht, vielleicht eine mir anvertraute heilige Autorität gegen den ausnütze, der sie mir verliehen hat.

Indessen, dies ist der Punkt, den ich Ihrem Urteil überlasse. Was soll ich tun?

Wie schmerzlich es mir auch in vieler Hinsicht sein mag, Littlemore aufzugeben, und zwar zugunsten eines Menschen wie Eden, und so groß der Verlust Copelands für die Gemeinde wäre – ich hoffe, daß die Dinge alles in allem ziemlich wie gewöhnlich weitergehen werden. Und ich kann nicht wünschen, daß mir bei einem derartigen Schritt persönlicher Schmerz oder Unannehmlichkeiten erspart blieben.

Stets herzlich der Ihre

John H. Newman

J. Keble an J. H. Newman

14. Mai 1843

Glauben Sie, mein sehr lieber Newman, daß es für einen Gedanken an eine willentliche Unaufrichtigkeit in Ihnen bei mir keinen Raum gibt. Sie waren und sind in einer höchst schwierigen Lage, und es scheint mir, daß ich bis zu einem gewissen Grade fähig bin, in Ihre Schwierigkeiten einzudringen; und obwohl man natürlich sieht, wie ein Feind Ihr Verbleiben in der Englischen Priesterschaft mit einem solchen Eindruck im Herzen mißdeuten könnte, habe ich Ihnen gegenüber hierin wie in jeder andern Hinsicht keinen andern Gedanken als Liebe und Hochschätzung und Achtung und Dankbarkeit ... Ich kann nur eben sagen, was ich fühle, so vollkommen unfähig, wie ich mich in jeder Hinsicht weiß, Ihnen in dieser schrecklichen Sache einen Rat zu geben. Mein Gefühl ist

1. Daß Ihr Rücktritt vom Englischen Kirchendienst unter den gegenwärtigen Umständen ein sehr gefährlicher Schritt wäre, nicht so sehr an sich, als weil er Sie, wie ich fürchte, in jeder Hinsicht dem näherführen würde, was ich die Versuchung hinüberzugehen nennen muß.

2. Daß dies letztere in der Tat ein verhängnisvoller Schritt wäre, in Anbetracht dessen, daß wir nicht selbst verantwortlich sind für das, was ohne unsere Schuld verkehrt ist an dem Platze, an den uns Gottes Vorsehung gestellt hat; doch wir sind es für das, was an der Stelle verkehrt sein mag, die wir selbst wählen.

3. Daß dieser Unterschied im Punkte der Verantwortlichkeit praktisch den Unterschied aufwiegt, den Sie andererseits bei dem Augenschein für die Ansprüche Roms und gegen seine Hinzufügungen zum Credo empfinden. Besonders da Sie

4. offenbar Ihren Eindruck hauptsächlich auf historische Beweisgründe stützen: Sie sprechen davon als von einem »schrecklichen Traum«, von dem Sie mit Freuden erwachen möchten; es überwältigt Sie nicht mit einer Art inneren Glanzes, wie viele göttliche Wahrheiten es, glaube ich, könnten.

5. Sie sprechen in einem Teil Ihres Briefes davon, daß unsere Kirche keine Zeichen von Reue, keine Sehnsucht nach Katholizität zeige, aber ist nicht die Zeit zu kurz, als daß irgendjemand auf diesen Eindruck hin handeln könnte? Gewiß gibt es eine große Sehnsucht in vielen Teilen der Kirche, sogar nach Rom, und sie scheint von so viel guten Wirkungen begleitet zu sein, daß man hofft, wenn es recht ist, sie werde an Stärke gewinnen dürfen. Aber von den Bischöfen kann man gegenwärtig kaum mehr

erwarten als Duldung, und die wird mir meines Erachtens von meinem Diözesanbischof zuteil, weit mehr noch Ihnen von dem Ihren. Sind Sie sicher, daß nicht ein Teil Ihres Gefühls einer natürlichen Reaktion zuzuschreiben ist, weil Sie zu gewisser Zeit zu eifrige Erwartungen gehegt haben?

6. Ich bin nicht sicher, wie weit es recht ist, von Folgen zu sprechen, aber ich glaube, soweit wir sie beurteilen können, würde gar nichts anderes mehr dahin wirken, uns ganz zurückzuschleudern und das wenige Gute, das in letzter Zeit gewirkt worden sein mag, wieder aufzuheben. Was die Frage selbst angeht, so kenne ich tatsächlich die Teile der Geschichte, auf die Sie sich beziehen, zu schlecht, um ein Wort zu sagen: doch sollte es möglich sein, daß der Beweis so überwältigend scheint, um zur moralischen Gewißheit zu werden? Und wenn nicht, müßte nicht auch schon eine kleine Wahrscheinlichkeit auf der andern Seite praktisch den Ausschlag dagegen geben?

Sie sehen, mein tiefes Gefühl bezüglich Ihres Rücktritts von Ihrem geistlichen Amt betrifft fast ausschließlich das, was, wie ich fürchte, danach kommen würde; wenn ich gegen solche Folgen gesichert wäre, dann kann ich nicht sagen, daß ich es für unrecht hielte, so groß auch der Lärm vielleicht eine Zeitlang sein würde, und auch der Verlust in mancher Hinsicht.

Eins fällt mir ein: halten Sie es nicht für möglich, daß Sie die Ansprüche Roms bei Ihren späteren Studien gewissermaßen aus dem Gefühl heraus überschätzt haben könnten, daß Sie ihm mit früheren Ausdrücken Unrecht getan hätten? Und wäre es nicht nun, wo Sie sie zurückgenommen haben, gut, die Sache noch einmal zu überprüfen, frei von diesem besonderen Druck, wie Sie es nun wären?

Und nun, mein liebster Newman, habe ich eine sehr ernste Bitte an Sie zu richten, daß Sie sich in dieser Sache nicht im geringsten von meinem Rat oder meiner Anschauung abhängig machen möchten, denn Sie werden nicht, Sie können nicht ... in jeder Hinsicht habe ich nur treue Liebe (glaube ich) für Sie. Der Gedanke erschreckt mich, wie rasch und mit wie geringer Vorbereitung ich diese großen Dinge behandelt habe, und ich habe allerhand Einbildungen, wie sehr meine Schwächen dazu beigetragen haben mögen, andere unsicher zu machen und besonders Sie daran zu hindern, den Frieden zu finden. Doch glauben Sie nicht, ich wollte Sie davon zurückhalten, mir zu schreiben, wenn Ihnen dies nur die mindeste Erleichterung gewährt. Im Gegenteil, von Ihnen nichts zu hören, das wäre ein trauriger Verlust. Alles, was ich will, ist, daß Sie keinerlei selbstverständlichen Glauben auf mich setzen, sondern das, was ich Ihnen sage, nur dann annehmen, wenn Sie irgendetwas darin finden, was vernünftig und richtig ist, sonst nicht.

Ich klammere mich an die Hoffnung, die Sie mich aufrechtzuhalten lehrten, daß in der gegenwärtigen Not dort, wo die Sukzession und die Credos sind, auch der Bund ist, selbst ohne sichtbaren Verkehr.

Gott vergebe uns und segne uns und wähle unsere Last für uns aus und helfe sie uns tragen, und wenn es Sein Wille ist, möchten wir auch nie der Gemeinschaft nach getrennt werden.

Stets Ihr dankbar und herzlich ergebener

J. Keble

J. H. Newman an J. Keble

Littlemore, 18. Mai 1843

Mein lieber Keble, Dank für Ihren ebenso schnellen wie teilnehmenden Brief. Ich empfinde es fast als unedel, Sie in meine Sorgen zu verwickeln; wenigstens wäre es so, wäre es nicht ein Gebot des Evangeliums, daß Christen nicht für sich alleinstehen, sondern sich aufeinander stützen sollen. Und wenn es so ist, zu wem kann ich gehen (denn sicherlich darf ich ohne Mangel an Ehrfurcht so sprechen) als zu Ihnen, der Sie schon für so viele, mich selbst eingeschlossen, ein Werkzeug des Guten waren? Zu wem wäre es mir natürlich zu gehen, als zu Ihnen, dem ich so lange und bei so vielen Gelegenheiten zu folgen suchte? Zu wem würde Hurrell Froude gehen oder wünschen, daß ich gehen soll, als zu Ihnen? Und zweifeln Sie nicht daran, daß Sie, wenn es so der Wille der Vorsehung ist, in der Hauptsache fähig sein werden zu tun, was Ihnen auferlegt ist.

Ich bin gar nicht im Zweifel, daß ich Gottes Willen tue, wenn ich um Ihren Rat bitte, denn da ich keinen Anspruch auf eine so unfehlbare Wahrnehmung Seiner Führungen erhebe, wie sie manchen Menschen gewährt sein mag und wie sie mich zum Gehorchen nötigen würde, habe ich nur die Wahl zwischen eigenwilligem Vorgehen und der Zuflucht zu Ihrem Rat.

Doch nachdem ich dies gesagt habe, weiß ich doch, daß einige Einzelfragen, auf die ich komme, so überaus verwickelt sind, daß es mich keineswegs überraschen wird, wenn Sie sie ablehnen. Beantworten Sie also nur, soviel Sie wollen, und ich werde Ihre Antworten annehmen, soweit sie reichen.

Doch zuerst will ich als Antwort auf einige Anregungen, die Sie geben, kurz sagen: 1. daß ich mit einem »schrecklichen Traum« meinte, was sicherlich schrecklich ist, den aufkeimenden Verdacht, daß man außerhalb der katholischen Kirche stehe, nachdem man öffentlich, ernstlich und häufig die allgemeine Notwendigkeit betont hat, darin zu sein. 2. Ich glaube nicht, daß ich mir je mit der Hoffnung auf Erfolg zu meiner Zeit oder überhaupt geschmeichelt habe. Die »Lyra« und der Anfang meines Briefes an Faussett werden das, denke ich, zeigen. Es ist jedoch wahr, daß ich sehr zuversichtlich davon gesprochen habe, wir seien keiner Gefahr von Rom her ausgesetzt; und zweifellos mit großer Anmaßung und Sorglosigkeit. Doch ich war vollständig überzeugt (und bin es noch) von der Unabhängigkeit der anglikanischen Auffassung im Vergleich zur römischen und wie furchtbar die erste für die zweite sei, und ich hatte so großes Vertrauen zu unsern Theologen, daß ich (glaube ich) die Bedeutungslosigkeit des gegen uns erhobenen Vorwurfs des Schisma für verbürgt hinnahm, ohne sie gebührend geprüft zu haben. Wenn ich sehr kühn in der Annäherung an das römische System war, so kam dies hauptsächlich von übergroßem Vertrauen auf die Sicherheit unserer Stellung und von dem starken Eindruck, wie notwendig wir das hätten, was das römische System enthält. Ich habe scharf gegen dies System selbst gesprochen, damit ich es ohne Gefahr benützen könne. 3. Reaktionen sind, glaube ich, plötzlich, da starke entgegengesetzte Impulse unmittelbar nacheinander vorkommen; doch meine gegenwärtigen Gefühle sind natürlich und allmählich erwachsen und haben Widerstände

erfahren. Allerdings habe ich jetzt meine Waffen ziemlich plötzlich niedergelegt. Anlaß dazu gab, glaube ich, Rogers Billet, das ich ein paar Stunden, nachdem ich Ihnen am Osterabend geschrieben hatte, öffnete, und das Geständnis, das Eden mir neulich machte, wäre er Vikar von St. Mary, so würde er sich nicht einmal darauf einlassen, mich die täglichen Gebete in Littlemore sprechen zu lassen, wenn er auch niemand anders dafür vorsähe. Aber obwohl ich darauf angewiesen bin, es ihnen zu sagen, weiß ich kaum wie; noch habe ich Ihnen, glaube ich, nichts außer der Tatsache gesagt; und gewiß, wenn ein Unglück von so langer Hand her ist, müßten Sie es doch, auf welche Weise immer, wissen.

Und nun komme ich zum Hauptgegenstand meines Briefes.

Ich möchte fragen, ob ich nicht genügend im Zaum gehalten würde, wie Sie es wünschen, wenn ich eine Fellowstelle behielte und die Herausgabe der »Library of the Fathers« (Bibliothek der Väter), wenn ich auch keine Pfründe hätte.

Andererseits bedenken Sie die große seelische Erregung, der mich St. Mary beständig aussetzt.

Ich glaube nicht, daß ich den Suprematseid noch einmal leisten könnte, obwohl ich sehr gut weiß, daß es einwandfreie und autorisierte Arten gibt, ihn in katholischem Sinne zu nehmen; doch angesichts meiner Anschauungen und der Anschauungen der großen Masse der Kirchenmänner im ganzen genommen glaube ich, daß es nicht sicher wäre, es zu tun. Nun denn, setze ich mich nicht beständig der Gefahr aus, entdeckt zu werden, angesichts der vielen Augen, freundlicher und feindlicher, die auf mir ruhen? (Ich nehme den Eid nur als ein Beispiel für viele Dinge, die schwerer auf einem beamteten Geistlichen als auf einem Fellow lasten würden.) Eine Entdeckung wäre viel unheilvoller als ein stilles Zurücktreten, während die Lage so ruhig ist. Könnte ich nicht mit gutem Recht die Kundgebungen der Bischöfe als Grund dafür angeben? Denn sicherlich würde ich keine Besorgnis wegen eines Verrats an der Kirche fühlen, wenn sie als Organe der vorherrschenden Auffassung ebenso wie als Bischöfe alle miteinander Nr. 90 gebilligt und empfohlen statt gerügt hätten.

Mein Amt oder meine Pflicht in St. Mary ist nicht ein bloßer Zustand (obwohl dies schmerzlich genug wäre), sondern eine beständige Wirksamkeit. Die Leute erwarten und verlangen in folgedessen gewisse Dinge von mir.

Was wäre das für eine Aufrichtigkeit, mit der ich dem Bischof gehorchen könnte? Wie soll ich in den zahlreichen Fällen handeln, in denen auf diese oder jene Weise die Kirche von Rom in Frage kommt? Ich habe mit der äußersten Kraftanspannung und mit einigem Erfolg versucht, Leute von Rom fernzuhalten, aber schon seit anderthalb Jahren habe ich es mit Argumenten getan, die zwar bei den Menschen wirksam waren, für die und für die allein sie berechnet waren, die aber geeignet waren, bei Zuschauern Argwohn gegen mich zu erwecken.

Wenn ich St. Mary behalte, bin ich ein Ärgernis und ein Stein des Anstosses. Die Menschen sind scharfblickend genug, um herauszufinden, was ich über gewisse Punkte denke, und dann ziehen sie den

Schluß, daß solche Anschauungen mit der Einnahme von Vertrauensstellungen in der Kirche vereinbar seien. Das ist tatsächlich ein sehr großes Übel. Eine Anzahl jüngerer Leute übernehmen die Überzeugung von der Haltbarkeit ihrer Auslegung der Artikel auf Treu und Glauben von mir. Ist nicht meine gegenwärtige Stellung eine Grausamkeit gegen sie ebenso wie ein Verrat an der Kirche?

Ich sehe nicht, wie ich wieder predigen oder etwas veröffentlichen kann, solange ich St. Mary behalte, sondern erwäge die folgende Schwierigkeit bei einem Entschluß, wie ich ihn über kurz oder lang fassen muß.

In den letzten großen Ferien drängte sich mir der Gedanke auf, die »Lives of the Saints« (Lebensbilder der Heiligen) herauszugeben, und ich hatte eine Unterhaltung mit Rivington darüber. Ich dachte, es würde nützlich sein, indem es Menschen beschäftigte, die in Gefahr waren durchzugehen, und sie vom Dogma zur Geschichte abzulenken, von der Spekulation zu Tatsachen, indem es ferner bei ihnen Interesse am englischen Boden und der Englischen Kirche erweckte und sie davor bewahrte, in Rom, wie es ist, Sympathie zu suchen; und ferner, weil es dahin wirken könnte, die Verbreitung richtiger Anschauungen zu fördern.

Doch im letzten Monat überkam mich der Gedanke, daß es, wenn der Plan Fortschritte macht, eine praktische Durchführung von Nr. 90 wäre infolge des Charakters der Bräuche und Anschauungen der Zeiten vor der Reformation.

Es ist leicht zu sagen: »Warum wollen Sie überhaupt etwas tun?« (Es ist mir plötzlich ein Billet von Pusey zugekommen, das ich Ihnen abschreiben will, obwohl es Ihnen noch mehr Schmerz verursachen wird.) »Warum wollen Sie sich nicht ruhig verhalten und die Dinge sich selbst überlassen? Warum mußten Sie überhaupt so einen Plan fassen?« Aber ich kann nicht ein paar arme Burschen im Stiche lassen; ich bin verpflichtet, für eine große Anzahl von Leuten in Oxford und anderswo mein Bestes zu tun. Wenn ich nicht handelte, würden andere Mittel dazu finden. Ferner, soll Taylor die Heiligen beschimpfen und niemand sie verteidigen? Doch das gehört nicht zur Sache.

Nun, der Plan ist mit großem Eifer und Interesse aufgegriffen worden. Viele Leute machen sich an die Arbeit. Ich schreibe die Namen der Leute auf, die zum größten Teil sich schon verpflichtet haben oder bloß halb verpflichtet oder wahrscheinlich; einige schreiben: Bowden, Johnson (Observatorium), Church, Haddan, Oakeley, Tickell (Univ.), Lewis, J. Mozley, Stanley (vielleicht), Lake, Macmullen, Faber (Univ.), Brewer, Coffin, Dalgairns, Ashworth, T. Ryder, Pattison, A. Christie, Pritchard (Balliol), Ornsby (Lincoln), Bridges (Oriol), Lockhart (Exeter), Harris (Magdalen), Barrow (Queen's), Meyrick (Corpus Christi College), Chretien (Oriol), Murray (Christ Church), Collings (Ch. Ch.) etc.

Der Plan ist so weit gediehen, daß es große Überraschung und Gerede verursachen würde, wenn man ihn jetzt plötzlich aufgäbe. Church, den ich fragte, stimmt dem zu. Doch wie ist es damit verträglich, daß ich St. Mary behalte, da ich bin, was ich bin? Andererseits, ist nicht eine Verpflichtung wie diese

an sich eine Art Bürgschaft dafür – neben meiner Herausgabe der »Library of the Fathers« und meiner Fellowstelle –, daß ich ruhig bleibe, wenn ich auch nicht St. Mary zu diesem Zweck behalte?

Ich hatte noch einen andern Plan für eine Reihe von religiösen Schriften, doch davon will ich ein andermal sprechen.

Stets herzlich Ihr

J. H. N.

Mein lieber K., mitten während des Schreibens habe ich ein Billet von Pusey bekommen, das ich mit seiner Zuschrift an mich abschreibe.

Alles, was ich davon weiß, ist, daß P., nachdem er zehn Tage lang ein Fieber hatte und fast die ganze Zeit ans Bett gefesselt war, am letzten Samstag eine Predigt über die Heilige Eucharistie als Mittel zur Vergebung der Sünden gehalten hat (die er zweifellos vorher aufgeschrieben hatte). Dies ist alles, was ich darüber gehört habe.

Stets herzlich Ihr

J. H. N.

P.S. Behalten Sie es ganz geheim.

J. Keble an J. H. Newman

30. Mai 1843

Mein lieber Newman, ich habe es allzu lange aufgeschoben zu schreiben, aber ich glaube, es war in der Hoffnung, ich würde unsern Weg klarer sehen und Ihnen so nützlicher sein können. Ich fürchte, ich bin nicht würdig, in dieser Weise herangezogen zu werden; aber ich will sagen, so gut ich es kann, was mir nun am besten scheint.

Es scheint mir, wenn ein Mensch gar keinen Zweifel an der schismatischen Stellung der Körperschaft hat, zu der er gehört (z. B. wenn er ihrer so sicher ist, wie man des Episkopats ist), und wenn dieser Eindruck nach langen, ehrlichen und selbstverleugnenden Bemühungen, ihn loszuwerden, anhält, natürlich bei gewissenhafter Pflichterfüllung in allen andern Stücken – dann könnte er nicht gut fortfahren, ein Amt auszuüben, das ihm von dieser Körperschaft anvertraut wäre und das allem Anschein nach in jedem Akt voraussetzen würde, daß er sich nicht für schismatisch hält.

Doch wenn er noch irgendeinen Zweifel hätte, dann würde ich meinen, er könnte bleiben, zwar in Furcht und Zittern, doch ohne Sünde. Ich sage, er könnte bleiben; aber ob er es sollte, ist eine ganz andere Frage, die (neben sehr vielen andern) nach dem Grad der Versuchung und des Ärgernisses entschieden werden müßte, denen er ausgesetzt wäre; und das wieder nicht für sich genommen, sondern im Vergleich mit dem, was ihn nach vernünftiger Voraussicht nach seinem Stellungswechsel bedrängen wird.

Ich kann mich noch nicht dahin bringen zu glauben, daß Sie in der Auffassung Ihrer Lage ganz so klar sind, wie ich es oben beschrieben habe; und da dem so ist, könnte ich mir denken, daß Sie ohne Sünde fortfahren könnten wie bisher; doch ich halte wirklich die Lage für so sehr schwierig, daß ich Sie nicht zu drängen wage, St. Mary zu behalten; es scheint, daß es eine so beständige Gefahr zu sündigen einschließt, und ich fühle, daß ich selbst dem ganz und gar nicht gewachsen wäre und vielleicht beständig dazu neigen würde, mich durch diese oft ganz plötzlichen Anforderungen, die die Situation mit sich bringt, zu einem plötzlichen Schritt hinreißen zu lassen.

Sie sehen, ich neige im großen und ganzen dahin zu meinen, Sie sollten sich, so still Sie irgend können, zurückziehen.

Ich glaube, die Leute, deren Ansicht ich mich am liebsten unterwerfen möchte, würden sagen, ein Mensch von so großer geistiger Aktivität wie Sie hätte natürlich gerade um dieser Aktivität willen auf der Hut sein müssen. Es gibt einen Hang, sich immer weiter vorzuwagen bis zu etwas, das mißbraucht werden kann, und es gibt einen, der darauf wartet, es zu mißbrauchen, und in diesem Sinne wage ich zu behaupten, daß Sie oft zu sich selbst sagen: »Warum kannst Du nicht still sein und die Dinge sich selbst überlassen?« Aber ich sehe nicht, daß dieser Verzicht mit einem Unternehmen wie Ihren »Lives of the English Saints« unverträglich wäre, vorausgesetzt, daß es bona fide so brauchbar wie möglich gestaltet wird und unsern gegenwärtigen Verpflichtungen so entsprechend wie möglich. Ich für meinen Teil, da ich noch hoffe, daß wir nicht gänzlich von der Kirche abgeschnitten werden und daß so ein Plan dazu dienen kann, das, was noch vorhanden ist und zu sterben droht, zu stärken, empfinde es durchaus nicht als Pflichtverletzung, wenn ich mit Ihnen bei diesem oder einem ähnlichen Plan zusammenwirkte, wenn ich ihm nur in anderer Hinsicht entsprechen kann, besonders da Sie selbst zugeben, daß Sie sich, wenn der Ton der Bischöfe etc. gegenüber Nr. 90 freundlich statt feindlich wäre, bei Ihrem Verbleiben durchaus keines Vertrauensbruchs schuldig fühlen würden. Und ich bin nicht darauf eingerichtet, so großes Gewicht, wie Sie es zu tun scheinen, auf unverbindliche Neigungen und Tendenzen einer einzelnen Generation zu legen. Formelle Entscheidungen sind in meinen Augen die von der Vorsehung auserlesenen Hinweise für die gewöhnlichen Menschen in solchen Verwicklungen, und bis so etwas gegen mich ausgesprochen wird, werde ich, wie es gegenwärtig geraten ist, Nr. 90 als hinreichend anglikanisch aufrecht erhalten. Allerdings habe ich starke und augenscheinliche Versuchungen, mich in dieser Sache zu täuschen, mehr als Sie und andere; und ich möchte nicht behaupten, daß mir wohl ist – welches Anrecht habe ich darauf? Doch man kann nur tun, was einem am besten scheint, und sagen: Gott vergebe mir.

Ich warte ängstlich darauf, wie Puseys Angelegenheit weitergehen wird. Wenn die Feststellungen, die ich in den Times über den Gang seiner Predigt finde, richtig sind, glaube ich, daß sie kaum wagen werden, gegen ihn zu entscheiden; oder wenn sie es tun, wird der Klerus ganz allgemein mit seinen Gefühlen auf seiner Seite sein wie bei P. Young. Ich fürchte, Lucy ist sehr krank; wenn Sie wieder schreiben, wollen Sie etwas von ihr erwähnen?

Stets Ihr herzlich ergebener und dankbarer

J. K.

Frau J. Mozley an J. H. Newman

27. Juli 1843

Es betrübt mich so zu hören, daß Du mutlos bist. Ich denke wirklich, solange es einen Bischof gibt wie den Deinen, ist aller Grund zur Hoffnung vorhanden. In der Tat, wenn auch kein solcher da wäre, wie schnell könnte sich doch alles ändern. Ich glaube wohl, ich verstehe die Sache nur ganz oberflächlich, aber es scheint mir, daß ein großer Unterschied zwischen unserer Zeit und der der Eidweigerer ist. Damals waren die katholischen Lehren in Verfall, und liberale wurden Mode ... Jetzt wird gewiß die katholische Bewegung die Oberhand behalten, wenn wir nicht ganz unwürdig sind. Die Leute fangen an, von dem milden, von aller Bitterkeit freien Geist der Männer beeindruckt zu werden, deren glühender Eifer in der Sache die ganze Zeit unbestritten war. In der Tat, lieber John, ich kann nicht anders als glauben, daß viele aus unserer Zeit es noch erleben werden, die Dinge ganz verändert zu sehen. Vielleicht bin ich ohne Grund hoffnungsvoll, weil ich nichts zu tragen habe; aber dann bedenke, vielleicht bist Du ohne hinreichenden Grund niedergeschlagen, weil Du die Wucht des Angriffs auszuhalten hast. Du bist in der Tat in einer wundervollen Stellung; möchtest Du fähig sein, darin auszuhalten als einer der treuen Vorkämpfer unserer Kirche, unermüdet durch all den Widerstand und die Verleumdung, die Dich von allen Seiten bestürmten.

Nun wünsche ich so sehr, John, Du machtest uns einen Besuch. Ich will alles aufbieten, um einen Beethoven aufzutreiben.

Jacob Abbots Besuch war ganz romantisch. Ich würde gern etwas von seiner Seite hören. Seine Erklärung erinnert mich an Deinen Ausspruch, Nr. 90 sei für eine Gruppe von Leuten geschrieben und von einer andern gelesen worden.

J. H. Newman an J. Keble

Littlemore, 20. August 1843

Mein lieber Keble, Copeland hat Ihnen mein bisheriges Schweigen erklärt; aber heute bleibe ich hier, statt nach Oxford zu gehen, und darum kann ich schreiben – nicht davon zu sprechen, daß ich Baxter zuvorgekommen bin und die »Plain Sermons« an G. und R. geschickt habe.

Meine Gedanken waren beständig bei Ihnen, seit Ihre Briefe kamen. Was den zweiten betrifft, so wünschte ich, ich könnte etwas sagen, was Ihnen dienen könnte – und ich fürchte mich infolge meiner Ungeschicklichkeit und Unüberlegtheit sehr, überhaupt ein Wort zu sagen. Ich glaube zu fühlen, daß Sie nicht im allgemeinen unter dem Einfluß jener schmerzlichen Gefühle stehen, die Sie zum Ausdruck bringen – Sie tun es auch nicht, wie ich zuversichtlich hoffe –; sie gehörten dem Augenblick an, in dem Sie schrieben, und geben nicht Ihre persönliche Seelenverfassung wieder. O mein lieber Keble, Sie

wissen es weit besser und tiefer als ich, daß »die Zeit kurz ist«, und daß die höchsten Segnungen keine irdischen sind; ja daß die höchsten gewöhnlich um den Preis der irdischen erkaufte werden. So ist es wenigstens bei denen gewesen, die Gott am meisten liebt. Ist es so, dann sollten wir das Fehlen solcher Güter bei denen, die wir am meisten lieben, gewiß nicht so schmerzlich empfinden, da sie gemeinhin den Heiligen nicht zufallen, statt ihnen die zu wünschen, welche die Heiligen stets empfangen haben. Ich weiß, ich schreibe nur Gemeinplätze – und wenn ich es versuche, darüber hinauszugehen, werde ich vielleicht nur meine Unwissenheit und meinen Mangel an Mitgefühl zeigen; und doch, wenn ich nur wüßte wie, glaube ich, daß es einen Weg gibt, sie für Sie fruchtbar zu machen, wenn das überhaupt möglich ist.

Was Ihren früheren Brief betrifft, so bin ich Ihnen sehr dankbar dafür. Nach seinem Eintreffen begann ich am nächsten Morgen ein sehr genaues Tagebuch über mich zu führen, das vor jedermann als Bekenntnis dienen und ihm eine Vorstellung von meinem gegenwärtigen Zustand geben könnte. Doch wen sollte ich dann darum bitten, es anzusehen? Ich konnte an niemanden denken als an Sie – und ich beschloß, Sie zu bitten. So fuhr ich fort bis etwa zum 10. August, d. h. 10 Tage – bis Ihr zweiter Brief kam und es mir zum Bewußtsein brachte, daß Sie schon genug Sorge hätten, ohne daß ich sie noch vermehrte. Es fiel mir auch ein, daß es schließlich niemandem dazu helfen würde, mir einen Rat geben zu können – aber das kann ich vielleicht nicht beurteilen.

Ich glaube, Sie kamen auf den Gedanken oder die Vermutung, wie gut es wäre, mir von Zeit zu Zeit Halt zu gebieten bei dem, was ich gerade täte, und mich zu einem willkürlichen Wechsel meiner Beschäftigung zu veranlassen, als Sie meine Predigt über Entwicklung lasen, in der Vorstellung, ich könnte den Fortschritt der Dinge beobachten oder dgl. Ich glaube, das ist nicht der Fall. Ich bin im allgemeinen sehr schwerfällig und halte es einfach für eine Last und Plage, wenn ich mich in Bewegung setzen oder Zeuge von Bewegungen sein muß. Mein großer Fehler ist, daß ich Dinge rein literarisch aus Liebe zur Sache betreibe, ohne an die Verherrlichung Gottes zu denken. Aber Leute zu beeinflussen, Ziele zu setzen, vorzugehen usw. – ich glaube nicht, daß dies Dinge sind, die mich anziehen oder fesseln oder auch nur interessieren. In der Tat, bedenkt man, wie man durch bestehende Bekenntnisse gefesselt wird und durch ein Gefühl der Pietät gegen bestehende Einrichtungen, so ist Fortschritt an sich etwas sehr Bedrückendes.

Wenn ich etwas unmittelbarer Praktisches haben sollte, so sollte es ein Hospital sein. Ich fürchte, je mehr pfarramtliche Pflichten ich übernehme, desto lebendiger würde meine Vorstellung von der Mangelhaftigkeit unseres gegenwärtigen Systems, für das es keine Möglichkeiten der Verbesserung zu geben scheint, und desto größer die Versuchung, in der ich wäre, es aufzugeben. Ich sage dies nicht auf Grund einer Theorie über mich selbst, sondern ich glaube, ich fühle diese Wirkung in mir.

Wenn Ihnen irgendetwas einfällt, was Sie mir raten können, dann, bitte, verdienen Sie sich damit meinen Dank. Ich werde Ihnen das Tagebuch schicken, wovon ich sprach, wenn Sie denken, daß es so am besten ist.

Pusey scheint ganz wohl.

Stets herzlich Ihr

John H. Newman

J. Keble an J. H. Newman

25. August 1843

Ich möchte alles in allem glauben, wenn Sie sich nicht sehr stark dazu gedrängt fühlen, mir Ihr Tagebuch zu zeigen, möchte ich es lieber nicht sehen: Ihre eigenen Gefühle müssen in so einer Sache das einzige Kriterium sein. Es ist merkwürdig, daß ich auch daran gedacht habe, ob nicht Hospitalarbeit oder etwas dergleichen etwas Gutes für Sie wäre! Doch Er wird uns, so vertraue ich, führen, der uns in Seinen Händen hält.

Der einzige Einwand gegen die Veröffentlichung, glaube ich, könnte von der Furcht herkommen, unaufrichtig zu sein oder zu scheinen, und das hängt wieder von der Natur der Predigten ab. Ich kann mir sie so entworfen denken, daß sie imstande sein können, jeden möglichen Gefahren solcher Art zu begegnen; und dann wird es um so wünschenswerter für Sie und viele andere in verschiedenen Graden sein, wenn sie herauskommen. Ich bin sicher, ich jedenfalls hätte große Freude an ihnen.

Es scheint mir, die Geschichte mit Nr. 90 gibt Ihnen einen völlig hinreichenden Grund, auf St. Mary zu verzichten, ohne daß die Leute Gelegenheit finden könnten, etwa mehr zu vermuten; und in der Tat dürften wohl die meisten Leute an Ihrer Stelle es schon früher getan haben.

Ich entnehme aus einem Billet von R. Palmer, das ich heute früh erhielt, daß das gesetzliche Verfahren, wie man fürchtete, dadurch gestört werden wird, daß Pusey keine Abschrift hat.

Stets herzlichst Ihr

J. Keble

J. H. Newman an J. Keble

Freitag, 25. August

Mein lieber Keble, ich habe gerade einen Brief von Lockhart, einem meiner Hausgenossen, bekommen, der drei Wochen fort war, mit der Nachricht, daß er im Begriff ist, sich der Römischen Kirche anzuschließen und unter Dr. Gentili von Loughborough Exerzitien macht.

Wäre dies eine gute Entschuldigung für die Aufgabe von St. Mary – wollen Sie sich das durch den Kopf gehen lassen?

Sie können sich vorstellen, wie mich das krank macht.

Stets herzlich Ihr

J. H. N.

Frau J. Mozley an J. H. Newman

30. August 1843

Dein Brief hat mich, wie Du Dir vorstellen kannst, sehr beschäftigt. Ich hoffe sehr, Du bist noch nicht ganz fest entschlossen zu dem Schritt, St. Mary gerade in dieser kritischen Zeit aufzugeben. Ich weiß, Deine Gedanken haben sich lange um diese Sache gedreht, und ich habe es allmählich gelernt, mich mit der Aussicht zu versöhnen, aber ich kann mir nicht denken, daß Du weißt, wie alles, was Du tust, auf die Leute im allgemeinen wirkt, wenn Du Dich gerade jetzt für diesen Schritt entscheidest. Natürlich spiele ich auf Herrn Lockharts Glaubenswechsel eben jetzt an, mit dem Dein Schritt natürlich von Freunden und Feinden in einer Weise, wie Du es nicht wünschst, in Verbindung gebracht würde. Es gibt so viele ängstliche Gemüter, die auf jede Deiner Bewegungen warten und sie beobachten, die Dein Vorgehen mißverstehen und es als den Beginn einer förmlichen Loslösung Deiner von Deiner Kirche ansehen würden, deren Schwierigkeiten betrüblich vermehrt würden. Ich hoffe zuversichtlich, Du wirst nicht nur an Dich, sondern auch an andere denken, ehe Du Dich dafür entscheidest ...

Du darfst mich nicht für sehr anmaßend halten. Ich bin so sehr besorgt darum, daß Du immer in allem so recht tun möchtest wie bisher ... Ich habe viel geschrieben, und es steht nichts darin und ich kann kaum hoffen, daß Du etwas von Gewicht darin finden wirst, denn ich weiß, Du faßt keinen Entschluß auf leichte Gründe hin. Wenn die Sache bei Dir fest beschlossen ist und sein muß, dann habe ich das Vertrauen, das Bewußtsein, getan zu haben, was Du für recht hältst, wird mein Lohn und mein großer Trost sein; denn was sollte aus mir werden, wenn ich nicht an Dich denken könnte, wie ich es immer getan habe, mit Freude und Dankbarkeit dafür, daß ich Deine Schwester bin? Ja, lieber John, ich fühle es, daß es nicht anders sein kann; wie immer Du entscheiden wirst, es wird ein edler und wahrhaftiger Entschluß sein, und er wird nicht aus Impuls oder Laune oder Ärger gefaßt werden, sondern auf Grund wahrer und richtiger Prinzipien, die Segen mit sich bringen werden.

Die arme Tante ist sehr bekümmert über das, was Du tust. Ich erwähnte es, da es besser war, es jetzt zu tun, als sie zu überraschen.

Von einer Dame an Frau J. Mozley

30. August 1843

Ich habe geglaubt, daß Ihr Bruder unter all den Anschauungen und Gefühlen, für die von ihm Teilnahme verlangt wird, vielleicht am wenigsten von denen hört und weiß, die vielleicht die zahlreichste Gruppe von allen sind, den Leuten, die entfernt von ihm und über das ganze Land verstreut leben, ohne Möglichkeit einer Verbindung mit ihm und untereinander, die sich aber alle gewöhnt haben, auf ihn als ihren Führer zu blicken. Diese Leute haben ein Anrecht auf ihn: er hat vor der Welt Zeugnis abgelegt, und sie haben sein Zeugnis angenommen; er hat gelehrt, und sie haben danach gestrebt, gehorsame Schüler zu sein. Er hat ihren Geist gebildet, nicht zufällig: er hat sich

bemüht, es zu tun, und es ist ihm gelungen. Er hat die Pflicht übernommen und kann sie jetzt nicht abschütteln. Seine Worte waren für viele umsonst gesprochen, doch nicht für sie. Er war unter der Leitung der Vorsehung das Mittel, sie zu dem zu machen, was sie sind. Ohne ihn wäre vielleicht jeder einen besonderen Weg gegangen. Für sie wird sein freiwilliger Verzicht auf die kirchliche Amtsausübung ein harter Schlag sein. Brächte man ihn zum Schweigen, dann würde der Tadel auf anderen ruhen; aber wenn er sie aus eigenem freien Willen aufgibt, so werden sie den Eindruck des Im-Stich-Lassens und der Fahnenflucht haben. Es ist schon traurig und entmutigend genug, wenn man von Nachbarn, Freunden und der Geistlichkeit gemieden und mit Mißtrauen betrachtet wird, doch so lange wir jemanden hatten, auf den wir vertrauen, von dem wir Belehrung empfangen konnten, hat man das leicht ertragen. Ein Klang von Littlemore und St. Mary scheint selbst bis hierher zu uns zu gelangen und hat uns an manchem trüben Tage Trost gespendet; doch wenn diese Stimme verstummt, dann werden auch die Worte, die sie schon gesprochen hat, etwas von ihrer Kraft verlieren; wir werden traurige Gedanken haben, wenn wir sie lesen. So war unser Führer, aber er hat uns verlassen, so daß wir selbst unseren Weg suchen müssen; unser Vorkämpfer hat uns im Stiche gelassen – unser Wächter, dessen Ruf uns froh zu machen pflegte, wird nicht mehr vernommen.

Trotz der Sorge und der Furcht, die solch ein Schritt erwecken kann, weiß ich wohl, daß es recht sein kann, ihn zu tun, und wenn Ihr Bruder ihn tut, werde ich versuchen zu glauben, daß es so ist; doch es scheint mir richtig, daß er alle Folgen kennen soll. Wir werden die Kirche nicht verlassen wie andere vielleicht. Wir haben kein Verlangen nach Rom; aber es ist ein großer Schritt in der Richtung, uns unser Heim als freudlos empfinden zu lassen – und das wird dahin wirken, wenigstens eine Zeitlang. Doch das ist ein weites Feld, und Sie werden es viel besser sagen können als ich. Ich habe dies gesagt, weil es mein Herz einigermaßen erleichtert; Sie werden darüber urteilen, ob diese Auffassung der Frage einer Erwähnung wert ist.

J. H. Newman an Frau J. Mozley

31. August 1843

Es tut mir leid, daß ich Dir solchen Schmerz bereite. Dein Brief und ... s an Dich hätten mir viele Tränen entlockt, wenn ich nicht ein so hartes Herz hätte. Du mußt, was ich tue, wenigstens im Glauben hinnehmen; wenn nicht, dann fürchte ich, ich kann keinen besseren Weg finden, Dich zu trösten.

Ich wundere mich, daß meine Briefe in der letzten Zeit Dich nicht darauf vorbereitet haben. Hast Du Dir vergegenwärtigt, daß ich es vor drei Jahren schon tun wollte und daß ich das im Druck ausgesprochen habe und daß damals nur ein Freund mich zurückhielt?

Seit der Fastenzeit ist es beschlossen. Während der ganzen Fastenzeit behielten ich und noch ein anderer es im Sinne, und dann sagte ich zur Sicherheit, ich würde nicht vor Oktober handeln, obwohl wir beide zu derselben Ansicht kamen. Der Oktober kommt heran!

Keine Zeit ist ›die‹ Zeit. Du magst beim Lesen gedacht haben: »vor drei Jahren hätte es nichts ausgemacht«. Werden drei weitere Jahre leichter sein? Die Frage ist: Soll es getan werden?

Ich erwähne ein großes Geheimnis, weil ich nicht wünsche, daß andere an der Verantwortung teilnehmen; doch ich will dies sagen, daß ich immer gesagt habe: »Ich kann nicht fehlgehen, wenn A [Keble] und B [Rogers] darin übereinstimmen, daß ich etwas tun soll.« Diese beiden Männer stimmen in dieser Sache überein. Ich habe sie nicht überredet.

Ich schrieb neulich an einen von ihnen, ob ich einige Gründe angeben sollte. Er antwortete in dem Sinne: »Niemand, der die Geschichte von Nr. 90 kennt, kann davon überrascht sein. Jeder andere als Sie hätte den Schritt eher getan.«

Meine liebste Jemima, meine Lage ist nicht mein Werk. Man hat die Pflicht, entsprechend seiner Lage zu handeln. Ist es eine Kleinigkeit, Littlemore aufzugeben? Sehe ich nicht Betrübnis für mich selbst voraus? Wenn andere leiden, von denen es mir das Herz zerreißt, wenn ich daran denke, weil ich ihnen nicht helfen kann, werde ich nicht auf meine Weise leiden?

Alles, was man ehrlich, aufrichtig, unter Gebet und nachdem man sich Rat geholt hat, tut, muß gut werden. Worin werde ich nicht ebenso gut urteilen können wie jemand anders? Hinsichtlich der Folgen? Gewiß, aber habe ich mich nicht dagegen immer gewehrt? Nach dem Nutzen und nicht nach Grundsätzen vorzugehen? Meine süße Jemima, deren ich ganz unwürdig bin, bitte lieber, daß ich recht geführt werde, bitte lieber, daß mir etwas in den Weg kommt, das mich zurückhält, wenn ich irre, als daß Du die Sache in Deine eigenen Hände nimmst.

J. H. Newman an F. W. Faber

Littlemore, 2. Sept. 1843

Mein lieber Faber, ich habe Ihren Brief an Ihren Bruder aus Bologna vom 22. August gesehen, und wenn ich auch sowohl überrascht als verwirrt bin über die sehr freundlichen Worte, in denen Sie über mich sprechen (es ist nur eine schlichte Wahrheit, wenn ich sage, daß ich dessen ganz unwürdig bin), so kann ich doch nicht leugnen, daß ich nicht anders konnte als sehr erfreut sein, mehr vielleicht, als mit meinem Bewußtsein dessen, was ich bin, verträglich ist, solche Worte aus Ihrem Mund über mich zu hören.

Ich versichere Ihnen, mein lieber Faber, wie Sie vielleicht schon vermuten können, ohne daß ich es Ihnen sage, daß ich in der Sache, von der Ihr Brief handelt, sehr weit mit Ihnen gehe, viel weiter, als mir lieb ist, und daß mein Herz höher schlägt, wenn ich gewisse Dinge sagen höre, so daß es mich recht ängstigt.

Eines jedoch fühle ich sehr stark: daß ein großes Experiment, wenn man das Wort brauchen darf, in unserer Kirche vor sich geht – vor sich geht, noch nicht vorüber ist. Lassen Sie uns das Ende abwarten! Ist es nicht unser Glück, Gottes Hand zu folgen? Wenn Er nicht handelte, wären wir gezwungen, auf eigene Faust zu handeln: aber wenn Er am Werk ist, wenn Er die Englische Kirche prüft und auf die

Probe stellt, wenn Er versucht, ob sie eine Katholisierung zuläßt oder nicht, dann wollen wir Seine Entscheidung nicht vorwegnehmen; lassen Sie uns nicht ungeduldig sein, sondern zusehen und folgen!

Haben Sie von dieser bemerkenswerten Ordination in New York gehört, ich meine die von Herrn Arthur Carey? Gewiß können wir uns nicht vorstellen, was kommt. Hier wird von dem Bischof der hervorragendsten amerikanischen Diözese, unter eifriger Mitwirkung fast all seiner Geistlichen, ein Mann geweiht auf das Geständnis hin, das Römische Credo mache ihm so wenig Beschwer, daß er, wenn man ihm in der Anglikanischen Kirche die Weihen versage, nicht dafür einstehen wird, ob er sich nicht an die Römische wendet.

Ist es nicht der gewöhnliche Weg der Vorsehung, als Vorschrift wie als Gnade, daß die Menschen keine großen Veränderungen aus sich selbst oder auf ihr Privaterteil herbeiführen sollen, sondern sie mit der Gemeinschaft vornehmen sollen, in der sie sich vorfinden, oder wenigstens mit andern gemeinsam?

Müßte man sich nicht überdies selbst eine gewisse Prüfungszeit setzen vor einer so schrecklichen Veränderung wie die, auf die ich anspiele? Ich z. B. habe manchmal gedacht, wenn ich versucht wäre, nach Rom zu gehen, würde ich drei Jahre lang beten und meine Freunde darum beten lassen, daß ich lieber sterben möchte als gehen, wenn es unrecht wäre zu gehen. Glauben Sie nicht, daß ich dies einem andern empfehle: ja, ich bin nicht sicher, ob es nicht in jedem Fall eine Anmaßung wäre, aber ich schreibe es als ein Beispiel nieder.

Entschuldigen Sie diesen formlosen Brief, der Sie eher verwirren und beunruhigen kann als etwas anderes, wenn ich auch hoffe, er wird es nicht. Seien Sie sicher, daß Sie schon früher in meine Gebete eingeschlossen waren, so wie sie nun einmal sind, und glauben Sie mir, daß ich verbleibe,

mein lieber Faber, mit herzlicher Zuneigung

stets aufrichtig der Ihre

John H. Newman

Brief an den Bischof von Oxford, enthaltend den Verzicht auf St. Mary

7. September 1843

Mein lieber gnädiger Herr, ich werde Ew. Gnaden großen Schmerz verursachen, fürchte ich, durch die Bitte, die ich an Ew. Gnaden richten muß, ehe ich einen Entschluß zur Durchführung bringe, für dessen Durchführung ich mich schon seit geraumer Zeit entschieden habe. Es handelt sich darum, Ew. Gnaden um die Erlaubnis zum Verzicht auf St. Mary zu bitten. Wenn ich vor drei Jahren einen solchen Schritt beabsichtigte, wie ich Ew. Gnaden in gedruckter Form mitteilte, so ist es nicht überraschend, daß ich mich jetzt dazu entschlossen habe, wo so viele Bischöfe solche Dinge über mich gesagt haben und niemand meine Partei ergriffen hat hinsichtlich der Auslegung der Artikel, in der ich

sie allein unterschreiben kann. Ich will es nicht von Ew. Gnaden verlangen, daß Sie sich mit einer Antwort auf diese Bitte quälen, sondern werde Ihr Schweigen als Zustimmung auffassen.

Schriebe ich an irgendjemand anders als an Ew. Gnaden, könnte es Anmaßung sein vorauszusetzen, daß man mich ersuchen werde, die Bitte noch einmal zu überlegen, die ich stellte, doch Ihre Güte mag Sie dazu führen, mit Ihrer Erlaubnis noch zurückzuhalten. Für diesen Fall sei es mir erlaubt, in einer Sache, über die ich fähig bin zu sprechen, zu sagen, daß ich ein solches Hemmnis sehr beklagen würde, da es wahrscheinlich zu Ergebnissen führen würde, die die Absichten Ew. Gnaden, die Sie leiten würden, wenn Sie es mir in den Weg stellten, mehr als enttäuschen würden. Mein Entschluß ist für meine Freunde und andere schon kein Geheimnis mehr. Lassen Sie mich Ew. Gnaden herzlich danken für alle Ihre früheren Akte der Freundschaft und Gewogenheit gegenüber einem Menschen, der ihrer so ganz unwürdig war, und glauben Sie mir, gnädiger Herr, daß ich Ihre Sorgen um den Zustand der Kirche tief empfinde und sehr bekümmert bin, soweit ich selbst die Ursache davon bin. Andererseits will ich zu meinen eigenen Gunsten sagen, daß ich stets große Liebe und Ergebenheit für Ew. Gnaden gefühlt habe, daß ich stets gewünscht habe, Ihnen zu gefallen, daß ich mich ehrlich bemüht habe, stets daran zu denken, daß ich einen hohen Vertrauensposten in der Kirche innehatte, und daß ich alle Anstrengungen gemacht habe, sie zu stützen und zu kräftigen und ihre Mitglieder bei ihr zu erhalten. Ich habe in meinem Eifer nicht nachgelassen, bis er von ihren Leitern mißbilligt wurde. Ich habe mich von ihrem Dienst nicht zurückgezogen, bis ich ihr Vertrauen verloren oder verwirkt habe.

Daß Ew. Gnaden viele gute Worte und Werke zu ihrer der Kirche Wohlfahrt ein Segen für dieses Leben sein und ihren vollen Lohn im künftigen finden mögen, darum bittet Ew. Gnaden

ergebener Diener

J. H. Newman

Chronologische Noten für den September 1843

17. September. — Am Nachmittag in St. Mary Predigt.

18. September. — Hatte keinen Schlaf in der letzten Nacht; ging zur Stadt mit Goldsmid zum Rechtskollegium; verzichtete auf St. Mary vor einem Notar; Herr Rollery [?] kam zurück; George Denison im Zuge; ging hin und her bis Abingdon.

19. September. — Mein Verzicht von Copeland beim Archidiakon eingereicht.

24. September. — Gepredigt [in St. Mary].

25. September. — Littlemore Gedenkfeier; Pusey teilte das Sakrament aus; H. W. kam; ich predigte Nr. 604, meine letzte Predigt.

Fünfter Teil Bis zum Übertritt

J. H. Newman an J. W. Bowden

29. September 1843

Wie Sie sich denken können, habe ich nichts Angenehmes zu schreiben. Ich könnte Ihnen einige sehr schmerzliche Dinge erzählen; doch es ist am besten, wenn man Sorgen nicht vorwegnimmt, die am Ende gar nicht einzutreten brauchen und, soweit man erkennen kann, vermieden werden können. Sie sind immer so gut, daß ich manchmal, wenn ich von Ihnen scheidet, fast zu Tränen gerührt bin – und es wäre für mich eine Erleichterung, wenn es dazu käme – über Ihre Güte und meine Hartherzigkeit. Ich glaube, noch nie hat ein Mensch so gütige Freunde gehabt wie ich, weit über mein Verdienst.

Wir sammelten im ganzen 61 £ beim Opfer am Montag (am Jahrestag der Kirchweihe), und hätte ich meine fünf Sinne beisammen gehabt, so hätte ich noch 5 £ hinzufügen können, die man mir für einen solchen Zweck gegeben hatte.

Eden (der neue Vikar von St. Mary) möchte anscheinend gern Copeland als Kuraten nehmen; doch das ist entre nous.

Was soll ich noch hinzufügen? Vermutlich wird mir, wenn ich zugemacht habe, etwas einfallen, was ich hätte sagen sollen.

Betrachten Sie mich, mein sehr lieber Bowden, mein alter, treuer Freund, stets als Ihren herzlich ergebenen

J. H. N.

J. H. Newman an Frau Thomas Mozley

29. September 1843

Ich verzweifle so sehr an der Kirche von England und werde so augenscheinlich von ihr abgeschüttelt, und andererseits zieht es mich so zu der Kirche von Rom, daß ich es, als Ehrensache, für sicherer halte, meine Pfründe nicht zu behalten.

Das ist ganz etwas anderes als die Absicht haben, sich der Römischen Kirche anzuschließen. Jedoch allgemein soviel zu gestehen, wie ich gesagt habe, wäre aus zehntausend Gründen unrecht. Die Leute können einen Menschen nicht verstehen, der in einem Zustand des Zweifels, der trüben Ahnungen seinen Verantwortungen nicht gewachsen ist etc.; sondern sie werden den Schluß ziehen, daß er so oder so klare Anschauungen hat. Alles, was ich weiß, ist, daß ich mich nicht ohne Heuchelei noch länger für einen Lehrer und Vorkämpfer unserer Kirche ausgeben könnte.

Sehr wenige Menschen wissen dies, kaum ein Mensch, nur ein einziger (glaube ich) in Oxford, nämlich James Mozley. Ich glaube, es wäre höchst grausam, höchst ungütig, höchst beunruhigend, es ihnen zu sagen.

Meine liebe Harriett, Du mußt Geduld lernen, das müssen wir alle, und Ergebung in den Willen Gottes.

J. H. Newman an einen unbekanntem Korrespondenten

7. Okt. 1843

... Ich glaube Ihnen nicht, wenn Sie sagen (ausradierte Stelle), daß Sie diese Anschauungen schon so lange haben. Ich glaube es nicht. Ich glaube, Sie hätten nach meiner starken Entmutigung nicht in dem Geist und mit dem guten Mut, wie Sie es taten, fortfahren können, (ausradierte Stelle, vermutlich eine Arbeit betreffend, die der Angeredete unternommen hatte), wenn ich zu jener Zeit nicht weit weniger Vertrauen zur Kirche von England empfunden hätte als Sie. Nun, damals hatte ich nicht so wenig wie jetzt, und Sie haben jetzt weniger, als ich jetzt habe.

Was Sie selbst nun betrifft, so sollte sicherlich der Fall des armen Sibthorpe als Warnung für uns alle vor plötzlichen Schritten aufgenommen werden. Der Herr mahnt uns, die Kosten zu berechnen: wie können Sie sagen, ob es Seine Stimme ist oder die eines trügerischen Geistes? Es ist eine Regel in geistlichen Dingen, eine Anregung zu etwas Außergewöhnlichem zunächst zurückzuweisen, aus der Gewißheit heraus, daß sie wiederkehren wird, wenn sie vom Himmel stammt.

Ich würde sagen, Sie sollten sich auf die Probe stellen und den Entschluß fassen, drei Jahre lang nichts zu unternehmen – unter dem Vorbehalt, wenn Ihnen das notwendig scheint, daß Sie im Fall des drohenden Todes sogleich den Anschluß vollziehen könnten, als das Sicherste und Beste, was Sie unter den Umständen tun könnten. Das tun wir, hinsichtlich der Kindertaufe – wir spenden in Fällen der Gefahr privat die Taufe. Es wird auch bestätigt durch die Auffassungen der Kirche der Frühzeit über die Katechumenen: das Verlangen nach der Taufe sei der Taufe gleichwertig. Und sicherlich gehört ein Aufschub, dessen einziger Zweck es ist, sich des göttlichen Willens zu versichern, eben dahin.

Ferner glaube ich, Sie sollten sich die Frage, so gut Sie können, aus dem Kopf schlagen – in der Gewißheit, daß die Überzeugung trotzdem kommen wird, wenn sie von Gott ist. Sie sollten sich gewiß einigen unmittelbaren religiösen Pflichten widmen. Sie sollten beobachten, wie es in sechs Monaten um Sie steht, und wenn Sie dann oder zu irgendeiner Zeit dazwischen von Ihren gegenwärtigen Gefühlen erwachten wie aus einem Traum, sollten Sie, glaube ich, wenn sie wiederkehrten, Ihre drei Jahre von neuem beginnen. Gewiß, da uns befohlen ist, »die Geister zu prüfen«, können wir nicht fehlgehen, indem wir so verfahren. Magna est veritas et praevaleret. Und ich kann nicht begreifen, wie jemand Angst haben kann, das sei Widerstand gegen die Gnade.

Glauben Sie nicht, daß ich dies sage, um Sie ganz von der Sache abzubringen. Ich bin voll Vertrauen, daß solche Regeln keine solche Wirkung haben werden. Aufschub scheint mir der Weg, auf dem die Menschen vorwärts geführt werden – je mehr Hast, desto weniger geht's voran. Und je älter man ist, um so mehr Zeit nimmt es, zu lernen und sicher zu werden, daß man eine προθέσις, eine προαίρεσις hat. Junge Leute mögen einen Entschluß, sei er richtig oder falsch, impulsiv fassen und daran festhalten, weil ihr Geist biegsam ist – aber es wird schwer heimgezahlt, wenn Leute, die so etwas wie einen festgewordenen Charakter haben, auf eine plötzliche Idee hin oder in einer neuen Geistesverfassung handeln, denn ihre gewöhnliche Art zu fühlen bemächtigt sich ihrer wieder, und sie fühlen, daß sie in ein Element hinübergegangen sind, in dem sie nicht leben können. Ich weiß, die Gabe des Glaubens wird dies überwinden, wenn es Gottes Ruf ist, aber nur durch Warten kann ein Mensch diese Gabe gewinnen oder sicher werden, daß er gerufen wird.

Ich glaube, Sie sollten sehr auf der Hut sein vor Eigenwillen. Sie sollten nicht αὐτόνομος {autonomos} sein, Ihr eigener Herr. Ich habe ein Recht, dies zu sagen, denn ich handle sehr selten nach eigenem Ermessen. Nun scheinen Sie mir immer nach eigenem Ermessen zu handeln und nicht nach andern zu fragen. Das war Ihre Art als Nichtgraduierter – ich glaube fast, ich hörte Sie sagen, es sei Ihre Art in der Schulzeit gewesen. Und sicherlich haben Sie sich betreffs (ausradierte Stelle) nicht im mindesten darum gekümmert, was ich sagte, obwohl Sie nun dazu gekommen sind, aus sich heraus eben das zu tun, was ich Ihnen so lange geraten habe. Nun, wenn Sie in dieser Sache für sich selbst handeln mußten, so ist das ein Grund mehr, sich Zeit zu nehmen. Über unsere eigene Vergangenheit können wir selbst urteilen, über unsere Gegenwart nicht. Wenn Sie sich von diesem Augenblick an ein Jahr gönnen, um über Ihre gegenwärtigen Gefühle urteilen zu können, so nähern Sie sich der Annahme eines fremden Rates an.

Wenn ich recht verstehe, sagen Sie in Ihrem letzten Brief, Sie werden überlegt handeln, aber ich denke, es ist kein Fehler, wenn ich Ihnen dies schreibe.

Stets herzlich Ihr

J. H. N.

An die Dame, die um seinen Rat gebeten hatte

Littlemore, 3. November 1843

Ich bin nicht ganz zufrieden mit der Art, wie Sie von Ihren eigenen Fähigkeiten sprechen. Es ist gefährlich zu sagen: »Ich habe große Fähigkeiten«, wenn es auch wahr ist und man weiß, daß es wahr ist. Es wird eine Versuchung, wenn man bei der Tatsache verweilt. Ich halte es für die Pflicht des Menschen, sich von dem Gedanken als von einer Eingebung des bösen Prinzips abzuwenden und ihn als solche zu notieren, ja sogar ihn in der Beichte als eine Annäherung an die Sünde zu erwähnen.

Dadurch daß Sie das gesagt haben, werden Sie zu einer weiteren Erklärung gedrängt, die mir übereilt scheint: »Ich muß einen unfehlbaren Führer haben.« Dieser Ton gefällt mir nicht ganz.

Was die Behauptung anlangt, daß ich nicht alles ausspreche – wenn es so ist, so haben Sie nicht den rechten Weg gewählt, mich dazu zu bringen. Wenn ein Mensch den Rat und die Führung eines Leiters wünscht, so stellt er bestimmte Fragen, er gibt keine weitschweifige Erzählung, aus der der andere mit beständigem, nie ermüdendem Scharfsinn die Punkte herausfischen muß, über die er einen Rat wünscht oder nötig hat. Sie begaben sich nicht in das Verhältnis des Patienten zum Arzt.

... Mein Kopf ist voll von verschiedenen Sachen, wovon viele so schmerzlich sind, daß ich bisweilen versucht war, über die Erfindungsgabe zu lächeln, mit der Sie sich selbst Sorgen geschaffen haben. Ich gestehe, ich habe nicht die Zeit gehabt, die Fortschritte eines so geschäftigen Geistes wie des Ihren von Tag zu Tag zu verfolgen, da so viele Gedanken auf dem meinen lasteten, und da jeder folgende Brief von Ihnen vielleicht den Stand der Dinge, in dem Sie sich kurz zuvor befanden, verwandelte oder umkehrte.

Ich begreife die Unannehmlichkeiten Ihrer gegenwärtigen Lage vollständig. Aber Sie müssen bedenken, daß alle Orte Ihre Versuchungen haben – ja selbst die Klöster. Es ist gerade unsere Arbeit hier, uns selbst zu überwinden und die Spürfähigkeit für unsere Armseligkeiten zu jeder Stunde zu gewinnen; sie stark zu empfinden, ist nur der notwendige Schritt, sie zu überwinden. Erwarten Sie niemals, davon frei zu sein, solange das Leben währt; wenn diese überwunden wären, würden Sie andere entdecken, und dies sowohl weil Ihre Augen Ihren tatsächlichen Zustand der Unvollkommenheit klarer sehen würden, als weil sie in weitem Ausmaß eine Versuchung des Feindes sind, und er hat Versuchungen für alle Zustände, alle Gelegenheiten. Er kann alles, was immer wir tun, was immer wir lassen, in eine Versuchung verwandeln, wie ein geschickter Redner alles in ein Argument verwandelt. Es ist klar, daß ich dies nicht sage, damit Sie sich bei den Übeln beruhigen, wovon Sie sprechen; wenn dies die Lage unseres Lebens ist, so ist es auch eine Pflicht, ihnen zu widerstehen und erfolgreich zu widerstehen.

Nichts ist quälender als dieser Eindruck der Unwirklichkeit, den Sie beschreiben. Ich glaube, es ist ein spezifisches Mittel dagegen, wenn man eine bestimmte Zeit am Tage der Betrachtung widmet, obwohl die Heilung natürlich sehr ungewiß ist. Jedoch sollten Sie es nicht ohne reife Überlegung tun und nicht ohne die redliche Absicht, standhaft darin fortzufahren. Was ich meine, ist, daß Sie jeden Morgen eine halbe Stunde der dauernden Betrachtung eines heiligen Gegenstandes widmen sollten ... Sie sollten damit beginnen, sich lebhaft zu vergegenwärtigen, daß Sie vor dem Angesicht Christi stehen ... Natürlich ist die größte Sorgfalt notwendig, damit Sie all dies mit der tiefsten Ehrfurcht tun, nicht als ein Experiment oder als eine Art vorgeschriebene Aufgabe oder etwas Reizvolles ...

Archidiakon Manning an J. H. Newman

Lavington, am Fest des hl. Thomas
(21. Dezember) 1843

Mein lieber Newman, bis eine Stunde vor meiner Abreise von London am Samstag beabsichtigte ich, Montag in Oxford zu bleiben, hauptsächlich zu dem Zweck, um nach Littlemore zu kommen. Ich mußte nach London gehen, um jemanden zu treffen, den ich für die Konfirmation am nächsten Tage vorbereitete.

Ich habe Ihren letzten Band Predigten gelesen. Was ich fühlte, als ich die 21ste am Ende des Buches las, das will ich nicht versuchen zu sagen. Nur zwei Dinge möchte ich bemerken. Das Ende der XXIV. Predigt S. 430 ist das, was ich ändern und mir selbst zu sagen versuchte. Sie haben es so ausgesprochen, daß ich nichts hinzufügen kann. Wenn nur dies immer lebendig bewahrt würde, dann hätte ich das Gefühl, daß wir alles Gute erhoffen dürften: durch welche Züchtigungen und Demütigungen wir auch dazu gelangen mögen. Ich schicke Ihnen die Beilage, obwohl ich weiß, daß Sie viel daran auszusetzen haben werden, weil ich nicht wünsche, daß Sie mich für etwas anderes halten, als ich bin, und weil Ihre Worte, auf die ich oben hinwies, das sind, was ich S. 15 unten zu sagen versuchte. Ich weiß, daß ich die Kehrseite unseres Zustandes übergangen habe – wie ich es neulich tat: und habe es absichtlich getan, weil ich den Eindruck hatte, daß so viele jene Seite behandeln, und so wenige von denen, die die Mißstände anerkennen und empfinden, auf die andere auch nur anspielen. Es schien mir, daß die Leute durch ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit schlapp und verbittert werden und eher reizbar, als zur Arbeit aufgemuntert. Das andere ist das, was Sie über Orpah S. 455 unten sagen. Ich empfand es bitter in dem Gedanken, daß Sie meine Worte für die schmeichelnden Worte eines Menschen halten können, der Sie um der Welt willen verlassen möchte. Ich will keine Versicherungen meiner Anhänglichkeit für Sie noch meiner eigenen Absichten und Wünsche für mich selbst geben. Ich möchte mich lieber allen möglichen Gedanken in Ihrem Herzen oder in anderen aussetzen. Sie haben ein hartes Leben und ein leeres Heim vor sich und ich auch, und ich hoffe zuversichtlich, wir werden lange genug miteinander gehen, um wechselseitig zu dem redlichen Auge des andern Vertrauen zu haben und einander als Freunde zu lieben.

Was ich durchgemacht habe, seit ich Ihren letzten Brief erhielt, werden Sie besser wissen, als ich es Ihnen sagen kann. Ich bin von Gefühlen aller Art überwältigt worden: darunter hat der Gedanke, daß Sie über mich betrübt oder von mir enttäuscht sind, mir die traurigsten Tage verursacht, die ich seit langer Zeit erlebt habe.

Mein lieber Newman, halten Sie mich nicht für einen, der eitle Worte macht, wenn ich sage, es ist das einzige, was mich in den letzten sechs Jahren und mehr der Prüfung aufrechterhalten hat, und das einzige, wonach ich bis zu meinem Tode verlange, die Kirche zu retten, in der ich wiedergeboren wurde. Gedanken des Zweifels daran sind furchtbar – und es ist mir, als würde mir dadurch alles genommen.

Ich mußte Ihnen dies alles schreiben, denn es hat mir Tag für Tag im Sinn gelegen: und doch schreckte ich davor zurück, bis ich Ihre Worte über Orpah las. Und am Ende habe ich das Gefühl, daß all dies Ihnen nicht besser scheinen mag als ihr Kuß.

Mögen wir geführt und vor und gegen uns selbst bewahrt bleiben.

Halten Sie mich, mein lieber Newman,

stets für Ihren herzlich ergebenen

H. E. Manning

J. H. Newman an Archidiakon Manning

24. Dezember 1843

Mein lieber Manning, wie kann ich Ihnen genug danken für Ihren überaus gütigen Brief, den ich gestern abend erhielt? – und was kann Sie dahin geführt haben, den Gedanken zu hegen, es könnte mir je die Idee in den Sinn kommen, die mir, wie Sie meinen, durch den Namen Orpah nahegelegt worden sein mag? Wirklich, wenn es keine so traurige Sache wäre, würde ich lächeln; der Gedanke liegt mir so fern wie die Antipoden. Vielmehr bin ich der Mensch, der mir selbst immer, und mit gutem Grunde, als der Verbrecher erscheint; ich kann es nicht fertigbringen, harte Gedanken zu hegen, die einleuchtender gegen mich selbst gerichtet werden könnten. Und doch, um von mir selbst zu sprechen, was hätte ich anderes oder Besseres tun können, als ich getan habe? Ich gestehe freilich große Anmaßung und Sorglosigkeit in meiner Schriftstellerei über kirchliche Fragen bei verschiedenen Gelegenheiten zu, doch stets habe ich ehrlich auf unsere Kirche vertraut und sie zu verteidigen gewünscht, wie sie verteidigt werden will. Es war sicherlich kein Unrecht, wenn ich sie auf der Basis verteidigte, die unsere Theologen erbaut haben und auf der allein sie daran denken können, etwas aufzubauen. Und wie konnte ich voraussehen, daß ich bei der Prüfung jener Basis den Eindruck bekommen würde, sie erfordere ein ganz anderes System als das ihre, und daß die Väter, zu denen sie mich hinführte, mich von ihr wegführen würden? Ich sehe also nicht, daß ich Tadel verdient habe; doch es wäre seltsam, wenn ich das Herz hätte, andere zu tadeln, die ehrlich an dem festhalten, was ich aufgebe.

Es ist kein Vergnügen für mich, eine andere Richtung einzuschlagen als meine Freunde – kein tröstlicher Gedanke, ihnen entfremdet zu werden – kein befriedigender oder stolzer, Dinge gesagt zu haben, die ich zurücknehmen muß. Sicherlich will ich bleiben, wo ich bin, so lange ich kann. Ich halte es so für richtig. Wenn meine trüben Ahnungen von oben kommen, werde ich trotz meines Widerstandes fortgerissen werden. Ich kann in Zukunft nicht bedauern, daß ich darum gekämpft habe, an dem Platz zu bleiben, auf den ich mich gestellt fand. Und glauben Sie mir, der Umstand, daß Männer wie Sie damit zufrieden sind zu bleiben, spricht bei mir als stärkstes Argument für mein

eigenes Verbleiben. Es ist mein beständiges Gebet, daß ich zurückgezogen werden möge, wenn die andern Recht haben – daß nichts uns scheiden möge.

Dank für Ihre Ansprache und die Stelle, auf die Sie hinweisen. Es machte mir Freude, die Übereinstimmung zwischen uns zu sehen.

Ich bleibe, mein lieber Manning,

stets Ihr herzlich ergebener

John H. Newman

J. Keble an J. H. Newman

22. Januar 1844

Mein sehr lieber Newman, es ist schon eine lange Zeit, daß wir außer Verbindung sind, und etwas in mir sagt mir, es ist herzlos, Weihnachten und Neujahr kommen und gehen zu lassen und Ihnen kein Wort zu sagen, dem man nach Gottes Willen so viel von dem Trost und der Hoffnung verdankt, die sie mit sich bringen durften. Ob man sich selbst täuscht oder nicht, wer kann es sagen? ... aber doch ist es so, daß ich trotz mancher Schwierigkeiten nicht weiß, wann ein Jahr, alles in allem, so voller Frieden über mein Haupt dahingegangen ist wie dies letzte. Möge es sich nur nicht als eine Täuschung erweisen!

Und Sie, lieber Freund, was haben Sie indessen nicht durchgemacht, und wenig habe ich für Sie gefühlt im Vergleich zu dem, was Sie für mich gefühlt und getan haben; und selbst jetzt fürchte ich sehr, nach zwei oder drei trüb klingenden Sätzen in Puseys letzten Briefen (obgleich er weder Namen nennt noch irgendjemanden beschreibt), daß Ihre Sorgen unvermindert sind. ... Ich denke und denke, es scheint alles nichts nützlich; denn wenn ich es hinschreibe, wird es Ihnen nur aufs neue sagen, was Sie mir und andern gesagt haben. Dies jedoch sind einige meiner Eindrücke:

Erstens fühle ich mit der Erfahrung jedes Monats, jeder Woche, jedes Tages stärker die Gefahr, Gott zu versuchen und die große Verantwortung, die ich zu tragen hätte, wenn ich diese Gemeinschaft verlassen sollte; und doch fühlt man offenbar gleichzeitig mehr und mehr die Wahrheit und Schönheit und Majestät von vielem, was sie haben und wir wenigstens scheinbar nicht haben.

Zweitens steht man zu Zeiten sehr, sehr stark unter dem Eindruck des Gedankens an den Bösen, wie er sich gewiß bemühen würde, das gute Werk in der Englischen Kirche zu Fall zu bringen, vorausgesetzt, daß es begonnen hätte, indem er sich jede unbemerkte Schwäche oder schlimme Neigung bei denen, die es betreiben, zunutze machte, um sie zu verführen oder daraus zu vertreiben. Solche Neigungen kann man sich in Ihrem Fall vorstellen; u. a. eine gewisse Ruhelosigkeit, ein Verlangen nach etwas mehr, etwas, das einem ganz ausgesucht feinen Ohr in der Musik gleicht, was Sie, wie ich glauben möchte, Ihnen zum Trotz intellektuell und moralisch unbefriedigt bleiben ließe, wo immer Sie

wären. Wenn Sie in einem Kloster wären, dann wären Sie gezwungen, es zu unterdrücken und gleichsam hinunterzuschlucken; kann es nicht vielleicht sein, daß es jetzt Ihre Aufgabe ist, dasselbe zu tun, obwohl Sie nicht unter einer so bestimmten Regel stehen, sowohl um anderer als um Ihrer selbst willen? Kann es nicht Ihre Pflicht sein, gemäß Ihrer eigenen Beweisführung, die eben im Druck erschienen ist, Ihre Ahnungen, ja was als Ihre intellektuelle Überzeugung erscheint, zu unterdrücken, wie Sie jeden andern schlechten Gedanken unterdrücken würden, indem Sie sich vor Augen halten, daß der Schlußsatz pflichtwidrig ist und daß darum ein Fehler in den Prämissen stecken muß?

Ein weiterer Gedanke, der einem kommt, ist der an die außerordentliche Verwirrung und Bedrängnis, den betäubenden Schlag für Herz und Sinn, der so vielen versetzt würde, wenn ihr Führer und Tröster alle auf einmal verlassen wollte, gerade in dem Augenblick, wie es ihnen scheinen würde, wo er ihnen die Anweisungen geben sollte, die sie am nötigsten brauchen. Ich glaube wirklich, es wäre für Tausende ein ganz unbeschreiblicher Schreck, eine Prüfung, die fast zu schwer zu tragen wäre, die sie an allem und jedem zweifeln ließe.

Gewiß, wenn es die Pflicht eines Menschen ist (wie des hl. Paulus), einen Schritt wie diesen zu tun, dann werden die Zeichen von oben (wie man naturgemäß erwartet) derart sein, daß niemand sie mißverstehen könnte; und dürfen wir nicht den frommen Glauben hegen, daß, wo es der Wille der Vorsehung ist, daß Menschen wie Pusey (zum Beispiel) ihre gegenwärtige Gemeinschaft verlassen sollen, etwas jener Stimme Gleichkommendes geschehen wird, etwa ein unzweideutiger Akt der Häresie von Seiten unserer Kirche, der keinen Zweifel bestehen läßt; und daß es, bis solche Zeichen gegeben werden, Sein Wille ist, daß die Menschen da bleiben sollen, wo sie sind? Ich rede, fürchte ich, nicht sehr weise daher; und ich wünschte, ich würde Sie nicht quälen; aber wenn ich mich besser ausdrücken würde, glaube ich, daß ich wirklich das meine, was ich von Ihnen selbst gelernt habe.

Noch ein anderer Gedanke, der mir kürzlich viel durch den Kopf gegangen ist und den ich Oakeley gegenüber neulich im Hinblick auf seinen Plan mit St. Bernhard geäußert habe, ist der: Wenn das mittelalterliche System wirklich die beabsichtigte Entfaltung des ursprünglichen Katholizismus ist, ist es nicht der natürlichste Weg für die Englische Kirche, durch den ursprünglichen Katholizismus dazu zu gelangen, statt unmittelbar dahin gedrängt zu werden; und tun wir nicht darum selbst nach mittelalterlichen Prinzipien das Beste, wenn wir uns gegenwärtig auf die Dinge beschränken, worin die frühere Kirche unfraglich auf unserer Seite ist? Ich weiß nicht, ob dies etwas wert ist; aber ich schreibe hin, was mir einfällt; und soweit ich im Augenblick sehe, wäre dies eine sichere und pflichtgemäße Regel im Hinblick auf die Englische Kirche und zugleich weit und umfassend genug für größere Verbesserungen, als der Hoffnungsfreudigste sie in unserer Zeit wagen kann zu erwarten.

Ich schreibe in großer Unwissenheit und treffe sehr wahrscheinlich ganz weit vom Ziel. Wenn ich Sie quäle oder beunruhige, vergeben Sie mir. Irgendwie war ich fast gezwungen zu schreiben. Sie wissen, ich sehe Sie Tag für Tag nach mir blicken, und ich muß hie und da zu Ihnen sprechen; und wenn ich

spreche, muß ich sagen, was ich im Kopf habe. Möge es nichts schaden, wenn es schon nichts nützt. Ich bin sicher, meine Rechnung ist groß genug ohne das.

Wilson scheint es dauernd besser zu gehen, und ich hoffe sehr, er wird sich mit Behagen bei uns aufhalten können. Plagen Sie sich nicht damit, mir zu schreiben, es sei denn, daß Sie es leicht und ohne Verdruß können, und sprechen Sie nicht von Dingen, von denen Sie es vielleicht lieber nicht täten. Ich wünschte, Sie könnten Gutes von Ihrer Schwester und Bowden berichten. Meinem Bruder geht es besser als zuvor – doch ich fürchte entschieden, noch nicht ganz gut.

Stets und allezeit, hoffe ich,

Ihr ergebener und dankbarer

J. K.

J. H. Newman an J. Keble

Littlemore, 23. Januar 1844

Mein lieber Keble, nicht weil ich zu wenig an Sie dächte oder Ihnen nicht schreiben wollte, bleibe ich stumm, sondern ich habe so ein großes Widerstreben, die Feder zur Hand zu nehmen, obwohl ich Ihnen lange einen Brief schuldete – und ich weiß nicht, wie ich über mich selbst sprechen soll, selbst aus Furcht, etwas zu sagen, (was?) nicht genau meine Gefühle trifft, etwas zu sagen, dem nichts Wirkliches entspricht, u. dgl. Doch ich schulde Ihnen einen Brief und habe schon einige Zeit die Absicht, ihn zu liefern.

Mehr Dank gebührt Ihnen, als ich erstatten kann, für Ihren gegenwärtigen, überaus gütigen Brief, der Ihnen so ganz gleicht. Dank für das, was Sie mir von sich selbst sagen, und Dank für Ihre gütige Besorgnis um mich.

Ich bin gegenwärtig in keiner seelischen Not – d. h. was immer die Wahrheit sein mag und was nicht, ich fühle mich nicht berufen, irgendetwas anderes zu tun als weiterzugehen, wo ich bin, und das muß Frieden und Ruhe sein –, und was immer vor uns liegen mag, daran können wir uns freuen und brauchen nicht an das Morgen zu denken. Ich fürchte, ich muß sagen, ich habe eine stetig wachsende Überzeugung bezüglich der Englischen Kirche – Sie werden verstehen, was ich meine –, und das, glaube ich, ohne Bemühung meinerseits. Die Urkirche ist all die Zeit Gegenstand meines Studiums gewesen – und ich bin noch damit beschäftigt. Eine Zeitlang, glaube ich, werde ich an den »Arianern« sein und am zweiten Teil des Athanasiusbandes. Diese Art des Studiums und nichts sonst hat mich romwärts geführt. Nicht als ob ich es in dieser Absicht läse.

Ich wünsche, Widerstand zu leisten, wie ich es stets getan habe – und halte es für eine Pflicht. Ich bin sicher, wenn es recht ist weiterzugehen, werde ich mir selbst zum Trotz vorwärts gezwungen werden. Irgendwie kann ich die Frage der Pflichtmäßigkeit nicht so stark fühlen, wie sie bisweilen hingestellt

wird. War es Pflichtverletzung gegenüber dem mosaischen Gesetz, sich zum Evangelium führen zu lassen? War das Gesetz nicht von Gott? Wie könnte ein Jude, früher oder jetzt, Christ werden, wenn er unter allen Umständen sich überzeugenden Gründen entgegenstemmen müßte und für immer? Wie könnte ein Nestorianer oder Monophysit sich anders der katholischen Kirche anschließen als durch eine ähnliche Pflichtverletzung?

Was ich wünsche, ist, nicht nach meinem eigenen Urteil vorzugehen, sondern auf etwas Äußeres hin wie die Wolkensäule in der Wüste. So etwas ist die vereinte Bewegung vieler. Die Veröffentlichung jener Predigten ist wie Gideons Vließ. Wenn sie dauernd die Leute zurückhielte, so würde das einen großen Einfluß auf mich haben. Ich würde glauben, daß etwas Reales der Anschauung zu Grunde läge. Was ich fürchte, ist, daß sie bloß geistreich sind; doch der Ausgang allein kann dies zeigen, und es schien mir richtig, das Experiment zu machen, d. h. vielmehr, das zu vergraben, was ein Talent sein konnte, und sie nicht zu veröffentlichen (sic). Eine kluge junge Frau von großer Herzenseinfalt, die von Zweifeln wegen Rom geplagt worden war, stand beim Lesen meiner Universitätspredigten plötzlich vom Stuhl auf und sagte: »Das war es, was ich brauchte, das genügt mir.« Wie sie ihr genügt haben, davon habe ich keine Vorstellung, oder ob sie es bis zuletzt tun werden. Doch wenn das, was ich geschrieben habe (oder was irgendein anderer schrieb), ein solches Ergebnis hat, würde es stark dahin wirken, mich zu überzeugen, daß meine Pflicht da liege, wo ich bin. Andererseits darf ich nicht verbergen, daß Briefe, die ich beständig von bekannten und unbekanntem Leuten empfangen, mir zeigen, es ist eine Bewegung im Gange in Fällen, die wenig verdächtig sind, und in Seelen, die dagegen ankämpfen.

Was die Wirkung der Dinge betrifft, so ist uns alles verborgen. Die Leute sind beunruhigt, wie die Sache liegt. Wenn die Jahre vergehen, werden sie entweder ruhiger werden oder sie werden allmählich immer unruhiger werden. Wenn meine Gedanken durch die Urkirche nach Rom hingeführt worden wären, warum sollten es andere nicht? Wir wissen nichts von der Wirkung unserer eigenen hypothetischen Akte. Es hat Ereignisse gegeben, die tausendmal so beunruhigend waren wie ein Glaubenswechsel heute. Der hl. Paulus muß alle guten und gewissenhaften Leute in der jüdischen Kirche aus der Fassung gebracht haben. Beunruhigt werden kann ein Segen sein, selbst wo die Gemüter nicht bereits beunruhigt sind.

Ich hoffe, ich habe nicht unrecht, doch ich habe neulich gebetet, wenn ich recht habe, dann möchten Pusey, Manning etc. weitergeführt werden; doch wenn Pusey, Manning etc. recht haben, dann möchte ich zurückgeführt werden – damit nichts, wenn es möglich wäre, uns trennen möge.

Eins will ich hinzufügen – ich habe bisweilen ein Unbehagen, als ob ich nicht gern in der Englischen Kirche sterben würde. Es scheint mir, wenn die Vorsehung einem Zeit gibt, so ist es sogar eine Aufforderung für einen, sie zur Überlegung und zum Abwarten zu verwenden – doch wenn Er einem die Gnadenstunde verkürzte, dann wäre das eine Aufforderung, sich zu dem zu entschließen, was einen am wahrscheinlichsten dünkte.

Ich habe all dies geschrieben, wie es mir einfiel, nur damit Sie meinen Seelenzustand erkennen können – nicht als Argument.

Ich wünschte, ich könnte Ihnen für die Güte in Ihrem Brief genügend danken oder das gebührende Gefühl dafür haben. Gott segne Sie dafür.

Was Sie mir von Wilson sagten, war mir eine große Erleichterung – Bowden geht es, Gott sei Dank, sicherlich besser. Es sieht so aus, als ob eine Krisis vorbei wäre, aber man muß vorsichtig sein mit seinen Worten. Ich wünschte, meiner Schwester ginge es wirklich besser, doch mit ihrer Erholung will es sehr langsam gehen.

Stets herzlichst Ihr

John H. Newman

Auszug aus einem Brief an einen Freund

(5. April 1844)

Das Konzil von Chalkedon

Ich fand etwas, was mich sehr überraschte. Es fiel mir sogleich auf, aber wann es einen beunruhigenden Charakter anzunehmen begann, daran erinnere ich mich nicht mehr – doch ich fand in jener Geschichte mehr Stoff zu ernstem Nachdenken als in irgendetwas anderem, was ich gelesen hatte ... Nun kann ich all die seltsamen Dinge nicht zusammenbringen, die ich fand ... Ich fand die östliche Kirche unter der Oberaufsicht (so kann ich es nennen) Papst Leos. Ich fand, daß er die Väter des Konzils dazu brachte, ihr Dekret zu widerrufen und ein anderes anzunehmen, so daß wir es (menschlich gesprochen) heute Papst Leo verdanken, daß die Katholische Kirche im Besitz der wahren Lehre ist ... Ich fand eine verhängnisvolle, große christliche Gemeinschaft durch dies Konzil in eine schismatische Stellung verwiesen – heute die Kirchen von Ägypten, Syrien (zum Teil) und Armenien –, und die Schismatiker nicht wie die Arianer von rationalistischem, sondern mit einer Theologie von warmem und erhebendem Charakter. Ich fand, daß sie an gewisse Väter appellierten, und mit sehr einleuchtenden Gründen, wie an St. Athanasius und St. Kyrill von Alexandria; daß sie behaupteten, die Lehre der alten Zeit aufrechtzuerhalten; daß sie ihre Gegner (die Katholiken) Chalkedonier nannten, wie wir die Römisch-Katholischen Tridentiner nennen ... Ferner fand ich, daß es eine große Mittelpartei sowie eine extreme gab. Es gab eine deutliche Via Media ... und es gab eine große Gemeinschaft, die sich einige Jahrhunderte hindurch ohne Bischöfe forterhielt – ich schreibe aus dem Gedächtnis, aber ich bin sicher, daß ich in allen wichtigen Punkten keiner Täuschung unterliege –; mit einem Wort, ich fand eine vollständige, wunderbare Parallele, gleichsam eine Prophezeiung des Standes der Reformationskontroversen, und daß wir auf der anti-katholischen Seite standen.

Fortsetzung desselben.

(Die Arianer und Semi-Arianer)

Ich will, auf Kosten der zeitlichen Ordnung, mit diesem Teil der Sache fortfahren. Ich füge also hinzu, daß von jener Zeit an bis nun die Anschauung, die mir auf diese Weise entgegentrat, den Sieg über mich errungen hat. Ich hatte bisher die Kirchengeschichte mit den Augen unserer Theologen gelesen und das, was sie sagten, gläubig hingenommen; doch nun hatte ich einen Schlüssel erlangt, der große Abschnitte der Geschichte, die vor mir verschlossen worden waren, deutete. Ich fand überall ein und dasselbe Bild, eine Vordeutung auf unseren gegenwärtigen Zustand: die Kirche im Verein mit Rom bestimmend und die Häretiker Widerstand leistend. Besonders was den Arianerstreit angeht. Wie konnte ich vorher so blind sein! Abgesehen davon, daß ich die Sachen brockenweise betrachtete, statt sie zusammenzuhalten. Da war Papst Julius, der in der Verteidigung des hl. Athanasius dem ganzen Osten widerstand; wobei die Eusebianer auf dem Großen Konzil von Antiochia ihm widerstanden und er sich auf seine eigene Autorität berief (worin ihn die Historiker unterstützen) und erklärte, er habe den Stuhl Petri inne ... Es gab zwei Parteien, eine Via Media und eine extreme, beide häretisch, aber zur Via Media gehörten fromme Männer, für die der hl. Athanasius und andere Sympathie hatten; da waren die Könige der Erde, die gegen die Kirche die Häresie annahmen; da war dieselbe Berufung auf die Schrift, die sich jetzt noch behauptet, und das auf Grund einer buchstäblichen Auslegung ihres Textes, der St. Athanasius stets den »kirchlichen Sinn« entgegenhält; da war dieselbe Klage über die Einführung neuer, nicht schriftgemäßer Ausdrücke in das Credo der Kirche, weil »consubstantial« und »Transsubstantiation« beide philosophischen Ursprungs waren; und wenn Trient zu einigen früheren Konzilien in Gegensatz getreten ist (was ich nicht in Erinnerung habe), so nahm mindestens das Konzil von Nicäa eben den Ausdruck »consubstantial« an, den ein berühmtes Konzil zu Antiochia sechzig oder siebenzig Jahre früher verurteilt oder mißbilligt hatte.

Fortsetzung: 9. April 1844

Die Donatisten

Am Ende der großen Ferien (1839) erschien eine Nummer der »Dublin Review«, die einen Artikel von Dr. Wiseman enthielt, welcher in Oxford etwas von sich reden machte. Ich sah ihn an und behandelte ihn sehr leicht. Leute, die (wie ich glaube) halb unsere Anschauungen annahmen, sagten, es sei unsere Pflicht, darauf zu antworten, denn sie hielten ihn für ein großes Hemmnis auf dem Wege der anglikanischen Theorie. Ich erinnere mich, daß ich sagte, es sei »ganz die alte Geschichte« – und nicht darüber nachdenken wollte ... aber ich fand, daß er bei aufmerksamerer Betrachtung ein so machtvolles Argument enthielt, daß ich ganz aufgeregt (so kann ich sagen) darüber wurde ... Das Argument in dem fraglichen Artikel war der Geschichte der Donatisten entnommen und sollte zeigen, daß die Englische Kirche im Schisma sei. Die Tatsache, für die der Monophysitenstreit mir die Augen geöffnet hatte, daß Gegner von Rom und Sonderkirchen in der Frühzeit stets im Unrecht waren, diese Tatsache, die ich als einen Wahrscheinlichkeitsgrund gegen uns empfunden hatte, unternahm dieser Artikel nun als anerkanntes Prinzip und Regel in eben jenen Zeiten darzutun. Er behauptete, die Tatsache der Sonder- und Gegensatzstellung sei stets als ausreichender Grund zur Verurteilung so gestellter Körperschaften angesehen worden, und in solchem Ausmaße, daß die Frage, »Wie entstand

die Trennung? Wo war das Recht und wo das Unrecht? Wer veranlaßte die Trennung?» gar nicht gestellt wurde, sondern daß die Tatsache der Trennung ehemals als entscheidend gegen die abgetrennte Körperschaft erachtet wurde. Das wurde hauptsächlich aus der Sprache St. Augustins bewiesen, wie sie durch den Donatistenstreit hervorgerufen wurde, und es wurde eine ebenso ins Einzelne gehende Parallele gezogen, wie sie sich mir beim Studium der Geschichte der Monophysiten aufgedrängt hatte.

J. H. Newman an J. Keble

Littlemore, 8. Juni 44

Mein lieber Keble, Pattison wünscht, daß ich Ihnen sage, Freunde von ihm, eine Dame mit ihrer Tochter, gingen in Ihre Pfarrei. Soviel müssen Sie wissen – wenigstens kennen Sie sie und sind schon entgegenkommend gegen sie gewesen –, doch was Sie nicht wissen und was er Sie wissen lassen möchte, ist, daß sie nach Hursley gekommen sind, um »unter Ihrer Aufsicht« zu sein. Ich weiß nicht, was die Redewendung bedeutet, doch als er und ich sie ein paarmal wiederholt hatten und kein Licht darauf zu fallen schien, gab ich das Thema auf. Vielleicht weiß er es auch nicht. Wenn Sie es wünschen, kann ich fragen.

Ich sollte diese Gelegenheit benutzen, um Ihnen einen langen Brief zu schreiben, wogegen ich ein großes Widerstreben habe, weil es sich um mich selbst handelt – nicht davon zu sprechen, daß meine Hand zu schmerzen beginnt, wenn ich deutlich schreiben muß. Doch Sie sollten meinen Seelenzustand kennen – und obwohl der Widerwille gegen das Schreiben und der Gedanke an die Plage und Ärgeres, was meine Briefe Ihnen bringen, mich fast zurückschrecken und ich nicht weiß, wie ich weiterkommen werde, will ich es doch versuchen.

Ich habe in letzter Zeit viel an die Worte in Bischof Andrewes' Morgengebet gedacht – »Verachte nicht das Werk Deiner Hände«; er wiederholt es in verschiedenen Formen, indem er sich an jede einzelne Person in der Allerheiligsten Dreifaltigkeit wendet. Kann ich nicht Trost finden in dieser Bitte, die sie enthalten? »Deine Hände haben mich gemacht und mich gebildet.« Ich blicke zurück auf vergangene Jahre oder vielmehr auf alle Jahre, seit ich ein Knabe war, und ich sage: »Ist es dahin gekommen? hat Gott es vergessen, gnädig zu sein? hätte Er mich so weit geführt, um mich zu verwerfen? was habe ich getan, um – wenn es ein solcher sein sollte – einem Lügengeist ausgeliefert zu werden? wo liegt mein Fehler? welches ist der falsche Schritt gewesen, wenn ein solcher vorgekommen sein sollte?«

Ich weiß, Er hebt auf und läßt fallen – und natürlich weiß ich, daß ich genug getan habe, um Ihn herauszufordern, mich zu überliefern und um alles Schlimme zu verdienen. Aber das ist doch nicht Seine Art, und ich kann mich nicht dahin bringen zu glauben, daß Er es schlimm mit mir meint, doch von Monat zu Monat wachsen meine Überzeugungen in einer bestimmten Richtung

Als ich ein Knabe von fünfzehn Jahren war und in der Sünde lebte, mit einem sehr verdunkelten Gewissen und in sehr weltlicher Gesinnung, da berührte Er erbarmungsvoll mein Herz; und trotz zahlloser Sünden habe ich Ihn seit jener Zeit nicht verlassen noch Er mich. Er hat mich bis zu dieser Stunde erhalten und ich habe mich Seinen Diener genannt. Als ich kam, um in Trinity meinen Wohnsitz zu nehmen, war dies der Psalmvers, den ich am meisten im Herzen und auf den Lippen hatte, und er hat mir Tränen in die Augen gelockt, wenn ich daran dachte: »Du sollst mich führen mit Deinem Rat« etc. Er hat mich dann durch zahllose Prüfungen im ganzen sicher und glücklich hindurchgeführt – und warum sollte Er mich jetzt einem verblendeten Sinn überlassen? Ich weiß, ich habe genug getan, um Ihn dazu zu reizen; aber wird Er es tun?

Er führte mich durch eine Reihe von Fügungen vorwärts vom Alter von neunzehn bis siebenundzwanzig. Ich war »das Werk Seiner Hände«, denn wiederholt und mannigfach züchtigte Er mich, und zuletzt nahm Er mir, um mich von der Welt loszureißen, eine liebe Schwester – und gerade zur selben Zeit gab Er mir gütige Freunde, um mich Seinen Weg vollkommener zu lehren.

Die Zeit verging, und verschiedene Dinge geschahen, wodurch Er fortfuhr, mich zu erziehen – doch was mir den stärksten Eindruck macht, das sind die sonderbaren Gefühle und Überzeugungen Seinen Willen betreffend, die über mich kamen, als ich im Ausland war. Als ich 1833 allein hinunter nach Sizilien ging, war die Idee in mir mächtig, daß Er im Begriff sei, etwas durch mich auszurichten. Und von Rom schrieb ich an jemanden, ich glaube an Christie, in dem Sinn, ich dünkte, ich sollte in Seinen Händen zu etwas gemacht werden, »freilich, wenn nicht, dann um so besser für mich«. Und als ich allein in Sizilien war, war es, als ob jemand gegen mich kämpfte, und die Idee hat mir lange im Sinn gelegen, obwohl ich nicht sagen kann, wann sie auftauchte, daß der Feind mich damals zu vernichten suchte. Eine große Anzahl von Sünden wurde schon mit dem bloßen Schritt begangen, daß ich allein hinunterging – um nichts anderes zu sagen, ich war eigenwillig und beachtete Warnungen nicht –, von da an ging alles schief. Als ich krank in Leonforte lag, ehe ich nach Castro Giovanni kam, fühlte ich dies sehr stark, während ich liegen mußte. Mein Diener glaubte, ich läge im Sterben – aber ich erwartete, daß ich genesen würde und sagte beständig als Grund dafür: »Ich habe nicht gegen das Licht gesündigt«. Ich hatte die vollste Überzeugung, daß ich genesen würde, und ich glaube, ich gab damals als Grund dafür an, daß ein Werk für mich aufgespart sei. Doch wie dem auch sei, als ich wieder aufstand, nachdem es vorbei war, war dies Gefühl stark in mir; ich erinnere mich, als ich von Castro G. nach Palermo durch das Land reiste (das Kirchenjahr fiel damals gerade so wie dies Jahr und wie in dem Jahr, als ich nach Oriel kam, so daß Rogers und ich beide am 12. April gewählt wurden), es muß am Pfingstsonntag oder -montag früh gewesen sein, saß ich auf meinem Bett, während ich mich ankleidete, und vergoß Ströme von Tränen. Mein Diener, der mir wegen meiner Schwäche helfen mußte (denn ich konnte nicht allein gehen), konnte sich natürlich nicht denken, was das zu bedeuten hatte – und ich konnte ihm nur sagen, was gerade so unverständlich war wie meine Tränen, ich glaubte, Gott habe ein Werk für mich zu tun. Und als ich dann nach England kam, am

allerersten Sonntag nach meiner Ankunft (14. Juli), hielten Sie Ihre Predigt über den Abfall der Nation, womit die Oxford-Bewegung begann.

Und jetzt, nachdem elf Jahre seit jener Zeit vergangen sind, in welchem Zustand befinde ich mich jetzt? Nun, während der letzten fünf Jahre hatte ich ein starkes Gefühl, das sich oft bis zu gewohnheitsmäßiger Überzeugung steigerte, obwohl es in der ersten Hälfte der Zeit nach einer Weile einschlief, aber jetzt ist es seit zwei und einem halben Jahr sehr wirksam und wird beständig dringender und gebieterischer, daß die römische Gemeinschaft die einzige wahre Kirche sei. Und diese Überzeugung kam über mich, während ich die Väter las und aus den Vätern – und als ich sie unter theologischen, nicht unter kirchlichen Gesichtspunkten las, mit jenem ganz speziellen Interesse, dem für die antiken Häresien, wozu mich Umstände, die von außen kamen, vierzehn Jahre, ehe die Bewegung begann, geführt hatten.

Und als diese Prüfung über mich kam, sagte ich es nur zwei Menschen, mit denen ich damals gerade zusammen war – und ich schickte mich an, dem Eindruck Widerstand zu leisten. Wie Sie wissen, schrieb ich dagegen, und ich kann nicht erkennen, in welcher Hinsicht ich ihm nachgegeben hätte. Und ich habe versucht, ein strengeres Leben zu führen. Jede Fastenzeit, seit es zuerst kam, habe ich hier verbracht, abgesehen von solchen notwendigen Gängen nach Oxford während der Woche, wie sie meine Oxforder Pflichten notwendig machten – und während der letzten zwei Jahre bin ich fast ganz hier gewesen. Und ich habe große Anstrengungen gemacht, um andere davon zurückzuhalten, sich ebenfalls in der Richtung nach Rom zu bewegen.

Natürlich brauche ich nicht zu fürchten, daß Sie meinen, ich wäre mir nicht zahlloser Schwachheiten und Irrtümer, im inneren wie auch im äußeren Verhalten, bewußt – aber ich kann nicht anders, als die Zuversicht hegen, daß sie hier nicht in Anschlag zu kommen brauchen. Oder wenn ich selbst zu Zeiten mehr als gewöhnlich gesündigt habe, vertraue ich, daß es mir nicht zur Last gelegt wird.

Überdies glaube ich sicher, ich darf sagen, daß in vieler Hinsicht mein Herz und mein Verhalten sich im Lauf dieser fünf Jahre gebessert haben, und das in Punkten, in denen ich um Besserung gebeten habe. So steigt die Frage in mir auf: warum hätte die Vorsehung in diesen Punkten meine Gebete erhören sollen, und wenn ich um Licht und Leitung bat nicht?

Und dann sprechen, soviel ich sehe, alle Verlockungen und Versuchungen dafür, sich ruhig zu verhalten und keinen Schritt zu tun. Der Verlust von Freunden, was für ein großes Übel ist das! Der Verlust von Stellung, Namen, Achtung – ein solcher Widerspruch zu mir selbst – ein solcher Triumph für andere. Es ist nichts Erhebendes zu widerrufen, was ich gesagt habe, einzureißen, was ich aufzubauen suchte. Und ferner, was mir ganz das Herz zerreißt, die seelische Verwirrung, in die ein Glaubenswechsel meinerseits so viele stürzen würde – das losgerissene Dahintreiben bis zum Verlust aller religiösen Festigkeit und Stütze – die Versuchung zu Skepsis, Gleichgültigkeit, ja Unglauben, der so viele ausgesetzt würden.

Diese letzten Erwägungen sind so ernst, vom Standpunkt der Vernunft wie als Verführung, daß ich nicht wüßte, wie ich darüber hinwegkommen sollte, wenn nicht vermöge entgegenstehender Schwierigkeiten. Doch es drängt sich mir auf der andern Seite auf: »Wie, wenn du daran schuld wärest, daß Seelen außerhalb der römischen Gemeinschaft stürben, die den Ruf erhalten hatten, sich ihr anzuschließen, den du unterdrückt hast? wie, wenn dies bereits geschehen wäre?« Sicherlich ist mir genug Zeit zum Schwanken und zur Vorbereitung gewährt worden – ich habe gegen diese Gefühle in mir und anderen lange genug gekämpft. Und dann kommt mir ein anderer schrecklicher Gedanke. Wir hören von Ärzten, die glauben, sie hätten ein Leiden geheilt, während sie nur ein entgegengesetztes über ihren Patienten gebracht haben – und genug ist geschehen, um mich sehr fürchten zu lassen, ein gewisser Latitudinarismus und Liberalismus könnte das Ende derer sein (Gott verhüte es!), die ich von Rom fernhalte. Ich bin ganz sicher, diese Gefahr besteht. Ich fürchte es bei bestimmten Personen. Es kann sogar die Zeit kommen, wo ich sie bitten werde, sich der Römischen Kirche anzuschließen, und wo sie es ablehnen werden. In der Tat, ich fühle manchmal meiner selbst wegen ein Unbehagen – eine skeptische, leer denkende (unrealizing) Geisteshaltung liegt meiner Natur keineswegs fern –, und es mag als Gericht zugelassen werden, daß ich wieder darein verfall.

Was hat also die Vorsehung mit mir vor? Die Zeit für Argumente ist vorüber. Ich lebe seit so langer Zeit in einer festen Überzeugung, die jeder neue Gedanke zu verstärken scheint. Wenn ich mit Freunden zusammentreffe, die anders denken, wird die Versuchung, mich ruhig zu verhalten, stärker, sehr stark – aber ich glaube wirklich, meine Überzeugung wird kein bißchen erschüttert. So schließe ich, wie ich begonnen habe – bin ich in einer Täuschung befangen, ausgeliefert, um eine Lüge zu glauben? Betrüge ich mich selbst und halte mich für überzeugt, wo ich es nicht bin? Kann irgendein feines Gefühl oder eine Versuchung, die ich nicht zu entdecken vermag, mich lenken und mein Urteil bestimmen? Aber ist es möglich, daß die Göttliche Barmherzigkeit nicht wünschte, wenn es so wäre, daß ich es entdeckte und mich davon frei machte? Hat Er mich so weit geführt, um mich in der Wildnis zu verderben?

Ich habe wirklich bange Ahnungen hinsichtlich der Folgen, wenn irgendeiner meiner nahen Freunde sich der Römischen Kirche anschliesse. Würde ich es nicht als unmöglich empfinden, ungehorsam gegen das zu sein, was mir eine Warnung an mich schiene, welche Qual und welchen Seelenschmerz es auch einschliesse?

Wie dieser Brief Sie niederdrücken wird! Ich denke stets an Sie, mein lieber Keble.

Herzlich Ihr

J. H. N.

28. Juli 1844. Memorandum im Bedarfsfall

– ein Entwurf –

Jeder, der gut von mir denkt, wird leicht begreifen, daß es unter den gegenwärtigen Umständen sehr viel angenehmer für mich wäre zu schweigen als zu sprechen. Aber ich glaube, daß ich kein Recht habe, meinen Neigungen nachzugeben. Es gibt Menschen, die mein Verhalten wahrscheinlich in Verwirrung setzen wird, wenn es von keiner Erklärung begleitet ist, und es sind gerade die Menschen, deren Gefühle ich nicht verletzen könnte, ohne den tiefsten Kummer zu empfinden.

Ich glaube, ich habe keinen anderen Beweggrund beim Schreiben. Ich bin zu sicher, daß ich recht tue mit dem Schritt, zu dem ich mich entschlossen habe, als daß ich aus irgendeinem andern Grunde Neigung verspüren könnte, ein Wort zu sagen. Ich habe gewartet, bis ich ohne Zweifel oder Zögern handeln konnte, ich habe Jahre hindurch in großer Öde, wenn auch nicht in Traurigkeit gewartet – ich habe nicht gewartet, um mich am Ende dieser Zeit auf eine Kontroverse über mich selbst einzulassen. Doch die Menschen, die gut von mir denken und mir Gutes wünschen, haben ein Anrecht darauf, daß ich sage, wie ich dahin gekommen bin, das zu glauben, was ich einst leugnete, und sie und ihre Gefühle sind mir in den meisten Fällen unbekannt, und sie könnten durch keine private Mitteilung erreicht werden. Ich kann keine Scham darüber empfinden, daß meine ersten Anstrengungen darauf gerichtet waren, die Kirche zu stützen, in der ich geboren wurde, oder daß ich an ihr System mit dem Vertrauen heranging, daß es wahr sei, und es mit Voreingenommenheit zu seinen Gunsten studierte und es ebenso sehr mit dem Herzen wie mit dem Verstande annahm. Ich eiferte für sie, ich verehrte ihre Geistlichen, ich vertiefte mich in deren Theorie, die kirchliche und die theologische – ich bewunderte ihre innere Übereinstimmung und Schönheit. Ich las die Väter durch sie, ich las die Geschichte der ersten Jahrhunderte mit ihren Augen. Mein Ziel bei dem, was ich schrieb, war, ihnen zu dienen und ihrer und meiner Kirche, ihre Ansichten zu entwickeln und zu ergänzen und in Einklang zu bringen, was fehlte oder nicht in Ordnung darin war [er schrieb darüber »nicht in Ordnung« (irregular) und »fehlerhaft« (faulty) als Alternativen].

Aber wenn dem so war, so wurden mir im Juni und Juli 1839, als ich den Monophysitenstreit studierte, die Augen für einen Stand der Dinge geöffnet, der sehr verschieden war von dem, was ich von meinen natürlichen Führern gelernt hatte. Das Vorurteil, oder mit welchem Namen immer man es nennen mag, das zu groß gewesen war, um durch die auffallenden Tatsachen der Arianergeschichte beseitigt zu werden, konnte der Geschichte des hl. Leo und des Konzils von Chalkedon nicht standhalten. Ich sah, wenn die Frühzeit mein Führer sein sollte, daß der Papst eine ganz andere Stellung in der Kirche hatte, als ich es angenommen hatte. Als dieser Verdacht sich einmal recht in meinem Geist festgesetzt hatte und als ich die Tatsachen der Geschichte für mich betrachtete, da fiel das ganze englische System auf allen Seiten rings um mich zusammen, der Boden zerbröckelte unter meinen Füßen, und in kurzer Zeit fand ich mich in einer sehr veränderten Szenerie. Was geschehen war, konnte nicht rückgängig gemacht werden.

Ich möchte nicht den Eindruck hinterlassen, als ob dies in einem Augenblick vor sich gegangen wäre. Wie es während des Sommers 1839 in mir aussah, das kann ich nicht sagen. Ich war in theologische Kontroversen verwickelt, und das nahm bei weitem den ersten Platz in meinen Gedanken ein, aber

gegen Ende Oktober wurde meine Aufmerksamkeit infolge eines Artikels in der *Dubliner »Review«* auf die Frage der Donatisten gelenkt. Die englische Erklärung fand ich zum zweitenmal den Tatsachen des Falles nicht gewachsen – und für einige Zeit bemächtigte sich meiner die ernste Wahrheit, daß die Anglikanische Kirche im Zustand des Schisma sei.

Doch ich wagte nicht, meinem Eindruck zu trauen – und ich widerstand ihm. Ich habe das Vertrauen, daß ich es auf Grund eines Prinzips tat; sicherlich habe ich es lange für meine Pflicht gehalten, solchen Eindrücken zu widerstehen – wenn sie wahr sind, werden sie wiederkommen (hl. Teresa).

Ich sammelte mich und schrieb einen Aufsatz gegen den Artikel in der *»Dublin Review«* (*»On the Catholicity of the English Church«, Über die Katholizität der Englischen Kirche*), der in der *»British Critic«* für den Januar 1840 erschien. Dieser Aufsatz beruhigte mich für nahezu zwei Jahre, bis zum Herbst 1841.

Indessen hatte sich etwas Wichtiges ereignet. Nr. 90 war gerügt worden (zu jener Zeit waren, so weit ich mich erinnere, meine Zweifel so zur Ruhe gekommen wie zu keiner anderen Zeit seit 1839).

Zu jener Zeit waren, obwohl das, was geschah, dauernde Wirkungen in meinen Anschauungen zurückgelassen hatte, meine Zweifel so weit geschwunden, daß ich auf den Wunsch des Bischofs das, was ich gegen die Römische Kirche gesagt hatte, soweit wiederholen konnte: ich glaubte, daß Irrtümer darin seien, und solange jene Irrtümer nicht beseitigt seien, könnte ich keine Gemeinschaft mit ihr halten. Dazu war ich freilich nicht geneigt, da ich mich nicht wieder, mit dem Bewußtsein der Möglichkeit einer Wandlung vor Augen, bloßstellen wollte, aber ich fühlte mich durchaus nicht berechtigt, einen möglichen Fall dem Befehl eines Bischofs entgegenzustellen – zu bekennen, daß ich Zweifel gehabt hatte, während ich es machte, das hätte geheißten, Feuerbrände aus zu streuen.

(Sie sagen, ich habe mich verändert. Das habe ich. Das ist nichts, dessen man sich zu schämen hat. Es gibt Veränderungen, die Schande bringen, aber warum sollte es diese? Ist irgendetwas Beschämendes darin, daß ich, in einem bestimmten Glauben geboren, ihn annahm und zu stützen suchte? daß ich die Kirche liebte, in deren Gemeinschaft ich aufgenommen worden war? daß ich das System ihrer führenden Theologen annahm? daß ich eine Pfründe darin hatte, fühlte, ich hätte eine Aufgabe darin zu erfüllen? daß ich, einer Hinneigung zu Rom angeklagt – und ohne das Bewußtsein, etwas zu vertreten, was unsere Theologen nicht vertreten hatten, und mit ihnen im Einklang darüber, daß es in Rom Dinge gab, denen ich nicht zustimmen konnte –, eben dies sagte? Hätte ich den Mund halten sollen, wenn ich fälschlich angeklagt wurde? usw.) Vergleicht man die letzten Worte meines Artikels über *»Private Judgment«* mit dem Bistum Jerusalem – ist das nicht ein schismatischer Akt?

J. H. Newman an E. L. Badeley

Oriel, 9. Sept. 1844

Lieber Badeley, ich war bis jetzt zu beschäftigt, um Ihnen zu antworten; und in der Tat, ich wüßte nicht, daß ich, streng genommen, Ihnen etwas zu sagen hätte, außer Ihnen für die Freundlichkeit zu danken, die Ihr Brief bewies. Überzeugungen sind etwas, was nicht übertragen werden kann – man möchte nicht wünschen, daß sie es könnten. Die Menschen könnten ebensogut ihre Stände wechseln wie Überzeugungen, die etwas wert sind. Ich mag also grundsätzlich nicht zu jemand anders über dogmatische Fragen sprechen; welches Recht hat man dazu? Er ist er, und ich bin ich. Es scheint eine Anmaßung

Doch es nicht zu tun, sieht aus wie Zurückhaltung und Unfreundlichkeit – so will ich etwas sagen. Doch nicht als Argument, sondern um Sie in meine Gefühle hinsichtlich des fraglichen Gegenstandes einzuweihen.

Meine eigenen Überzeugungen in diesem Punkte sind schon sehr alten Datums. Jahrelang habe ich mich bemüht, sie zu unterdrücken, in dem Gedanken, daß sie vielleicht unbegründet seien. Ich habe gehandelt wie Menschen, die sich selbst zwicken, um sich zu überzeugen, daß sie nicht schlafen und träumen. Daß ich eine und nur eine Auffassung hatte, war sicher, aber war es nicht eine Täuschung? War es die zufällige Begleiterscheinung einer Erregung? Ich kann nicht glauben, daß ich unrecht tat, indem ich sie zurückdrängte und abzuschütteln suchte. Und ebensowenig scheint es unrecht, wenn man nach vielen Jahren geduldigen Wartens darauf zu hören beginnt.

Es ist nicht dies oder jenes Ereignis, was es verursacht; sie erinnern mich nur daran. Wenn man mir zeigt, daß sie möglicherweise anders erklärt werden können, wie Sie es freundlicherwise tun, so ist das für mein Gefühl so etwas wie das Verhalten eines Schwindsüchtigen und seiner Freunde, die befriedigend zeigen, daß keines seiner Symptome nicht auch durch eine andere Ursache als die verhängnisvolle Krankheit gedeutet werden könnte, keines notwendig den tödlichen Ausgang einschliesse. Doch ein Beobachter oder ein Arzt hat seine Auffassung, obwohl er sie nicht zwingend beweisen kann; und der Ausgang rechtfertigt sie. Wir sind naturgemäß Freunde, denn wir sind Kinder dieses sterbenden oder toten Systems, in dem wir unser ganzes Leben zugebracht haben. Wir können, wir wollen nicht glauben, welches der wirkliche Stand der Dinge ist. Wir können nicht dazu überredet werden, unsere Augen aufzumachen. Jede bedenkliche Tatsache läßt eine Erklärung zu, und dazu nehmen wir unsere Zuflucht. Denken Sie an den Schrecken, mit dem Kind, Eltern oder Frau von dem unvermeidlichen Schlag hören. Es ist wie ein Traum. Nichts würde überzeugen als der tatsächliche Anblick des Unglücks, der sich nicht wegerklären ließe. Ein so positiver, sichtbarer, greifbarer Beweis ist in einer geistigen Angelegenheit nicht zu erreichen. Für eine Kirche gibt es keine Bahre und kein Begräbnis. Die Tatsache entgeht darum denen, die nicht sehen wollen: doch sie kann für andere ebenso gewiß sein, wie das voraussichtliche Ende einer böartigen Krankheit es für den Arzt ist.

Ich sage nicht, daß ich diese Gewißheit habe, aber ich nähere mich ihr an. Nach dem Weg zu urteilen, den meine Gedanken in den letzten fünf Jahren genommen haben, bin ich sicher, sie irgendwann zu

erreichen. Ich kann nicht sagen, ob früher oder später. Dies ist ein abgerissener, widerwärtiger Brief – aber er behandelt ein widerwärtiges Thema.

Aufrichtig Ihr

J. H. N.

J. H. Newman an J. Keble

Littlemore, 14. Sept. 1844

Mein lieber Keble, ich war vor einigen Tagen gerade im Begriff, Ihnen zu schreiben, um Ihnen zu berichten, was von dem lieben Bowden zu sagen war, da kam Ihr Brief.

Ich war am letzten Mittwoch und Donnerstag in Clifton, nachdem ich ihn einen Monat nicht gesehen hatte. Er war traurig verändert. Fieber und Schweiß haben Fortschritte gemacht. Er würde sicherlich Clifton nicht verlassen, wenn er nicht in gewisser Weise sein Herz daran gehängt hätte, Gottes Zeit in St. Leonard zu erwarten, wo er den ganzen letzten Winter war und ein Haus hat, das jetzt für ihn bereitsteht. Es hat sich so gefügt, daß er kein Heim hat, obwohl er gerade durch den Tod seines Vaters zu Besitz gelangt ist, da Roehampton im letzten Monat in andere Hände übergegangen ist. Vielleicht kann ich bei ihm sein, wenn er nach St. Leonard kommt, denn er schien es zu wünschen, so dachte ich – aber in ein oder zwei Tagen werde ich mehr hören.

Er gab mir einen Bericht, wie er den Tag verbracht hat.

15. Sept. Er unterläßt es ungern hinunterzukommen, solange er es kann, obwohl es eine große Anstrengung für ihn ist, besonders das Ankleiden. Er liegt auf dem Sofa mit der Bibel, dem Gebetbuch, dem Brevier und dem »Paradisus Animae« auf einem kleinen Pult vor sich; aber seine Gedanken sind so unstedet jetzt, daß er sich sehr ein heiliges Emblem oder Bild gewünscht hat – er hat es aber in Bristol vergebens gesucht –, worauf seine Augen ohne Anstrengung ruhen könnten. Ich nahm ihm den »Paradisus« vor zwei Monaten zufällig zu anderem Zweck mit, und er griff mit dem größten Entzücken danach und sagt, es sei ein großer Trost für ihn. Ich mußte Komplet, Terz und Sext mit ihm beten. Außerdem bringt er noch das Morgen- und Abendgebet fertig, glaube ich – und manchmal die Bußpsalmen aus dem Brevier. Am Morgen kann er am besten essen und nimmt da seine Hauptmahlzeit. Die schlimmste Zeit für ihn ist zwischen sechs und acht abends. Er fährt in einem Rollstuhl aus oder tat es wenigstens, doch ein Tag bewirkt jetzt schon eine Veränderung – aber er kann die schöne Landschaft in Clifton nicht vertragen – es greift ihn an. Zuletzt sind die Stunden vergangen, und es sind keine Hilfsmittel mehr nötig. Der Abend kommt, und er scheint nachts einen sehr ruhigen Schlaf zu haben, der ihn erquickt, und er liegt sehr ruhig im Bett. So wird er von seinen beiden Dienern hinaufgetragen, wobei er einen leisen Laut, nicht des Schmerzes, sondern der Erleichterung ausstößt, »sieh, sieh, sieh« oder dgl., und sagt, wie er mir erzählte: »Ei, so sind wir wieder über eine Welle hinweggekommen, es ist wieder eine Woge vorüber«, denn er nennt die Tage

seine Wogen in Anspielung auf das Wort: »Wer wollte die Wogen zählen, die vorüber sind?« Ich mußte kommen und seine »Prozession« sehen, wie er es nennt – seine Frau zuerst mit der Kerze, dann er in den Armen der beiden Männer. Im Hinaufgehen drehte er den Kopf zurück, um sich zu versichern, daß ich zusähe.

Man vergißt frühere Gefühle, sonst würde ich sagen, ich habe noch nie so einen Schmerz gefühlt wie jetzt. Das dachte ich gestern und sagte es auch; aber ich glaube, es ist nicht so. Doch ich bin in sehr großer Betrübnis und hoffe, ich werde vor Dürsterkeit und Mißgestimmtheit bewahrt bleiben. Ich habe ihn seit dem letzten Oktober aufgegeben, doch ich habe mir den Verlust bis jetzt nicht recht vorgestellt, vielleicht tue ich es auch jetzt nicht. Er ist mein ältester Freund. Siebenundzwanzig Jahre lang habe ich ganz nahe mit ihm gestanden. Er wurde zu mir auf Besuch geschickt am Tage, nachdem ich zum dauernden Aufenthalt gekommen war – er führte mich im College und in der Universität ein –; er ist das Bindeglied zwischen mir und Oxford. Ich habe Oxford stets in ihm erkannt. Indem ich ihn verliere, ist es mir, als ob ich Oxford verlöre. Wir pflegten als Nichtgraduierte einer im Zimmer des andern zu wohnen, und die Leute pflegten unsere Namen zu verwechseln und einen mit dem des andern zu nennen. Als er heiratete, beging er selbst häufig einen ähnlichen Irrtum und nannte mich Elisabeth und sie Newman. Und jetzt hatte ich seit einigen Jahren, obwohl ich ihn von ganzem Herzen liebe, eine Scheu vor ihm, in dem Gefühl, daß ich Anschauungen hätte, von denen ich ihm nichts zu sagen wagte, und daß ich mich bezwingen und fast heucheln mußte, wenn ich mit ihm zusammen war.

Lewis ist gekommen, um mir zu sagen, daß der liebe Bowden hinübergangen ist – ich glaube, heute morgen. Ich gehe sogleich nach Clifton. Ich habe keine Einzelheiten gehört. Doch es bedrückt mich, daß ich am Donnerstag so schnell abgereist bin, während er wünschte, daß ich bleiben sollte, und nicht wußte, daß ich ging.

Stets herzlich Ihr

J. H. N.

Entwurf eines Briefes an einen Freund

30. Oktober 1844. Carissime – Wenn ich meine eigenen Gefühle und Gepflogenheiten befragte, würde ich tun, was ich so oft getan habe, wenn ich einem Tadel von Seiten anderer ausgesetzt war: schweigen. Ich rechne es mir weder als Verdienst noch als Schuld an, daß ich bei früheren Gelegenheiten solches Schweigen gewahrt habe. Es ist so meine Art. Ich bin sehr abgeneigt, etwas zu versuchen, an dessen Erfolg ich verzweifle. Die Menschen werden einen mißverstehen, was immer man sagt – d. h. die es wollen, werden es, und die es nicht wollen, werden es nicht. Wer irgendwelche Liebe zu einem Menschen fühlt, wird seine verblüffenden Worte und Taten in liebevoller Weise deuten, und die schon von einem glauben, daß man in einer hochgradigen Selbsttäuschung befangen, hoffnungslos

unbeständig sei und verirrt und ungesund in den verborgenen Quellen des Charakters, die werden allem eine schlechte Deutung geben – Decipi vult populus et decipiatur. Ich bin ungeduldig gegenüber Versuchen, bei denen ich an keine Wirkung glauben kann. Wenn dies von Hochmut herrührt, so ist es zweifellos erbärmlich. Doch es nimmt Zeit, ermüdet, bringt die Seele aus dem Gleichgewicht; und das Schreiben selbst ist eine Plage und das Ordnen der Gedanken. Und dann, wenn ein Mensch es lebhaft fühlt, daß die Zeit der große Richter über die Taten ist und die Urteile berichtigt, warum sollte er es nicht der Zeit überlassen, seine Gedanken und Begriffe ins rechte Licht zu stellen?

»Er läßt's der Zeit, die jeden Zweifel bricht:

Ihr Kind, die hehre Wahrheit, bringt's ans Licht.«

Und vor allem, wenn er es wagen kann, dem Tage entgegenzusehen, an dem die Zeit enden wird, und wenn er fähig ist, über diese Welt hinaus auf das Urteil hinzuschauen, das sich jetzt dem Auge entzieht (ja an dem man jetzt vorbeigeht), und wenn das Urteil in seinem eigenen Herzen, nach allen Rückzügen, ihm Hoffnung gibt, daß das unsichtbare Urteil gnädiger ist als die Gedanken der Menschen, dann wird er sehr wenig Neigung verspüren, seinen geraden Weg zu verlassen, um für sich selbst zu tun, was, wie er vertraut, eines Tages für ihn getan werden wird. »Populus me sibilat, at mihi plaudo ipse domi.« Das taucht – mit einer christlichen Bedeutung – vor seinem Geist auf.

Doch es gibt Überlegungen, die über jene träge Gewohnheit, Neigung oder mit welcher besserem Namen Sie's nennen mögen, den Sieg davon tragen, ohne auf eine hochgesteigerte Nächstenliebe oder ungewöhnlich große Sympathie für andere Anspruch zu erheben. Sicherlich kann man von dem überzeugt sein, was man gewissen Menschen schuldig ist, Menschen, die man niemals gesehen hat, Menschen, die uns nur aus unseren Schriften kennen, stark und bitter genug, um es einem zur Pflicht zu machen, jetzt zu sprechen, oder man hätte gar nicht sprechen dürfen. Machen Sie also mit diesem Brief, was Sie wollen; Sie haben vollständige Verfügung darüber; obwohl ich ihn, soweit ich es kann, nur mit dem Gedanken an einen persönlichen Freund schreiben werde, nicht an die, die mir wohlwollen im allgemeinen, noch viel weniger an die, die mir übelwollen. Aber ich möchte nicht, daß mein Name darauf kommt, denn das wäre wie eine Aufforderung an die Leute, ihn zu lesen, während es bei einer anonymen Flugschrift mehr ihre freie Entschließung ist und sie sich ebenso gut entschuldigen können, obwohl es natürlich Menschen gibt, von denen ich wünschen würde, daß sie ihn sehen.

Nun also, Sie wissen, was dies für ein quälendes, schreckliches Geständnis ist, das ich vorzubringen habe, wenn ich Worte dafür finden kann. Lange, sehr lange, so wie sein Gegenstand mir vor der Seele gestanden hat, so daß es scheinen könnte, als müßte es seine Frische verloren haben – die Betrachtung seiner Stärke; dem ist nicht so. Und Sie werden selbst verstehen, was ich sagen möchte, ohne daß ich es in meinem ersten Satz ganz ausspreche.

Es ist jetzt über vier Jahre her, daß sich in mir, durch das Studium der kirchlichen Kontroversen der Frühzeit, eine klare Überzeugung davon herausbildete, daß wir in loco haereticorum stehen. Ich sah

die Position der Novatianer, der Arianer, der Donatisten, der Nestorianer, der Monophysiten, eine sehr bestimmte. Ich sah ihre Position, ihre besonderen Merkmale, ihre Taten, ihre Schicksale: es war alles im wesentlichen ein und dasselbe. Es schien mir, daß wir sie heute getreu widerspiegeln: d. h. ihnen ebenso gleichen wie sie einander. Ich sah, daß sie sich im allgemeinen aus zweierlei Gruppen zusammensetzten, einer extremen Partei und einer gemäßigten. Ich sah unser eigenes Bild in der alten Via Media widergespiegelt. Ich sah das der Römischen Kirche widergespiegelt in der strengen, unnachgiebigen und, wenn Sie wollen, gebieterischen, zwingenden Haltung der Heiligen der alten Kirche, St. Ignatius, St. Cyprian, St. Athanasius, St. Augustin, St. Leo. Doch zuerst sah ich noch stärker die entgegengesetzte Tatsache: nicht nur daß protestantische Körperschaften, daß Individuen, daß gewisse Kreise bei uns, sondern, wenn es ausgesprochen werden soll, daß unsere ganze Gemeinschaft da stünde, wo häretische Kirchen von jeher stehen.

Es wurde mir weit gewisser, daß wir von der Kirche abgeschnitten seien [er schrieb zuerst »in Häresie und Schisma« und strich es dann aus], als daß die Römische Kirche sich von der ursprünglichen Lehre entfernt habe [er schrieb zuerst »in der Lehre abgeirrt ist«]. Ich sah mehr in der Kirche der Frühzeit, was mich überzeugen konnte, daß die Trennung von dem großen Leib der Kirche und die Trennung von dem Stuhl St. Peters das Zeichen der Häresie und des Schismas sei, als daß die Hinzufügungen, die jener große Leib und die der Stuhl Petri zu dem ursprünglichen Glauben angenommen hat, Neuerungen seien [er schrieb zuerst »Entstellungen«]. Ich war nicht so sicher, daß sie nicht Entfaltungen statt Entstellungen seien, wie ich sicher war, daß wir nicht in der Lage seien zu wissen, daß unsere Kirche nicht in der Lage sei zu verkünden, ob sie Entstellungen sind oder nicht.

Ich müßte all dies erläutern – aber ich weiß nicht, wie ich meinen eigenen Gedankengängen und Eindrücken gerecht werden soll. Sie sind vergangen, nicht gegenwärtig – der Eindruck bleibt, aber der Prozeß der Begründung ist wie ein Gerüst, das weggenommen wird, wenn das Gebäude vollendet ist. Ich könnte mich nicht auf all die items besinnen, die dazu beitrugen, meine Überzeugungen zu bilden, noch könnte ich es einem andern mit der Gewalt darstellen, mit der es über meine eigene Seele kam. Bekräftigungen sind auch im allgemeinen zusammentreffende Umstände – die aus verschiedenen Gedankengängen oder aus Tatsachengruppen hervorgehen, welche eine bestimmte Geistesverfassung erfordern, um sie zu schützen, und einen sehr ausgedehnten Raum, um sie zu erklären. Jedoch ich will mein Bestes tun.

Nun war ich zuerst sehr lange Zeit verblüfft über diese (ökumenischen) Konzilien. Die Anglikaner stimmen im allgemeinen darin überein, mindestens vier anzuerkennen – auf Grund wovon erkennen sie sie an? Warum erkennen sie das nicänische Credo an? Wenn nur darum, weil es schriftgemäß ist, dann erkennen sie natürlich das Konzil als Konzil überhaupt nicht an. Sie erkennen das Konzil in keinem andern Sinne an, als sie die Worte irgendeiner Privatperson anerkennen, die mit ihnen in einer Ansicht übereinstimmt. Wenn darum, weil es der Apostelzeit nahe ist, so heißt das nicht das Konzil anzuerkennen, sonst »erkennen« wir auch St. Athanasius oder St. Hilarius »an«. Aber ein Konzil anerkennen heißt, es als Konzil anerkennen. Es heißt, davon überzeugt sein, daß gewisse Arten von

Konzilien unfehlbar sind und daß gewisse faktische Konzilien echte sind. Nun kann ich nicht herausfinden, in welchem Sinn die Konzilien von Nicäa, Konstantinopel, Ephesus oder Chalkedon echte Konzilien sind, in dem das von Trient nicht auch ein echtes Konzil ist. Ich habe den Eindruck, daß ich entweder bis zu Trient weitergehen oder vor Nicäa halt machen muß. (Vergleiche Trient mit [z. B.] Stillingfleets oder Geddes' Einwendungen dagegen, dann Chalkedon als Parallele in dieser Weise: »Es gibt ein Konzil, bei dem« so und so ... Nun, dies ist Chalkedon.)

Ferner kann ich bei den einzelnen Büchern des Kanon nicht herausfinden, warum ich z. B. Esther anerkennen soll und Ecclesiasticus oder Weisheit nicht oder (wie der verstorbene Dr. Arnold sagt) einen Teil des Buches Daniel.

Ferner, was einzelne Lehren anbetrifft, kann ich nicht sehen, warum Gebete für die Verstorbenen dem ursprünglichen Glauben entsprechen sollen und der Vorrang des Papstes nicht.

So bin ich in der Lage, daß ich entweder alles glauben muß oder nichts. Und so ist es wirklich. Ich sehe keinen Ruhepunkt für die Sohlen meiner Füße zwischen allem und nichts.

(Wenn ich erläutern muß, was ich meine, will ich den Monophysitenstreit nehmen, der mir den stärksten Eindruck gemacht hat, obwohl ich glaube, daß der Donatistenstreit ein schlagenderes Beispiel für die Sache liefert – ich hatte das Gefühl: auf Grund welches Prinzips erkennen wir Chalkedon an, aber nicht Trient? erläutert durch das Verhalten der amerikanischen Kirche, die ungebundener ist als wir und infolgedessen genötigt, die Nestorianer anzuerkennen. Mit demselben Argument, das unsere Kirche als eins mit Rom erweisen würde, ließe sich beweisen, daß unsere Dissenters mit uns eins seien.)

Darüber an geeigneter Stelle, wie weit bis zu dem Extrem, alles zu glauben, zu gehen ist, wenn man kein Skeptiker sein will, wie Dr. Arnold es hinstellt. Nein – die Vernunft tritt hinzu. Es ist unvernünftig, so viel zu glauben, wenn wir nicht mehr glauben. Das ist nicht bloße Erleichterung, wie er sagt ...

J. H. Newman an E. Coleridge

Littlemore, 16. Nov. 1844

Mein lieber Coleridge, aus welchem möglichen Grunde könnte ich eine bloße »Vorliebe« für die Römische Kirche gegenüber unserer eigenen haben? Ich war kaum je, nicht einmal im Ausland, in einem ihrer Gottesdienste. Ich war kaum je in meinem Leben eine Stunde lang mit einem Römisch-Katholischen in einem Zimmer. Ich habe mit keinem in Briefwechsel gestanden. Ich kenne absolut nichts von ihnen, abgesehen von dem Äußeren, das so wenig anziehend ist. Aus dem »Tablet« und »Dublin Review«, aus radikalen Vereinigungen und liberalen Versammlungen – daher kenne ich sie. Meine Gewohnheiten, meine Neigungen, meine Gefühle sind von den ihren, wie sie sich nach außen hin zeigen, so verschieden, wie man sich nur vorstellen kann.

Nein – soweit ich mich selbst kenne, ist das eine, einzige, überwältigende Gefühl dies, daß unsere Kirche im Schisma ist – und daß es für einen, der davon überzeugt ist, darin kein Heil gibt. Es ist nun über fünf Jahre her, daß eine Betrachtung des Monophysiten- und Donatistenstreits die klare Überzeugung in mir hervorrief, wir seien jetzt, was jene Häretiker damals waren. Nur zwei Menschen, mit denen ich zu jener Zeit zusammen war, erfuhren, was mir geschehen war – und ich schickte mich sofort an, das Gefühl zu unterdrücken. Ich glaube, es war ganz recht, daß ich es versuchte, ich hätte unrecht gehandelt, wenn ich es nicht getan hätte. Und es gelang mir – zwei Jahre lang gab ich mich damit zufrieden, es sei meine Pflicht, mich ruhig zu verhalten, welche Veränderungen sich auch in meiner gegenwärtigen Anschauung vollzogen hätten. Ich verweilte bei den römischen Entstellungen, wie wir es auffassen, und wog sie gegen unsere Schwierigkeiten ab. Nun vor drei Jahren kam die Überzeugung wieder über mich, und sie ist jetzt diese ganze lange Zeit hindurch bei allem Wechsel der Umstände, des Ortes und der Stimmung klar und unerschüttert geblieben. Während dieser Zeit ist meine eigene Frage die gewesen: »Ist es eine Täuschung?«, und ich habe gewartet, nicht weil meine Überzeugung nicht klar war, sondern weil ich zweifelte, ob es Pflicht sei, ihr zu vertrauen. Ich warte noch auf Grund dieser Erwägung.

Daß der Herr in unserer Eucharistie gegenwärtig ist, wenn wir die apostolische Sukzession und die richtige Form der Konsekration haben, wird selbst von Römisch-Katholischen anerkannt – und daß die Gabe denen, die unfreiwillig in Unwissenheit sind, nicht versiegelt, sondern wirksam mitgeteilt wird, obwohl unsere Kirche im Schisma ist, wird wiederum selbst von ihnen anerkannt. Und daß sie tatsächlich freigebig mitgeteilt wird, dafür habe ich Beweise rings um mich her – doch wohlgemerkt, sie wird denen mitgeteilt, die unfreiwillig in Unwissenheit sind, nicht denen, die nach dieser geheimnisvollen Vorsehung erleuchtet sind, um zu unterscheiden, welches der wirkliche Zustand der Kirche ist. Wenn ich einmal vollkommen überzeugt bin, daß unsere Kirche im Schisma ist, dann gibt es nach der Lehre aller Zeitalter, glaube ich, für mich darin kein Heil.

Obwohl dies, mein lieber Coleridge, nicht als Argument gedacht ist, sondern nur durch Ihren Brief hervorgehoben wurde, um Ihnen meine Auffassung der Sache zu zeigen, wird es Sie doch, wie ich wohl weiß, sehr schmerzen – doch irgendwie muß Ihnen Schmerz zugefügt werden; und ich kann nicht anders als hoffen, daß jede Minute der Sorge, wenn sie vorübergeht, so ganz hinweg und vorüber ist und erledigt hat, was sein mußte, und so ganz ausgeschöpft sein wird.

Was die Menschen angeht, von denen Sie sprechen, so vertraue ich ernstlich und glaube, wenn es auf den Punkt kommt, werden sie zu weise und vernünftig sein, um einen unbesonnenen Schritt zu tun, nur weil ein anderer vor ihnen etwas unternommen hat. Daß ich sie verwirren und beunruhigen werde, weiß ich sehr wohl – daß einige sich vielleicht überreden lassen würden, denselben Weg einzuschlagen, ist nicht unwahrscheinlich –, aber ich fürchte nicht, daß religiöse Menschen aus dem Gleichgewicht gebracht werden; ich habe zu großes Vertrauen zu ihnen; ich setze ein zu großes Vertrauen auf Seine Liebe zu ihnen, der sie zu dem gemacht hat, was sie sind, um zu fürchten, daß Er sie verlassen wird.

John H. Newman

J. H. Newman an J. Keble

Littlemore, 21. Nov. 1844

Mein lieber Keble, ich habe das volle Gefühl für Richter Coleridges Güte und seine Bedeutung, aber ich bin außerstande, auf seinen Vorschlag einzugehen oder vielmehr auf den Vorschlag, den er erraten läßt. Es ist vielleicht schwierig, meine Gründe anzugeben. Ich fürchte eine *véμεισις* {Rache}. Was mir gegenwärtig den meisten Eindruck macht von den Angriffen, die gegen mich gerichtet werden, oder richtiger, das einzige, was mir wirklich Eindruck macht, ist der Vorwurf der Unehrllichkeit. Tatsächlich wird kein Mensch außer O'Connell so unumwunden und so gemeinhin ein Lügner genannt wie ich. Ich glaube, nichts als dies ist fähig, mich seelisch zu verletzen. Ich werde nicht einfach als Ehrenmann behandelt, und das von gebildeten Leuten. Soweit nun so eine Kundgebung wie die Sir J. C.s darauf ausginge, dagegen zu protestieren, würde ich sie sehr schätzen – aber dann kommt mir der Gedanke, daß ich mich von einem Kreuz befreien würde, und es könnte mir ein schwereres auferlegt werden. Wenn es ein Kreuz gibt, das von denen gesegnet worden ist, die es von unseres Herrn Zeit an getragen haben, so ist es dies – und es ist am sichersten, wenn man sich damit zufriedengibt.

Sein Brief ging jedoch weit über dies hinaus, und Worte wie Verehrung, Liebe etc., konnte ich wirklich nicht ertragen. Ich habe sie nie gehört. Ich hoffe, es ist kein Unrecht und keine Undankbarkeit, wenn ich davor zurückschreke. Ich bin nicht sicher, ob nicht etwas Stolz darin liegt. Aber ich konnte sie wirklich nicht ertragen. Und obwohl ich dies sage, glaube ich doch wirklich, so widerspruchsvoll es ist, während sie mich schmerzen würden, könnte ich auch aufgeblasen werden – und bitte, bewahren Sie mich davor.

Und dann glaube ich, sie würden meinen allergrößten Kummer vermehren, nicht vermindern – den über die seelische Beunruhigung der Menschen. Je lebhafter ich mir vorstellte, daß Menschen mit mir fühlen, desto bitterer würde ich den Schmerz empfinden, den ich ihnen verursache. Ist das selbstisch?

Ich mache zuviel davon her, werden Sie sagen, doch ich will noch eins hinzufügen – ich würde fürchten, daß manche Leute wenigstens, die sich an einer solchen Kundgabe freundlicher Gesinnung beteiligten, glauben würden, meine gegenwärtigen Tendenzen wären durch das Fehlen solcher Kundgebungen verursacht, und sie würden hoffen, mich mit ihrer Hilfe aufzuhalten. Nun habe ich außerordentlich gute Briefe von Manning, Gladstone, Blowell und anderen erhalten, aber sie haben niemals im mindesten dahin gereicht, die tiefe Überzeugung zu erschüttern, die ich gegenwärtig habe, daß Christentum und römischer Katholizismus vertauschbare Begriffe sind oder hoffnungsvollere oder tröstlichere Gefühle bezüglich unseres gegenwärtigen Zustandes in mir zu erwecken.

Ich hoffe, Sie werden nicht denken, daß ich eine kalt vernünftige Antwort auf Ihren so sehr gütigen Brief schreibe. Ich schrieb zuallererst einen, um Ihnen zu danken etc. – und dann kam mir der Gedanke, daß all dies zwischen uns nicht nötig sei, so habe ich ihn verbrannt und von neuem angefangen.

Da ich gerade bei mir selbst bin, will ich noch ein oder zwei Sachen sagen.

Als ich zuerst von Hawkins über die Lehre von der Wiedergeburt durch die Taufe belehrt wurde, als ich nach Oriel kam, von Whately über die Lehre von der Kirche 1825, von Hurrell Froude sieben Jahre später von der apostolischen Sukzession 1829 (vorher James über den Episkopat 1823), begann ich diese Lehren zu bekennen und mich in bestimmten Akten dem Bekenntnis zu unterwerfen, mit weit geringerer intellektueller Überzeugung und einem weit geringeren Gefühl der Sicherheit, als ich jetzt bezüglich des päpstlichen Supremats und der Katholischen Gemeinschaft habe. Ich bezweifle, ob ich je diese Lehren vertreten hätte, wenn ich in der unentschlossenen Weise vorgegangen wäre, in der ich (mit Recht oder Unrecht) hinsichtlich der zuletzt erwähnten vorgehe. Ich bezweifle, ob ich ohne ein Wunder, oder selbst dann, eine klarere Überzeugung haben kann, als ich sie habe. Und Bischof Butler warnt uns davor, in moralischen Fragen auf einen zu klaren Beweis zu warten.

Seit drei Jahren bin ich in einem Zustand unerschütterter Gewißheit. Gegen diese Gewißheit habe ich gehandelt, in dem Gedanken, es könnte ein Traum sein und ich könnte es wie einen Traum zerstören, indem ich handelte – aber ich kann es nicht.

In dieser Zeit gab es kein Auf und Ab bei mir – keine starken Versuchungen, etwas zu unternehmen und dann Rückfälle, wenn auch natürlich in besonderen Augenblicken die Wahrheit (wenn sie es ist) mit ungewöhnlicher Kraft über mir geleuchtet hat.

Ich habe kaum je, nicht einmal im Ausland, einem römischen Gottesdienst beigewohnt. Ich kannte keine römischen Katholiken. Ich habe keine Sympathien für sie als tatsächlich bestehende Körperschaft. (Ich möchte jedoch bemerken, daß es mich freilich sehr gerührt hat, als ich hörte, daß einige für mich beteten.) Ich kehre mein Antlitz durchaus der Wildnis zu.

Ich bin mir nicht bewußt, daß ich darauf aus bin, etwas zu unternehmen. Was ich zu vermeiden suche, ist der Zustand, den die Theologen »indifferentia« nennen. So gerührt und dankbar man für die Gebete seiner Freunde sein muß, ich habe versucht, herauszubekommen, ob ein Gefühl der Ungeduld in mir ist, wie wenn sie mich zurückhielten – irgendwelche Furcht vor ihren Gebeten – irgendein Widerwillen gegenüber der Aussicht zu bleiben, wo ich bin (Domine, si vis). Ich kann nichts davon entdecken.

Das einzige Gefühl, das mir überhaupt verdächtig gewesen ist, ist eins, das ich ein oder zweimal einen Augenblick lang empfunden habe, das aber, soweit ich mir bewußt bin, nicht anhaltend in meiner Seele gewesen ist, ein gewisses Gefühl intellektueller Geringschätzung für die Trugschlüsse unserer kirchlichen und theologischen Theorie. Daß ich sie für volle Trugschlüsse halte, ist ganz gewiß – daß

ich mich, wenn ich wollte, einer außerordentlichen Verachtung dafür hingeben könnte, weiß ich, und daß nichts davon bewußtermaßen in mir vorgeht, weiß ich auch –, und ich hoffe zuversichtlich, ich habe kein verborgenes Gefühl dieser Art, d. h. nichts, was mich bestimmen oder beeinflussen könnte. Was ich mich gefragt habe, ist: »Schämst du dich nicht vielleicht, an einem System festzuhalten, das so widerspruchsvoll, so unhaltbar ist?« Ich kann nicht leugnen, ich würde mich schämen, wenn ich es zu bekennen hätte – doch ich glaube, das Gefühl, so stark es sein mag, ist keineswegs imstande, so etwas Großes zu bewirken, wie mich von meinen Freunden loszureißen, von ihrer guten Meinung, von meinem Ruf als eines konsequenten Menschen, von meinen gewohnten Verbindungen, von allem, was mir naturgemäß lieb ist.

Sie müssen nicht glauben, daß ich mir einbilde zu wissen, warum oder woraufhin oder aus welchem Motiv ich handle. Ich kann es nicht. Ich fühle keine Liebe und keinen Glauben. Ich habe selbst den Eindruck, daß ich sehr wenig lebendig vollziehe. Ich kann nur negativ sagen, was mich, wie ich glaube, nicht beeinflußt. Aber ich kann mich nicht seelisch zergliedern und würde vermutlich nichts Gutes tun, wenn ich es versuchte.

Nun habe ich das ernstliche Vertrauen und glaube, ich werde imstande sein, in meiner gegenwärtigen Haltung auszuharren, bis etwas kommt, was die Entscheidung herbeiführt, trotz dessen, was ich gesagt habe: doch es müssen noch ein oder zwei Dinge gesagt werden.

Bedenken Sie mein Alter. Habe ich nicht, wenn irgendjemand, ein Recht, zu urteilen und zu entscheiden?

Ferner ist es vier Jahre oder noch viel länger her, seit ich keinen Traktat und keine Kritik und keine andere Schrift über kirchliche Fragen mehr veröffentlicht habe.

Die letzten beiden Bekenntnisse meiner Überzeugung, glaube ich, waren 1838 in meinem Brief an Faussett – und (das erzwungene) an den Bischof Anfang 1841.

Seit über fünf Jahren war ich bemüht, mich aus meiner Stellung zurückzuziehen.

Ich habe seit einem Jahre geschwiegen.

Mein einziger wahrnehmbarer Grund für einen Schritt vorwärts ist das Gefühl einer unendlichen Gefahr für meine Seele, wenn ich bleibe. Dessen glaube ich mich in folgender Weise zu vergewissern. Ich glaube, ich könnte nicht in unserer Gemeinschaft sterben. Dann kommt die Frage über mich: ist nicht der Tod die Probe? soll man es ertragen, da zu leben, wo man sterben nicht kann?

Ich lasse mich erstens durch die Rücksicht auf meine Freunde zurückhalten – dann durch die Furcht vor einer schrecklichen Täuschung, in der ich befangen sein könnte.

Das ist eine kummervolle und undankbare Antwort auf Ihr Schreiben – das mich, das will ich nur hinzufügen, so weit aufgeheitert hat, wie ich, mit so schrecklichen Fragen vor mir, aufgeheitert werden kann.

Stets herzlich Ihr

J. H. N.

P.S. Glauben Sie nicht, daß ich eine Antwort verlange – ich glaube, es kann Ihren Schmerz tatsächlich nicht vergrößern, sondern eher erleichtern, wenn Sie erfahren, wo ich eben stehe.

Frau J. Mozley an J. H. Newman

20. November 1844

Dein Brief an John (ihren Mann) hat mir viel zu schaffen gemacht, der Teil nämlich, der mir Mangel an Teilnahme für Deine Gefühle vorwirft (wenn auch indirekt), und es schmerzt mich sehr zu denken, ich könnte Dir wirklich Grund zu diesem Eindruck gegeben haben. In diesem Augenblicke bin ich mir wirklich nicht bewußt, über irgendeinen Punkt absichtlich geschwiegen zu haben, außer vielleicht einen in einem Deiner Briefe (im letzten August), in dem Du darüber klagst, wie seltsam Dir zumute sei, wenn Du in die Mauern des College eintrittst, etc. Ich zögerte, ob ich darauf eingehen sollte oder nicht; zuletzt entschied ich dagegen – nicht weil ich mich nicht in Deine Gedanken versetzen konnte, sondern weil ich es zu sehr tat. Ich konnte nicht versuchen, Dich zu überreden, dies Gefühl sei Einbildung, weil ich fürchtete, der Eindruck könnte durch das des College Dir gegenüber gerechtfertigt sein, unabhängig davon, daß Du einfach aus Deiner Stellung herausgewachsen bist, woran ich überhaupt nicht denke. Es waren dann noch Stellen in zwei Briefen an Tante Elizabeth Newman, die sie mich lesen ließ ... Was immer die Veranlassung gewesen sein mag, es tut mir außerordentlich leid, daß irgendetwas Positives oder Negatives von meiner Seite Dir Schmerz verursacht hat oder Dich denken ließ, Dein Vertrauen sei schlecht angebracht. Du mußt wissen, lieber John, daß auch das Geringste, was tu tust oder fühlst, meine Teilnahme und Besorgnis erweckt, und so brauche ich Dir kaum zu sagen, welchen Schmerz das Gerücht vor vierzehn Tagen Tante und mir bereitet hat – in der Tat, ich kann sagen, unserem ganzen Kreis. Ich fühlte, ich konnte nichts sagen, solange der Schwebezustand dauerte. Ich konnte keine Briefe schreiben und keine Fragen stellen und fürchtete mich davor, von jemanden, den ich sah, angesprochen zu werden. Ich hatte Dir gerade geschrieben, sonst hätte ich um alles in der Welt nicht schreiben können, um Dich zu fragen. Doch ein wenig Hoffnung und Trost ist mir noch geblieben, und ich tue mein Bestes, um der armen Tante etwas davon einzuflößen. Sie denkt immer an dich und betet für Dich, wie viele andere, glaube ich, daß Du auf dem rechten Weg erhalten bleiben möchtest, welcher es auch sein mag. Ich hoffe, ich habe nichts gesagt, was Dich unnötig bedrücken könnte; ich glaube nicht, denn ich weiß, wie Du Dir immer die Dinge ausmalst, die Du nicht siehst. Ich fürchte, es wird mir durchaus nicht gelungen sein, mich zu rechtfertigen, denn ich weiß, Zurückhaltung und alle Gefühle und Gewohnheiten, die damit zusammenhängen, gehören zu meinen großen Fehlern.

J. H. Newman an Frau J. Mozley

24. November 1844

Ich wußte sehr wohl, daß ich einen gütigen Brief von Dir bekommen würde, wie es der Fall gewesen; aber wirklich, Du übergingst – ich sage nicht bewußt, aber aus einem unbewußten Gefühl heraus – ganz unverkennbar Verschiedenes, was ich über meine Gefühle sagte, hieltest Dich an einen halben Satz und ließest die andere Hälfte weg; sprachst von Bowden, nicht von mir, wo ich von uns beiden zugleich gesprochen hatte. Ich wußte, wie überaus schmerzlich die ganze Sache Dir war und war in der Tat weit davon entfernt, Dich zu tadeln, aber als ich eine Zeitlang fortgefahren hatte, glaubte ich ehrlich, Du wünschtest, daß ich das Thema fallen ließe und ich ließ es fallen.

Was die jüngsten Gerüchte angeht, so hörte ich eigentlich erst davon, als sie vorbei waren – d. h. ich hörte, es gebe einen Artikel, stellte mir aber seine Bestimmtheit und Wahrscheinlichkeit nicht recht vor. Als ich es tat, schrieb ich an einige Freunde und hätte auch an Dich geschrieben, aber ich dachte, Du hättest mich wirklich, so weit, aufgegeben. Und ich dachte, Du würdest es von James Mozley hören. Es ist erstaunlich, wie wenig Gefühl gewisse Leute haben. Golightly und die Zeitungen würden es für unrecht halten, auf zweifelhafte Nachricht hin etwa bekannt zu geben, daß ich ein Bein gebrochen hätte, aber sie haben keine Bedenken, etwas herumzutragen, was danach angetan ist, meine Freunde unendlich mehr zu erschrecken. Aber der besagte G. ist buchstäblich ein Mann ohne Herz. Ich bezweifle, ob er überhaupt ein Inneres hat und nicht eine Art gehende und sprechende Maschine ist.

Ich habe sehr viel durchgemacht und war sehr herunter. Die eine, alles überwiegende Qual, die auf mir lastete, war die Beunruhigung der Gemüter, die ich verursache. Das ist eine Sache, die mich Tag für Tag gepeinigt hat. Und tagelang hatte ich buchstäblich Schmerzen im Herzen und da herum, die ich, glaube ich, jeden Augenblick wieder hervorrufen könnte. Ich war überarbeitet in letzter Zeit. Die Übersetzung von St. Athanasius nähert sich, wie ich zu meiner Freude sagen kann, eben ihrem Ende, und ich werde (hoffentlich) ausspannen können. Ich glaube, ich habe es nötig. Dies ist ein sehr angreifendes Jahr gewesen.

... Neben dem Schmerz über die Beunruhigung der Leute empfinde ich natürlich den Verlust, den ich in der guten Meinung meiner Freunde und Gönner erleide, obwohl ich nicht sagen kann, wie sehr ich ihn empfinde. Das Entsetzen, die Überraschung, der Schrecken, die Hilflosigkeit, der Abscheu, die Skepsis, die ich hervorrufe, die Meinungsverschiedenheiten, die Spaltung in den Familien – all das verursacht mir Herzweh.

Ich kann nicht herausfinden, daß ich ein anderes Motiv hätte als das Gefühl einer unendlichen Gefahr für meine Seele, wenn ich bleibe, wo ich bin. Eine klare Überzeugung von der wesentlichen Identität zwischen Christentum und römischem System lebt nun seit vollen drei Jahren in mir. Es ist jetzt über fünf Jahre her, daß diese Überzeugung über mich kam, obwohl ich dagegen ankämpfte und sie unterdrückte. Ich glaube, alle meine Gefühle und Wünsche sind gegen einen Wechsel. Ich habe nichts, was mich anderswohin ziehen könnte. Ich war kaum je in einem römischen Gottesdienst; selbst im

Ausland hatte ich keine Bekanntschaft mit römischen Katholiken. Ich habe keine Sympathien für sie als Partei. Ich gebe alles auf. Ich bin mir keines Grolls, keiner Abneigung o. dgl. bewußt, was mich aus meiner gegenwärtigen Stellung verdrängen könnte, und ich habe keinerlei Träume – weit entfernt, wahrlich. Es sieht aus, als ob ich mich wegwürfe.

Wenn nicht etwas geschieht, was ich nicht voraussehen kann, habe ich nicht die Absicht, jetzt bald etwas zu tun. Aber ich kann nicht umhin zu denken – obwohl ich es mir so wenig vorstellen kann, wie daß ich zum Dekan von Christ Church oder zum Bischof von Durham gemacht würde –, daß es eines Tages kommen wird und in einem bestimmten Zeitabstand. Soweit ich es erkennen kann, bin ich in dem Seelenzustand, den die Theologen indifferentia nennen, wobei sie es als Pflicht einschärfen, sich auf nichts festzulegen, sondern bereit zu sein hinzunehmen, was immer die Vorsehung will. Wie kann ich in meinem Alter und nach den Prüfungen, die ich hinter mir habe, auf etwas festgelegt sein? Ich glaube wirklich nicht, daß ich es bin. Was mich hier hält, ist der Wunsch, jeder Möglichkeit Raum zu geben, um herauszufinden, ob ich unter der Herrschaft einer Täuschung stehe. Verschiedene Leute haben mir sehr freundliche Briefe geschrieben, und ich habe wirklich das Vertrauen, daß sie in ihren Gebeten meiner gedenken.

Ich sage zu mir selbst: »Was habe ich getan, um einer Täuschung ausgeliefert zu werden, wenn es eine sein sollte?« Ich habe die volle Absicht, meine Fellowstelle einige Zeit, ehe es geschieht, aufzugeben. Nun aber – wieviel habe ich da über mich selbst geredet! Ich möchte wissen, wieviele Ichs in diesem Briefe stehen.

Das ist ein höchst abgerissener Brief, doch ich habe keine Zeit und bin müde und nicht bei Stimmung.

J. H. Newman an Frau J. Mozley

Littlemore, 22. Dezember 1844

Ich wundere mich nicht, daß es jedermanns erster Eindruck ist, wenn er von dem Glaubenswechsel eines andern hört, er müßte von einem verkehrten Motiv beeinflusst sein. Es ist die notwendige Folge davon, daß er selbst am rechten Platz zu stehen glaubt; und ich gestehe völlig zu, daß das onus probandi dafür, daß er nicht unter solchen Einflüssen steht, auf seiten des Beeinflussten liegt. Ich finde also zwar, daß Du sehr hart über die verschiedenen Leute urteilst, die sich der Römischen Kirche angeschlossen haben, aber ich finde, daß Du gerechtfertigt bist, wenn Du es tust, denn sie haben zu beweisen, daß sie kein hartes Urteil verdienen. Ich sage dasselbe von mir. Man hat naturgemäß das Gefühl, es müsse etwas Verkehrtes zu Grunde liegen; ich müsse enttäuscht sein oder ruhelos oder auf eine Theorie festgelegt oder durch eine Partei fortgerissen oder durch Bewunderer hineingelockt oder durch eine der tausend Überzeugungen beeinflusst, von denen mein Kopf so wenig weiß wie mein Herz, die andere aber leicht als Hypothese ansetzen können. Ich rechte nicht mit Leuten, die so denken.

Doch ich denke immer noch, wenn die Zeit fortschreitet und die Menschen Gelegenheit haben, mich besser kennenzulernen, werden sie sehen, daß alle diese Vermutungen sich nicht bestätigen; und sie werden dahin kommen zu sehen, es ist mein Motiv einfach das, daß ich die Römische Kirche für die wahre halte, und ich bin ohne nachweislichen Fehler meinerseits zu diesem Glauben gekommen. Weit bin ich wahrlich davon entfernt zu sagen, absolut »ohne Fehler«, sondern ich sage ohne Fehler, den man aufdecken und nachweisen kann. Wäre ich sicher, daß absolut kein Fehler dabei war, so würde ich nicht zögern, morgen den Schritt zu tun. Gerade die Furcht vor einem geheimen, unentdeckten Fehler erzeugt ja den Glauben in mir, der mich wartend da festhält, wo ich bin. Aber ich kann wirklich sagen, daß sich mir nichts zeigt, was auf einen solchen Fehler hinweist, und je mehr Zeit ohne solche Entdeckung vergeht, desto größer wird meine Hoffnung, daß keiner da ist. Ich kann nichts dergleichen entdecken. Vor einiger Zeit schrieb ich für Keble alles nur Erdenkliche auf, was ich in meiner Seele an Unrechtem in irgendeiner Hinsicht entdecken konnte, das Tag für Tag eine bestimmte Zeitlang, und er konnte nichts entdecken, was für diesen meinen besonderen Glauben Bedeutung hätte. Ich bin ihm gegenüber so offen wie möglich gewesen. Nun sage ich keineswegs, daß ich gute Motive in mir finde – ich habe durchaus kein Vertrauen, daß ich aus Glauben und Liebe handle; sondern was ich sage, ist, daß ich keine schlechten Motive entdecken kann, und es scheint mir, daß sich in mir aufs vollkommenste die Worte des hl. Paulus verwirklichen. »Ich bin mir selbst keiner Sache bewußt, doch dadurch bin ich nicht gerechtfertigt – sondern der, der richtet, ist der Herr.« Natürlich weiß ich, daß ich beständig tue, was unrecht ist; aber was habe ich getan, was ist meine Sünde gewesen, die dies Gericht über mich gebracht hat – daß ich einen so furchtbaren Schritt tun sollte, wie meine Kirche zu wechseln, wenn es unrecht wäre?

Indem ich dies sage, behaupte ich nicht, daß jemand anders Unrecht hat, der nicht dasselbe tut. Ich sehe nur auf mich selbst. Wenn Gott mir ein gewisses Licht schenkt, angenommen daß es dies sei, so ist das ein Grund für mich zu handeln; doch indem ich es tue, verurteile ich diejenigen nicht, die nicht so handeln. Es gibt eine Wahrheit, aber es mag sein, daß es dem Allmächtigen Gott nicht gefällt, jedem im selben Grade oder auf dieselbe Weise zu zeigen, welche und wo sie ist. Ich glaube, daß unsere Kirche von der katholischen Gemeinschaft getrennt ist; aber ich weiß doch, daß alle Theologen, alte wie neuere, die römischen so gut wie unsere eigenen, selbst einer schismatischen Kirche, welche die apostolische Sukzession und die richtige Form bei der Konsekration der Sakramente hat, sehr große Vorrechte einräumen. Sie gestehen zu, daß der Taufe die Gabe des Heiligen Geistes und der Eucharistie die reale Gegenwart zukommt. Was sie leugnen, ist, daß eine solche Kirche die Kraft habe, diese Gaben mitzuteilen. Sie sagen, daß die Gnade verschlossen, wiewohl gegenwärtig ist und für die Seelen der einzelnen Menschen nicht fruchtbar werden kann. Indessen gestehen sie zu, daß unvermeidliche Unwissenheit und Liebe die Kraft haben, diese Schranke oder obex zu durchbrechen. Sie halten alle Kinder für wiedergeboren, die in der frühen Kindheit sterben, und geben zu, daß die göttliche Barmherzigkeit über die von ihr selbst vorgeschriebenen Grenzen hinausfließen kann. Ich bin also – wie könnte ich anders? – weit davon entfernt zu leugnen, daß große Gnade unsern Mitgliedern

geschenkt worden ist und noch geschenkt wird; aber die Frage ist, ob sie einem Menschen geschenkt werden wird, der nicht in Unwissenheit ist; ob es nicht seine Pflicht ist, gemäß dem Wissen, das ihm hinsichtlich des Zustands seiner Kirche gewährt ist, zu handeln – ein Handeln, das zur Rettung derer, die dies Wissen nicht haben, nicht erforderlich ist. Unsere Kirche mag eine Stätte der Gnade und Sicherheit für jemand anders sein, aber nicht für mich.

Nun, meine liebe Jemima, bin ich sicher, Du wirst fühlen, daß ich nicht argumentiere, sondern Dir nur begreiflich machen möchte, wo ich stehe und was ich fühle – zu meinem eigenen Trost. Ich habe niemals gewünscht, daß es irgendwelche Zurückhaltung zwischen uns geben sollte – es widerstrebt meiner Natur im höchsten Grade, Dinge zu verbergen. Lange habe ich freilich dies Geheimnis für mich behalten, da ich es für unrecht hielt, es zu erwähnen. Allmählich, oft ohne meinen Willen, ist es herausgekommen, und die wachsende Überzeugung hat es gerechtfertigt, daß ich davon sprach. Und da es nun heraus ist, wird es mir ein großer Trost sein, wenn Du mir erlaubst, offen gegen Dich zu sein, und wenn ich Dir sagen kann, welches mein Seelenzustand ist. In der Tat, ohne diese Offenheit kann keine Liebe zwischen Menschen geübt werden. Wenn ich dies sage, habe ich jedoch keine besondere Eröffnung im Auge; in der Tat, ich habe fast vergessen, was ich Dir schon gesagt habe und was nicht, ich meine es nur im allgemeinen.

Ich ging am Mittwoch nach der Stadt und kehrte am Freitag zurück, da ich mich noch nicht von einer heftigen Influenza o. dgl. erholt hatte.

Alles Gute zum Fest für Euch alle.

In vigilia Nativitatis – Ich hoffe, das Fest in Frieden und Trost begehen zu können. Wir essen immer im Observatorium. Die heilige Kommunion wird früh um 8 Uhr ausgeteilt, das ist eine große Sache. In Oxford steigen die Aktien. Wenigstens sind die Leute sanguinisch in bezug auf eine Aufhebung des Prüfungseides, was eine tatsächliche Aufhebung der Rüge von Nr. 90 wäre.

J. Keble an J. H. Newman

Hursley, 10. Febr. 1845

Mein sehr lieber Newman, es ist ein unbehagliches Gefühl, Ihnen in dieser Zeit gar nichts zu sagen, wo so viele den ganzen Tag hindurch mit Besorgnis und sogar Zärtlichkeit an Sie denken, deren Worte und Gedanken, wenn sie Ihnen mitgeteilt werden könnten, in der Tat ein Trost für Sie wären – und sicherlich werden sie Ihnen in Wirklichkeit mitgeteilt werden; früher oder später, in einer oder der anderen Gestalt wird der Tau des Hermon auf den Hügel Zions herabfallen (ich denke, es ist nicht unrecht, die Worte so anzuwenden). Wenn manche Leute härter mit Ihnen verfahren und wenn man sich Freiheiten gegen Ihren Namen herausnimmt, wie Sie es, glaube ich, zu stark empfinden, dann zweifeln Sie doch nicht daran und vergessen Sie nicht, wie liebevoll über das gewöhnliche Maß hinaus Ihr Name von vielen andern im Herzen getragen wird, für die Sie zu einem Werkzeug des Guten

gemacht worden sind, z. T. vielleicht zu dem von der Vorsehung gewollten Zweck, daß eine so schwere Prüfung über Sie verhängt werden könnte. Es drängte mich gerade so sehr, dies zu sagen, denn wenn es auch gefährlich wäre, gemeinhin dabei zu verweilen, scheint es mir gerade die Art Hilfe, die man in seiner Schwäche nötig haben und dankbar annehmen dürfte, wenn das Gefühl, verleumdet zu werden, allzu bitter über uns kommt. Sie werden mir verzeihen, wenn es ganz und gar nicht angebracht sein sollte; da es von mir kommt, könnte es sehr wohl so sein.

Dies Vorgehen der Häupter hat mich veranlaßt, das Argument meines Briefes an Coleridge zu überprüfen, und ich glaube, ich sehe klar, daß der Fall, den ich dort ins Auge faßte, nicht wirklich eingetreten ist, mag die Abstimmung am Donnerstag sein, wie sie will. Denn jenes Argument beruhte ganz und gar auf der Voraussetzung, daß es Sache der Universität ist, akademische Unterwerfung anzuordnen, das Gegenteil von dem, was jetzt ausgemacht zu sein scheint. Ich halte es daher für besondere Pflicht jedes Menschen, dem sie eine Rüge erteilen, seinen Platz unter ihnen zu behalten und dadurch zu zeigen, daß er ihre Rüge für null und nichtig hält. Ich habe einen Brief in diesem Sinne geschrieben und an R. Palmer geschickt, um ihn an den nächsten »English Churchman« zu senden, wenn P. es für angebracht hält, weil der »E. C.« diese meine Auffassung angeführt hat.

Gott sei mit Ihnen in Sturm und Sonnenschein und mache mich tauglicher, Ihr sehr ergebener Freund zu sein,

J. K.

J. Keble an J. Newman

Hursley, 20. Febr. 1845

Ich habe Ihnen gar nichts zu sagen, liebster Newman, was irgendwie zweckdienlich wäre, und doch möchte ich Ihnen ein Wort sagen, nur um Ihnen zu sagen, daß ich an Ihren Geburtstag denke und gern fähig wäre, ihn so zu begehen, wie ich es wollte; doch es ist zu hoffen, daß andere da sind, die ausgleichen, woran man es in der Richtung fehlen läßt. Etwas, was ich sehr gern täte, wäre, einen der alten Tage auszuwählen, als wir uns am meisten miteinander vergnügten, entweder mit dem lieben Hurrell Froude oder in Gedanken und Gesprächen über ihn, und ihn für ein oder zwei Stunden noch einmal durchzuleben – wenn solche Genüsse für diese Zeit nicht zu schlecht passen: und für mich sollten sie keineswegs unpassend sein, denn sicherlich würden sie bittere Erinnerungen an Gedanken und Einbildungen mitbringen, die dort, wo ich sein durfte, sehr wenig am Platze waren. Doch will ich nicht von mir sprechen; ich wollte sagen, wenn ich einen schönen Tag auswählen dürfte, um daran zu denken, könnte es vielleicht der Tag sein, als der Grundstein in Littlemore gelegt wurde 1842. Viele Orte und Stunden, scheint mir, mögen wohl eine Art Färbung von diesem Tage angenommen haben, und sicherlich bringt er süße und hoffnungsvolle Gedanken mit sich, und viele davon, und Vergangenheit und Zukunft, Lebende und Abgeschiedene, Zeiten des Glaubens und Zeiten des Verfalles

scheinen in einer Weise verschmolzen, wenn man daran denkt, daß es schließlich (durch Seinen Segen; mögen wir ihn nicht verwirken!) zum Trost reichen muß. Ich erinnere mich auch noch an einen anderen Tag, als wir mit dem alten Christie hinaufgingen und ein Gespräch hatten darüber, wie jedes Wort unseres Herrn gleichsam ein Kirchengesetz ist, und Christie sagte, das Gespräch müßte gedruckt werden; das war lange nach dem andern, aber ich kann mich nicht genau erinnern wann. Werden Sie Nachsicht mit mir haben, wenn ich Ihnen dies Geplauder schicke, das gewiß sehr wenig wert ist? – doch es wird nicht ganz wertlos sein, wenn es Ihnen nur ein wenig Spaß macht an Ihrem Geburtstag. Ich würde gern noch etwas länger mein Gedächtnis anstrengen, aber das Posthorn läßt sich vernehmen, und dieser Brief wird nicht dableiben, wie es auch mit einem andern gehen mag.

So halten Sie mich stets und allezeit für Ihren sehr herzlich ergebenen Freund, der gerne ein würdigerer wäre,

J. Keble.

Ich möchte nicht, daß Sie sich die Mühe machen, auf Ergüsse wie diese zu antworten.

Frau J. Mozley an J. H. Newman

Derby, 13. März 1845

Du hast recht, wenn Du glaubst, daß die Mitteilung am Ende Deines Briefes mich sehr schmerzt. Ich kann seitdem an nichts anderes denken und bin doch anscheinend nicht fähig, Dir zu schreiben. Doch ich kann kaum sagen, warum es so ist, denn ich bin keineswegs überrascht; in der Tat, ich habe schon seit einiger Zeit gefürchtet, etwas der Art zu hören. Du hast mich genügend davor gewarnt. Doch ich bin eine so sanguinische Natur, daß ich stets hoffe, die schlimmsten Schicksalsschläge könnten noch abgewendet werden, bis nichts mehr zu helfen ist. Und was kann schlimmer sein als dies? Es ist, wie wenn man hörte, daß ein lieber Freund sterben muß. Ich kann meine Augen nicht mehr länger vor diesem überwältigenden Ereignis verschließen, das drohend bevorsteht. Was die Folgen sein können, weiß ich nicht. O lieber John, ob du wohl lange genug nachgedacht hast, ehe Du einen Schritt beschloßest, der mit seinen wahrscheinlichen Wirkungen so viele in Verwirrung und Schrecken stürzen muß? Ich weiß, was Du antworten wirst – daß nichts als die Gefahr für Dein persönliches Heil Dich dazu führen würde, und ich glaube es vollkommen. Ich weiß, daß Du stets die größte Rücksicht auf andere genommen und eine Zeitlang danach gehandelt hast. Doch denke, welches unsere Gefühle sein müssen, die wir Deine Ansichten nicht teilen, sondern sie nur als einen verhängnisvollen Irrtum beklagen können! Und ich fühle bitter, wieviele gute Menschen Dir nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, sondern Dich wirklich sehr hart beurteilen würden. Es ist ein wirklicher Schmerz und Kummer, Dich als gleichsam durch Deinen eigenen Urteilspruch von uns getrennt zu denken. Ich fürchte sehr, lieber John, Du wirst vielleicht überrascht sein über das, was ich sage, und erwarten, daß ich dies Ereignis leichter nehme. Ich kann es wirklich nicht; es ist für mich der große Beweis für die

Schlechtigkeit dieser Welt und die unglücklichen Zeiten, in denen wir leben, daß ein Mensch wie Du die Richtung einschlägt, die Du gewählt hast ... Bitte entschuldige diesen unzusammenhängenden Brief. Ich fürchte, er ist sehr sonderbar und drückt kein bißchen von meinen Gefühlen aus. Unsere arme, zerrüttete Kirche scheint mir ganz entzwei, und es gibt gar keine Hilfe für sie, und die Sympathien ihrer Kinder scheinen alle einen andern Weg zu gehen. Und wie traurig ist es für mich, daß ich Dir dies nicht sagen kann, ohne daß Du denkst, ich sei im Irrtum und auf dem falschen Weg und hätte den rechten Weg nicht gefunden! Gibt es nicht genug in der Welt, um alle, die die Dinge zu sehen suchen, wie sie wirklich sind, ihrer überdrüssig werden zu lassen? Ich fürchte so, ich habe verkehrte Dinge gesagt und gar nicht gesagt, was ich wollte; doch ich schreibe wirklich in großer Unruhe und Betrübnis. Bitte verzeihe mir, wenn ich nicht so überlegt war, wie ich sollte und von Herzen gern wäre, denn ich weiß, Deine Prüfung muß wahrlich groß sein.

Halte mich stets für Deine Dich sehr liebende

Jemima C. Mozley

J. H. Newman an Frau J. Mozley

Littlemore, 15. März 1845

Ich habe eben Deinen sehr schmerzlichen Brief erhalten und wünschte, ich sähe irgendeinen Weg, um die Dinge für dich und für mich leichter zu machen.

Wenn ich nach dem ginge, was ich gern möchte, würde ich meine vollen sieben Jahre warten. Mehr als dies kann man sicherlich nicht von mir verlangen, ja nicht einmal dies kann ich mir in meinem Alter, ohne Unrecht zu tun, gestatten. Wie das Leben vergeht! Ich sehe Menschen sterben, die Knaben waren, fast noch Kinder, als ich geboren wurde. Ein paar Jahre weiter und ich bin ein alter Mann. Welche anderen Mittel zu urteilen kann ich noch gewinnen, als ich jetzt habe? Welche geistige Reife soll ich abwarten? Wenn ich überhaupt etwas tun soll, ist es sicherlich hohe Zeit, es nicht länger hinauszuschieben. Laß mich dem Werk meine Kraft widmen, nicht meine Schwäche – Jahre, in denen ich der Sache, die mich ruft, etwas nutzen kann, nicht den Bodensatz des Lebens. Ist es nicht wie etwas, was man auf dem Totenbett bereuen muß, das wegzuschieben, wovon man fühlt, daß man es tun soll?

Was meine Überzeugungen angeht, so kann ich nur sagen, was ich Dir bereits gesagt habe, daß ich durchaus nicht herausfinden kann, warum ich mich entschließen sollte, etwas zu tun, abgesehen von dem Gedanken, daß ich Gott beleidigen würde, wenn ich es nicht täte. Ich kann nicht herausfinden, was mit mir ist, es sei denn unter dieser Voraussetzung. In meinem Alter lieben die Menschen die Bequemlichkeit. Ich selbst liebe die Bequemlichkeit. Ich gebe eine Versorgung auf, die keine Pflichten einschließt und allen meinen Bedürfnissen gerecht wird. Weshalb in aller Welt tue ich das (so frage ich mich selbst), es sei denn, weil ich glaube, daß es von mir verlangt wird? Ich habe ein großes

Einkommen aus meinen Predigten. Ich setze es, gelinde gesagt, aufs Spiel; es besteht die Wahrscheinlichkeit, daß meine Predigten gar keinen Absatz mehr haben werden. Ich habe einen guten Namen bei vielen; ich opfere ihn mit voller Überlegung. Ich habe bei noch mehr Leuten einen schlechten. Ich erfülle ihnen ihre ärgsten Wünsche und verschaffe ihnen den Triumph, den sie am meisten begehren. Ich betrübe alle, die ich liebe, beunruhe alle, die ich belehrt oder gestützt habe. Ich gehe zu Menschen, die ich nicht kenne und von denen ich sehr wenig erwarte. Ich mache mich selbst zu einem Ausgestoßenen, und das in meinem Alter. O was kann es anders sein als eine strenge Notwendigkeit, was dies veranlaßt?

Hab Mitleid mit mir, meine liebe Jemima. Was habe ich getan, daß ich so verlassen werde, daß ich einen falschen Weg einschlagen kann, wenn es ein falscher ist? Ich begann damit, meine Kirche mit aller Kraft zu verteidigen, da andere sie nicht verteidigen wollten. Ich zog mir Tadel zu, indem ich sie verteidigte. Ich habe einen schönen Erfolg. Eben zur Zeit dieses Erfolges, vor irgendeinem Rückschlag, während meines Studiums bricht die Erkenntnis über mich herein, daß ich einer schismatischen Kirche angehöre. Ich wehre mich gegen die Vorstellung; ich schreibe dagegen – Jahr für Jahr schreibe ich dagegen und tue mein Äußerstes, um andere in der Kirche zu erhalten. Von der Zeit an, als die Zweifel über mich kommen, fange ich an, ein strengeres Leben zu führen; und wirklich habe ich von der Zeit an mehr in der Richtung auf meine innere Vervollkommnung getan, soweit ich urteilen kann, als zu irgendeiner Zeit meines Lebens. Natürlich hatte ich all die Zeit hindurch viele Unvollkommenheiten und hätte jedes einzelne, was ich getan habe, weit besser tun können, als ich es tat. Mach alle Abstriche in dieser Hinsicht, doch darf ich bei alledem nicht in Demut vertrauen, daß ich nicht so gehandelt habe, um Gottes gnädige Führung zu verwirken? Und wie ist es möglich, daß ich in anderen Dingen Fortschritte gemacht habe, wenn ich in dieser gewichtigen Sache so furchtbar verblendet bin?

...

Warum sollte ich Dein gütiges Herz mit all meinem Elend betrüben? Doch Du mußt es kennen, um dem größeren Elend zu entgehen, mich von außen zu betrachten und Dich über etwas, was unbegreiflich scheint, zu wundern und zu betrüben. Soll ich noch hinzufügen, daß es mir, so bedrückend mein Zustand ist, nicht ein einzigesmal eingefallen ist, zu sagen: O daß ich niemals begonnen hätte, Theologie zu studieren! O daß ich mich nie in kirchliche Dinge gemischt hätte! O daß ich niemals die Traktate geschrieben hätte, etc.! Ich lege darauf kein besonderes Gewicht, sondern stelle es nur fest. ... Gewiß, das Menschenherz ist ein geheimnisvolles Ding. Ich mag irgendein tiefgreifendes Übel in mir haben, zu dem ich nicht hindurchloten kann; ich mag etwas getan haben, was nicht wieder gutzumachen ist und Bestrafung verlangt; aber darf man nicht in Demut vertrauen, daß die ernstesten Gebete vieler guter Menschen für mich Erhörung finden werden? Kann man sich nicht in den Ausgang ergeben, als was er sich immer herausstellen mag? Darf man nicht hoffen und glauben, wenn man es auch nicht sieht, daß Gottes Hand bei der Tat mit im Spiel ist, wenn eine Tat geschehen soll; daß Er einen Zweck hat und ihn durchsetzen und uns zeigen will, daß es gut war, wenn es Ihn an der Zeit dünkt? Laß uns nicht zweifeln, mögen wir nie Ursache haben zu zweifeln,

daß Er mit uns ist. Beständig bitte ich, daß Er mir entdecken möchte, ob ich in einer Täuschung befangen bin; was kann ich mehr tun? Worauf sollte ich hoffen, wenn nicht auf Ihn? Zu wem sollte ich gehen? Wer kann mir etwas Gutes erweisen? Wer anders kann ein Wort des Trostes sprechen als Er? Wer sieht anders als mit sorgenvollem Gesicht auf mich? – aber Er kann das Licht Seines Angesichts auf mich erheben. Alles ist wider mich – möge Er nicht zu den Gegnern hinzukommen! Möge Er es nur sagen, möge ich auf Ihn hören, wenn Sein Wille ein anderer ist, als ich glaube!

Palmsontag – ... Also, meine liebe Jemima, wenn Du mir irgendwelche Warnungen nahebringen kannst, die ich nicht ins Auge gefaßt habe, dann schön, und ich danke Dir dafür; sonst tröste Dich und denke, daß Du vielleicht ein Recht hast, an mich zu glauben, vielleicht ein Recht hast zu glauben, daß Er, der mich bis hierher geführt hat, mich den Weg nicht verfehlen lassen wird. Irgendwie bin ich heute in besserer Stimmung, und ich sage, was mir eben einfällt. Habe ich nicht ein Recht, Dich zu bitten, Du möchtest nicht sagen, wie Du es in Deinem letzten Brief tatest, daß ich Unrecht tun werde? Welches Recht hast Du, mich zu richten? Haben die vielen, die mich richten werden, irgendein Recht, mich zu richten? Wer, der meinesgleichen ist, wer von den vielen, die zungenfertig über mich reden werden, hat ein Recht dazu? Wer anders hat ein Recht, mich zu richten, als mein Richter? Wer hat sich so bemüht, meine Pflicht zu erkennen (so armselig es gewesen sein mag) wie ich? Wer also hat mehr Aussicht als ich zu erkennen, was ich tun soll? Ich mag irren, aber Er, der mich richtet, ist der Herr, und »Richte nichts vor der Zeit!«

Seine Wege sind nicht unsere Wege und Seine Gedanken nicht unsere Gedanken. Er mag Absichten haben, die so barmherzig sind, wie sie über unser Begreifen sind. Laß uns unser Bestes tun und den Ausgang Ihm überlassen. Er wird uns die Kraft zum Ertragen geben. Sicherlich habe ich am meisten zu tragen; und wenn ich nicht davor zurückschrecke, es zu tragen, dürfen andere nicht zurückschrecken. Möge ich mein Bestes tun; versuche ich es nicht, mein Bestes zu tun? – dürfen wir nicht vertrauen, daß es sich zum Besten wenden wird?

J. Mozley an J. H. Newman

Derby, Karfreitag, 21. März

Vielen Dank für Deine Güte, mir so umgehend und so ausführlich zu schreiben. Ich bin ganz ärgerlich über mich, weil ich etwas gesagt habe, das Dich gleichsam gezwungen hat, soviel zu schreiben. Denn ich fühle, daß es eine große Anstrengung für Dich ist zu schreiben, und ich fürchte, ich kann keineswegs alles, was Du sagst, so aufnehmen, wie Du es möchtest. Und freilich muß ich sagen, so wie Du denkst, bei einer so starken Einstellung auf das, was recht ist, kann ich nicht verlangen oder wünschen, daß Du anders handeln sollst, als Du es vor Augen hast. Wenn mein früherer Brief Dich zu drängen schien, so war es in der Hoffnung, Dir etwas anderes zu entlocken, als mir gelungen ist. Ich weiß, in einer Gewissenssache dürfen wir uns nicht durch Erinnerungen oder Argumente vom Wege abbringen lassen, die bei anderen etwas zu sagen haben, die aber bloße Ausflüchte wären, wenn

wir danach handeln wollten, da sie uns nicht treffen. Freilich habe ich Mitleid mit Dir, denn ich weiß, Du bist ganz der Mensch, um die Größe der Opfer, die Du bringst, mehr zu empfinden als die meisten Leute, ohne in der Erregung zu sein, die die meisten Menschen über solche Veränderungen in einem Schwung hinwegträgt; und es bedarf für mich keiner Versicherung von Deiner Seite, um mich zu überzeugen, daß Du es nur tust, weil Du es für recht hältst, während Eigennutz oder Liebe zur Bequemlichkeit Dich naturgemäß auf einen andern Weg drängen würden. Dies ist meine Hoffnung und mein Trost; aber ich könnte es mir auch gar nicht anders bei Dir denken und könnte es auch nicht ertragen, es für möglich zu halten. O mögest Du jetzt und in der kommenden Zeit so belohnt werden, wie es Gott am besten dünkt! Ich glaube nicht, daß ich den Wunsch habe, für Dich zu wählen – wenn Du Seinen Willen und Sein Werk tust, was kann man mehr wünschen? –, und ich finde Trost in dem Gefühl, wie kurzsichtig wir sind, wenn es nur ein paar flüchtige Jahre zu beurteilen gilt. Was bedeuten die Schmerzen und Prüfungen der nächsten vier oder fünf Jahre für die, die sie erleben, wenn es Gott gefällt, dadurch Gutes für Seine Kirche zu wirken? All dies trifft mich wie einen Zuschauer; natürlich, wenn ich ein Mann oder ein Geistlicher wäre oder wenn es dahin käme, daß die Ereignisse mich zwingen, handelnd Anteil zu nehmen, dann hätte ich ein Gewicht der Verantwortung zu tragen, das mich ganz anders empfinden ließe.

Dann, lieber John, greifst Du mich an und willst, daß ich mich frage, ob Du nicht am Ende recht haben könntest. Doch in der Tat, ich rücke die Sache oft für mich selbst in diese Beleuchtung. Ich weiß, wie unwissend ich bin, wie wenig ich annehmen sollte, daß ich in irgendeiner Sache recht habe. Doch es gibt gewisse Dinge, an denen man nicht zu zweifeln wagt, und gewisse Dinge zu glauben und sich zu vergegenwärtigen, ist das höchste Glück. Indessen, so unwürdig ich bin, ich fühle, daß wir bis zu einem gewissen Grade unserm eigenen Glauben und unserm eigenen Licht folgen müssen, obwohl dies Licht wenig besser sein mag als Finsternis. Ich mag in dem Punkt, der in Frage steht, von Vorurteilen beherrscht sein, es ist höchst wahrscheinlich – wir haben einseitige Ansichten durch Geburt und Erziehung; aber ich glaube wirklich nicht, daß ich von irgendwelchen heftigen oder feindseligen Gefühlen gegen Rom weiß, wie sie manche Leute ohne Bedenken hegen würden. Ich habe dergleichen in den letzten zwölf Jahren verlernt und habe es für sündhaft gehalten, seit ich aufhörte, in Rom den Antichrist zu sehen – d. h. seit ich Deine Predigten las. Nicht als ob ich je die protestantische Anschauung ganz hätte annehmen können; ich hoffte stets, es könnte noch einen andern Weg geben, über die Schwierigkeiten hinwegzukommen. Ich versichere Dir, ich bin mir keines bitteren Gefühls gegen Rom bewußt; es scheint mir, daß wir genug mit Sorge und Demütigung bei uns zu tun haben, ohne mit andern Kirchen zu streiten. Wirklich, ich möchte noch mehr sagen, ich fühle tief die Dankesschuld, die Rom als unserer geistlichen Mutter gebührt, und es schmerzt mich darum sehr, wenn ich höre, daß Rom geringgeachtet wird. Und doch fühle ich keinen Zug nach Rom und sehe auch in Rom keinen Ausgleich, der den Gebrechen unserer Kirche abhelfen könnte. Ich fürchte, es wird Dich schmerzen, wenn ich sage, ich kann nicht anerkennen, daß es erfüllt, worauf es Anspruch erhebt –

weit entfernt davon. Es scheint mir unchristliche Elemente zu enthalten, die, solange es sie pflegt, seiner Bekehrung der Welt eine absolute Schranke zu setzen scheinen ...

Ich fürchte, Du wirst dies als einen schmerzlichen Brief empfinden ... Dies sind zu feierliche Tage, um sich die Gedanken durch eine Kontroverse verwirren zu lassen, während man sie gern zu höheren Betrachtungsgegenständen erheben lassen möchte; doch wirklich, ich bin mir keiner beunruhigend erregten Gefühle bewußt, sonst hätte ich nicht den Karfreitag gewählt, um Dir zu schreiben. Weit davon entfernt; wirklich, ich kann es mir nicht vorstellen, wenn ich an Dich schreibe ...

Indem ich den Brief noch einmal durchlese, bin ich ganz beschämt deswegen, doch ich glaube nicht, daß ich ihn verbessern würde, wenn ich ihn noch einmal schriebe, so muß ich Dich nur um Verzeihung bitten, wenn ich etwas Ungehöriges gesagt habe. Ich hoffe zuversichtlich, lieber John, Du wirst den Seelenfrieden finden, ohne den das Leben eine Last ist (ein Kampf muß es sein). Wer sollte ihn haben, wenn es Dir nicht gelänge, der Du für so viele ein Werkzeug des Trostes gewesen bist.

Halte mich stets für Deine Dich sehr liebende Schwester

Jemima C. Mozley

P.S. Was Tante Elizabeth Newman betrifft, so glaube ich mit Grund, daß sie einigermaßen vorbereitet ist – d. h. sie ist beunruhigt und sie verrät es, indem sie alle Augenblicke beteuert, sie sei Deinetwegen vollkommen sicher. Dies schmerzt mich sehr, da sie es bisweilen liebt, zu Fremden von Dir zu sprechen. Das ist nicht oft geschehen, doch sie bringt mir gegenüber oft die größte Besorgnis um Dich zum Ausdruck und Verwunderung und Neugierde, was Du denken magst etc.

J. H. Newman an J. B. Mozley

Littlemore, 2. April 1845

Ich habe gerade Deinen Artikel im »C. R.« gelesen und er hat mich außerordentlich bewegt. Ich wußte, daß Du mich liebst, wie ich Dich, aber ich war nicht auf das vorbereitet, was Du sagst; und wie es das Gesetz der Dinge ist, eben jetzt erfahre ich es, wo ich es verliere. Du sprichst, als ob Du eine Leichenrede schriebst, und das ist es auch. Doch bisweilen glaube ich, es wird nicht so sein – denn sicherlich bin ich jetzt mehr von Dir abgeschnitten, als es unter irgendwelchen andern Umständen sein könnte, und wenn die furchtbaren Prüfungen der nächsten paar Jahre vorüber sind, werde ich vielleicht, wenn wir beide noch am Leben sind, Gelegenheit zu etwas mehr vertraulichem Verkehr mit Dir haben, als mir jetzt möglich ist.

Ach! Ich vergesse nicht, wie wandelbar alle Dinge sind und wie schwer es für Menschen ist, die getrennte Wege gehen, miteinander Frieden zu halten. Du kannst Dir vorstellen, wie dies alles mich bedrückt. Alles, was mir lieb ist, wird von mir genommen. Meine Tage sind dahin wie ein Schatten und ich bin verwelkt wie Gras.

Ich sage zu mir selbst, wenn ich in einer Täuschung befangen bin, was habe ich getan, welche schwere Sünde habe ich begangen, um ein solches Gericht über mich zu bringen? O möge es mir offenbart und die Täuschung zerstört werden! Aber ich gehe meinen Weg Monat für Monat, Jahr für Jahr, ohne Wandlung in meinen Gefühlen, außer in einer Richtung; ich schwanke nicht auf und ab, sondern werde in einer Bahn fortgetrieben.

Ich weiß wohl, mein lieber James, Du vergißt nicht, in feierlichen Zeiten an mich zu denken, doch ich glaube wirklich, daß jetzt die Zeit kurz ist. Ich kann nicht versprechen, daß ich nach Weihnachten noch bleiben werde, wo ich bin, vielleicht nicht einmal so lange, obwohl ich glaube, daß ich am Ende noch ein wenig länger zögern werde. Im November, so erwarte ich, werde ich meine Fellowstelle aufgegeben haben und vielleicht etwas veröffentlichen.

Ich habe nichts dagegen, daß Du dies im Vertrauen erzählst, wem Du willst, aber natürlich wirst Du diesen Brief sicher bewahren.

Was für eine verwickelte Bedrängnis! Ich vermute, sie wird geringer sein, wenn das Schlimmste vorüber ist.

Stets herzlich Dein

John H. Newman

An Henry Wilberforce

Littlemore, Dominica V. post Paschalia, 27. Apr. 1845

Blanco Whites Autobiographie, die eben veröffentlicht wird, ist das denkbar traurigste Werk, das ich je gesehen habe. Er stirbt als Pantheist, leugnet, daß es einen überweltlichen Gott gibt, leugnet offenbar eine besondere Vorsehung, zweifelt, gelinde gesagt, an der persönlichen Unsterblichkeit der Seele, stellt Betrachtungen nach Marcus Antoninus an und glaubt, daß die Briefe des hl. Paulus der stoischen Philosophie entnommen sind. Was das Christentum betrifft, so scheint er durchaus mit Strauß übereinzustimmen und verwirft die Evangelien als historische Dokumente. Doch sein Biograph nennt ihn tatsächlich einen Bekenner – Bekenner wovon? Nicht irgendeiner Anschauung, irgendeines Glaubens, welches immer, sondern des Suchens nach der Wahrheit, stets umherwandernd und sich wandelnd und darum groß bis zum Ende seines Lebens? Kann es ein größeres Paradox geben als dies? Doch was für ein Bild gibt es einem von den Unitariern und omne id genus. Sie glauben wirklich, es sei nichts Schlimmes, wenn einer ein Atheist sei, wenn er es nur aufrichtig ist und niemandem den Hals abschneidet und die Taschen ausraubt. Blanco White gibt die Religion (unter diesem Namen) ganz auf. Er sagt, Christentum sei keine Religion, und das sei einer der großen Irrtümer, der zu Entartungen geführt habe. Es hat keine θρησκεία oder Gottesdienst – oder besser, wie der hl. Jakobus sagt: seine θρησκεία besteht darin, die Witwen und Waisen zu besuchen, d. h. in sittlichen Pflichten. Ich habe ihn dies sagen hören, doch ich war so oberflächlich, daß ich nicht sah, wohin es führte. Doch

es ist bemerkenswert, daß er in den Pantheismus verfallen ist, was ich in den »Arianern« als konsequente Folgerung aus der Preisgabe der Gottheit unseres Herrn bezeichnet habe und wovon ich die Leute seitdem von Zeit zu Zeit ernstlich gewarnt habe.

Blanco Whites Buch zeigt dann mehr und mehr, daß man die Lüge des Landes kennt. Es ist ein Beweis mehr für die Tatsache, daß man, um konsequent zu sein, mehr oder weniger glauben muß, als wir zu glauben pflegen. Natürlich kann man sagen, daß man nicht suchen soll, konsequent zu sein, was systematisieren heißt – sondern jede Pflicht für sich tun, wie es gerade kommt, ohne die Dinge in uns zusammenzunehmen oder zu sagen, daß zwei und zwei vier gibt. Nun, ich will darüber nicht streiten, aber wenn ein Mensch fühlt, daß er nicht da stehen bleiben kann, wo er ist, und schreckliche Gefühle hat, als könnte es zugelassen werden, daß es rückwärts mit ihm gehe, wenn er nicht vorwärts gehen will, dann vermehrt so ein Fall wie Blanco White diese Befürchtungen. Seit Jahren habe ich eine stets wachsende intellektuelle Überzeugung, daß es keine Mitte zwischen Pantheismus und der Römischen Kirche gibt. Wenn der Verstand die Sache zur Ruhe bringen könnte, wäre ich nicht da, wo ich jetzt bin. Doch andere Überlegungen kommen hinzu und bedrücken mich. Da ist Blanco White, aufrichtig und ehrenhaft. Er gibt sein Vaterland auf und dann seine zweite Heimat – Spanien, Oxford, Whatelys Familie –, all dies für eine Idee der Wahrheit oder richtiger der Gedankenfreiheit. Gewiß, ich glaube, daß viel krankhafte Ruhelosigkeit mit seiner Aufrichtigkeit vermischt war, eine Unfähigkeit, ruhig an einem Platz zu bleiben, ein Hang, Ärger zu nehmen und abgestoßen zu werden, eine ungewöhnliche Reizbarkeit und eine Furcht davor, nicht unabhängig zu sein und andere schlechte Regungen. Doch dann kommt mit Gewalt der Gedanke über einen: Warum kann nicht bei mir dasselbe der Fall sein? Ich sehe Blanco White verirrt, aber aufrichtig – Arnold verirrt, aber aufrichtig. Sie sind keine Verlegenheit für mich; ich kann den Finger auf diesen oder jenen Fehler in ihrem Charakter legen und sagen: hier lag der Fehler. Aber sie kannten den Fehler nicht, und so kommt es über mich: woher weiß ich, daß nicht auch ich meine schwachen Punkte habe, die mich veranlassen zu denken, wie ich denke? Wie kann ich sicher sein, daß ich keine Sünden begangen habe, die diesen unruhigen Seelenzustand als Gericht über mich gebracht haben? Das ist so sehr quälend, wie Sie sich denken können.

Blanco Whites Buch hat mich auch noch auf andere Weise mitgenommen. Ich bin fast der einzige Mensch unter seinen englischen Freunden, von dem er darin mit Liebe spricht – wenigstens spricht er mehr von mir als von irgendeinem andern ... Es sieht so aus, als ob die Leute gerade jetzt anfangen, mich zu loben, wo ich gehe. Es sieht aus wie ein Vorzeichen meines Gehens, daß sie mich loben. Ihre Lobsprüche sind Abschiedsworte, Grabreden. Rogers, James Mozley und nun Blanco White. Die Wahrheit ist, ich habe so wenig Lob geerntet, daß ich es nicht verstehen kann, und meine Gefühle waren eine Mischung aus Bitter und Süß, wie ich es gar nicht beschreiben kann. Ich glaube nicht, daß es Gefühle des Stolzes erweckt bezüglich dessen, was ich bin – wenigstens. Blanco White hat es nicht, weil er von etwas spricht, was vorbei und vergangen ist; es scheint, als wäre es gar nicht ich, von dem er spricht – ich, dieser alte, trockene Span, der nichts wert ist, sondern ein vergangenes Ich. Niemand

hat gut von mir gesprochen. Meine Freunde, die die Mittel hatten, mich zu kennen, haben gegen mich gesprochen ... Andere haben in meiner größten Not geschwiegen. Die große Masse der Menschen in Oxford, die mich ein wenig kannten, haben eine Kälte und einen Argwohn gezeigt, den ich nicht verdiente. In der Geschichte mit Nr. 90 zeigten mir freilich einige Sympathie oder gaben mir wenigstens Grund zu glauben, daß ich einen Platz in ihrem Herzen hätte. Ich habe an all das nicht gedacht, wirklich, es kommt mir nun als ein neuer Gedanke durch den Gegensatz zu dem, was Blanco White von mir sagt und was ein Licht ist, das die vorhergehende Dunkelheit sichtbar macht. Ich sage zu mir selbst: ist es möglich, daß ich dies war? und dann folgt eine zweite Reihe von Gefühlen. Es ist vorbei – mein Frühling, mein Sommer ist vorbei, und was ist daraus geworden? Es scheint, daß Blanco White so und so von mir dachte – andere, glaube ich, dachten bis zu einem gewissen Grade dasselbe; doch was ist daraus geworden? ... und nun ist die Blütezeit meines Lebens vorbei, und ich bin nichts. Was mir oft geheimnisvoll erschienen ist, war dies, daß ich, während doch mein ἔργον in der Leitung und Beaufsichtigung junger Leute zu bestehen scheint, all die Zeit so wunderbar von dieser Beschäftigung ferngehalten worden bin. Und ich gerate intellektuell (nicht moralisch) in Unruhe über dies Geheimnis und denke, welches wohl mein Einfluß in so etwas wie einer Stellung gewesen wäre, wenn er bei Leuten, die mich nie gesehen haben, so ist, wie er ist. Und nun ist alles vorbei und vergangen, und es gibt keine Wiederherstellung, keine Rückkehr, und ich sage mit Job: »O daß es mit mir wäre wie in den vergangenen Jahren, als das Licht des Herrn über mir schien.« Und doch, Carissime, glaube ich, es ist nichts von Ehrgeiz oder Verlangen mit diesen Gefühlen vermischt, soweit ich es sagen kann. Ich habe eine so unzweifelhafte Liebe zu meiner eigenen Bequemlichkeit wie ein alter Junggeselle, daß Pflichten zu haben, in einem Amt zu sein u. dgl. für mich ein unerträglicher Gedanke ist. Eher denke ich daran, unter dem Gesichtspunkt der Gerechtigkeit und mit einer Art Zärtlichkeit für mein früheres Selbst, das jetzt nicht mehr ist.

Wie furchtbar ist dies, in großen Dingen so sehr im Dunkeln zu handeln – doch ich, der ich so viel über die Pflicht gepredigt habe, in der Nacht zu folgen, wenn je Gott rufen sollte, bin der letzte, der ein Recht hat, sich zu beklagen.

J. H. Newman an E. B. Pusey

Anfang Oktober 1845

Mein lieber Pusey, ich habe heute an den Provost geschrieben, um auf meine Fellowstelle in Oriol zu verzichten. Jetzt kann jeden Tag etwas bei mir eintreten. Auf alle Fälle glauben Sie, daß ich stets bleibe,

mein lieber Pusey,

Ihr Ihnen herzlichst ergebener

J. H. N.

An Henry Wilberforce

Littlemore, 7. Oktober 1845

Mein liebster H. W., Pater Dominicus, der Passionist, kommt hier vorbei, auf dem Weg von Aston in Staffordshire nach Belgien, wo ein Kapitel seines Ordens abgehalten werden soll. Er soll für die Nacht nach Littlemore kommen, als Gast eines von uns, den er in Aston aufgenommen hat. Er kennt meine Absichten nicht, aber ich werde ihn um Aufnahme in die Eine wahre Herde des Erlösers bitten. Ich werde das für mich behalten, bis alles vorüber ist.

Ich hätte wünschen können, es zu verschieben, bis mein Buch wirklich heraus ist, doch da ich die ganze Zeit so allein und ausschließlich auf Grund meiner eigenen Vernunft vorgegangen bin, tat es mir nicht leid, bei dieser Frage der Zeit einen Mißstand in Kauf zu nehmen, um mich dem zu unterwerfen, was wie ein Ruf von außen schien. Ich glaube, daß auch das Scheiden anderer etwas damit zu tun hat, denn als sie gingen, war es, als ob ich mein eigenes Herz verlöre.

Pater Dominicus' Gedanken haben sich von Jugend auf in entschiedener und auffallender Weise auf England gerichtet. Dreißig Jahre lang hat er darauf gewartet, nach England geschickt zu werden, und vor etwa drei Jahren wurde er von seinem Oberen geschickt, ohne selbst einen Schritt zu tun. Er hat wenig oder gar nicht mit Konversionen zu tun gehabt, sondern geht auf Missionen und zu Exerzitien unter seinen eigenen Leuten. Ich sah ihn auf der Durchreise hier für ein paar Minuten im vergangenen Jahr am Tage Johannes des Täufers, als er die Kapelle besuchte. Es ist ein einfacher, wunderlicher Mann, ein Italiener; doch in seiner Art auch ein sehr scharfsinniger, gescheiter Mann. Es ist ein Zufall, daß er herkommt, und ich hatte bis vor kurzem gar nicht daran gedacht, mich an ihn zu wenden, und hätte es auch, glaube ich, ohne diesen Zufall nicht getan.

Mit dem herzlichsten Gedenken an Ihre Frau und Ihre Kinder und Sie selbst

bin ich, mein lieber H. W.,

tuus usque ad cineres

J. H. N.

Littlemore, 7. Oktober 1845

Carissime, ich hatte gerade einen Brief an Sie beendet, der erst in einigen Tagen abgehen wird, als Ihr lieber Brief kam. Ja, es ist wahr. Da Sie sagen, Sie wünschten, es möchte nicht an Weihnachten oder im Advent sein, habe ich mich für einen früheren Zeitpunkt entschieden; indessen schleppt sich mein Buch zu meiner Enttäuschung durch die Presse ...

Am Donnerstag oder Freitag, wenn es Gottes Wille ist, werde ich aufgenommen werden. Wir erwarten St. John heute zurück.

Stets herzlich Ihr

J. H. N.

J. H. Newman an Frau J. Mozley

Littlemore, 8. Oktober 1845

Meine liebe Jemima, ich muß Dir etwas sagen, was Dich sehr schmerzen wird, aber ich will es so kurz machen, wie Du es wohl wünschst.

Heute nacht schläft Pater Dominicus, der Passionist, hier. Er weiß nichts von meiner Absicht, aber ich werde ihn bitten, mich in die, wie ich glaube, Eine Herde des Erlösers aufzunehmen.

Dies wird nicht abgehen, bis alles vorüber ist.

Stets herzlich Dein

John H. Newman

Bericht Dalgairns'

»Zu jener Zeit waren wir alle außer St. John, obwohl wir nicht daran zweifelten, daß Newman Katholik werden würde, in Spannung und Unkenntnis über seine Absichten im einzelnen. Um 3 Uhr holte ich Hut und Stock, um durch die Felder nach dem ›Engel‹ in Oxford zu gehen, wo die Kutsche hielt. Als ich meinen Stock nahm, sagte Newman in sehr leisem und ruhigem Ton zu mir: ›Wenn Sie Ihren Freund sehen, wollen Sie ihm dann sagen, daß ich von ihm in die Kirche Christi aufgenommen werden möchte?‹ Ich sagte ›Ja‹ und nichts weiter. Ich sagte es Pater Dominicus, als er von oben von der Kutsche herabstieg. Er sagte: ›Gott sei gepriesen‹ und keiner von uns sprach wieder, bis wir nach Littlemore kamen.«

Bericht von Pater Dominicus

»Die erste dieser Bekehrungen war die von John Dobrée Dalgairns, der sich am Michaelstag hier in unserer Kapelle in Aston zum katholischen Glauben bekannte und seine erste Kommunion empfing. Er kehrte bald darauf nach Littlemore zurück, und ich war im Begriff, nach Belgien abzureisen, als ich einen Brief von ihm bekam, der mich einlud, meinen Weg über Oxford zu nehmen; denn, sagte er, ich könnte vielleicht dort etwas zu tun finden. Ich brach demgemäß am 8. Oktober von hier auf und erreichte Oxford etwa um zehn Uhr abends am selben Tage. Ich fand dort Herrn Dalgairns und Herrn St. John, der am 2. Oktober in Prior Park sein Bekenntnis abgelegt hatte, auf mich wartend. Sie sagten mir, daß ich Herrn Newman in die Kirche aufnehmen sollte. Diese Nachricht erfüllte mich mit Freude und ließ mich bald den Regen vergessen, der die letzten fünf Stunden hindurch auf mich herabgeströmt war. Von Oxford fuhren wir in einem Wagen nach Littlemore, wo wir gegen elf Uhr ankamen. Ich setzte mich sogleich neben ein Feuer, um meine Kleider zu trocknen, als Newman ins

Zimmer trat und, sich mir zu Füßen werfend, meinen Segen verlangte und mich bat, seine Beichte zu hören und ihn in die Kirche aufzunehmen.

Er beichtete noch am selben Abend, und am folgenden Morgen taten die Herren Bowles und Stanton dasselbe; am Abend desselben Tages legten diese drei ihr Glaubensbekenntnis in der üblichen Form in ihrem Privatoratorium ab, einer nach dem andern, mit solcher Glut und Frömmigkeit, daß ich ganz außer mir war vor Freude. Ich gab ihnen dann allen die kanonische Absolution und spendete ihnen das Sakrament der Taufe sub conditione. Am folgenden Morgen las ich die Messe in ihrem Oratorium und reichte den Herren Newman, St. John, Bowles, Stanton und Dalgairns die Kommunion. Nach der Messe führte mich Dalgairns nach dem Haus von – Woodmason, einem Herrn aus Littlemore; ich hörte seine Beichte und die seiner Frau und seiner zwei Töchter und nahm alle vier in die Kirche auf. Als ich aus Belgien zurückkehrte, kam ich wieder durch Littlemore und hatte das Glück, F. Oakeley und einen andern Herrn bereits durch R. Nersham in die Kirche aufgenommen zu finden. Ich hatte die Freude, Herrn Oakeley und den andern Konvertiten, sieben an der Zahl, die Kommunion zu reichen. Ich kann für die Wahrheit dieses durchaus einstehen, da ich Augenzeuge gewesen bin; das übrige wird hoffentlich ein anderer Augenzeuge ergänzen.«

J. H. Newman an Frau J. Mozley

Littlemore, 5.30 vormittags, 9. Oktober 1845

Meine liebe Jemima, ehe Dein Brief gestern abend kam, hatte ich ein paar bedeutsame Worte an Dich geschrieben, die morgen, denke ich, abgehen werden.

Es ist sehr natürlich, daß die Menschen bezüglich meines Weggehens von Littlemore das Gefühl haben, das Du zum Ausdruck bringst, aber wenn sie es haben, versetzen sie sich nicht in meine Lage, sondern sehen die Sache von ihrem Standpunkt aus an. Wenige Leute können sich in die Lage eines andern Menschen versetzen ...

All dies ist ganz vereinbar mit dem Glauben, von dem ich fest durchdrungen bin, daß die Individuen in der Englischen Kirche unmittelbar an jenen Wahren Leib geknüpft sind, dessen Glieder sie äußerlich nicht sind; und auch damit vereinbar, daß man es für höchst unklug, unbesonnen, leichtfertig hält, in gewissen Fällen mit ihnen zusammenzustoßen – nur ist das Urteil darüber von dem besondern Fall abhängig. Es könnte unbesonnen von mir sein, hier zu bleiben; es könnte auch nicht so sein. Die Menschen sind durchaus berechtigt, mein Urteil zu tadeln, wenn sie wollen, obwohl sie auch hier daran denken sollten, daß ich wohl besser in der Lage sein dürfte zu urteilen. Doch es muß auf den Boden der Vernunft gestellt werden. Wenn ich es als Pflicht bezeichnete wegzugehen, würde ich eingestehen, daß ich mich überhaupt nicht der Römischen Kirche anschließen dürfte.

Ich glaube herausgefunden zu haben, daß die, die mich fürchten und fortwünschen, glauben, ich müßte gehen, und die, die mich wirklich gern hier bleiben sähen, gar keine solchen Gedanken haben. Alles hängt von ihrer Stellung zu der allgemeinen Frage ab.

Was das »Opfer« anlangt, was, meinst Du wohl, ist angenehmer für mich, diesen Ort zu verlassen oder zu bleiben? ...

Ich füge ein Billet an Tante bei. Ich will nichts über meine Gefühle all die Zeit gegenüber einem Menschen, der so gut und lieb ist wie Du, sagen. Es gibt Einen, der weiß, was für eine schwere Last es für mich war, Dir weh zu tun. Aber ich will keine Verteidigung schreiben noch den Anschein erwecken, als suchte ich mich bei Dir in ein günstiges Licht zu setzen.

Stets herzlich Dein

J. H. N.

Frau J. Mozley an J. H. Newman

Derby, 11. Oktober 1845

Ich wußte, als ich meinen Brief abschickte, daß Du starke und für Dich befriedigende Gründe hattest zu bleiben, wo Du bist, und gewiß, meinen eigenen Ansichten nach kann ich kein Unrecht darin sehen, wenn Du es tust, aber das andere schien mir am besten und am richtigsten. Und ich wußte auch, daß ich, wenn ich mich ganz genau in Deine Lage versetzen könnte, diesen Punkt wohl auch gerade so sehen dürfte, wie Du ihn darstellst. Doch die Tatsache, daß unsere Schlüsse so verschieden sind, weil wir jeder von unserem jeweiligen Standpunkt aus urteilen, stellt mir nur um so lebhafter und schmerzlicher vor Augen, was ich mir noch immer nicht recht vorstellen kann, daß wir in der Tat weiter voneinander getrennt sind, als mir erträglich ist zuzugestehen. Doch wir müssen furchtbar weit voneinander sein, sonst würdest Du es nicht für notwendig halten, uns zu verlassen.

Natürlich kann ich nicht über die Motive der Leute urteilen, auf die Du anspielt, aber ich versichere Dir, lieber John, es geschah nicht aus Furcht, wenn ich meine Meinung vortrug. Ich ging nicht so weit, an die Konsequenzen zu denken. Ich dachte an das, was mir recht oder vielmehr, ich will es wiederholen, am besten schien, und ich glaube aufrichtig, das war das Gefühl derer, die derselben Ansicht Ausdruck gaben ... Was mich betrifft, so empfinde ich die Zukunft als etwas so Geheimnisvolles, daß es von mir wirklich Torheit wäre, wenn ich mein Verhalten mit Rücksicht auf mögliche Folgen einrichten wollte. Man sieht doch offenbar so wenig voraus, welches die Wirkung irgendeiner Handlung sein kann. Aber wenn ich doch sage, was ich von der Zukunft denke, so fürchte ich von dieser Bewegung nichts für unsere Kirche, wenn es auch eine harte Prüfung für sie sein mag (ich spreche jetzt nicht von Deinem Aufenthalt in Littlemore oder anderswo, denn das kann sicherlich keinen wesentlichen Unterschied ausmachen). Lieber John, als Du im Namen unserer Kirche sprachst, waren Deine Ermahnungen machtvoll, Deine Stimme schien wie die Stimme eines Engels, Du

berührtest eine Saite in unser aller Herzen. Seit Deine neuen Anschauungen die Oberhand gewonnen haben, was für eine Veränderung! ... Nun will ich nicht sagen, daß Du nicht einen sehr großen Einfluß haben wirst. Deine Fähigkeiten, Deine Erfahrung und seelische Tiefe müssen Deinen Worten Macht verleihen; aber Du wirst nicht dieselbe Gruppe von Geistern beeinflussen wie in vergangenen Zeiten. Glaube mir, es ist sehr schmerzlich für mich, dies alles ins Auge zu fassen, noch weit mehr es niederzuschreiben. Aber ich liebe meine Kirche von Herzen und setze Vertrauen auf sie als ein erwähltes Fahrzeug, das der Herr nicht verlassen wird, wenn Er es auch in die äußerste Not bringen mag, und was Du über die Folgen gesagt hast, das hat mich dazu geführt, mir die Dinge ausdrücklicher zu vergegenwärtigen, als ich es sonst wohl getan hätte. Ich fürchte, mein Brief muß Dich schmerzen; wie kann es anders sein? Das ist das Unglück des Geschiedenseins in der wichtigsten aller Fragen, dem Einen, was uns allen nottut.

Glaube, lieber John, daß ich stets verbleibe

mit der treuesten Liebe Deine Schwester

Jemima C. Mozley

Einige Auszüge aus Newmans Antwort an seine Schwester

Littlemore, Oktober 1845

Dank für Deinen gütigen Brief und sage Tante, wie erleichtert ich war, als ich ihre Handschrift sah.

Nichts, was Du über meinen Verlust an Einfluß sagst, ist imstande, mich zu verletzen, wie Du es gütigerweise befürchtest. Ich habe niemals an irgendwelchen Einfluß gedacht, den ich hatte. Ich war nie Herr darüber. Es ist schlechthin gar keine Anstrengung, ihn aufzugeben. Der Schmerz freilich, den ich, wie ich wußte, manchen Menschen verursachte, hat mich sehr mitgenommen; doch was den Einfluß angeht, so ist die ganze Welt eine einzige große Eitelkeit, und ich habe die Zuversicht, daß ich auf gar nichts darin Wert lege – ich hoffe nicht. Auch habe ich meinen Einfluß nicht weggeworfen, wenn ich auf den Ruf der Pflicht hin gehandelt habe ...

Ich habe keine bestimmte Ansicht über das Verbleiben in Littlemore; aber etwas unternehmen, würde heißen, sich für einen Weg entscheiden. Solange ich unentschieden bin, bleibe ich ... Ich bin sehr im Zweifel darüber, was am besten zu tun ist und welches Gottes Wille ist ...

Und nun segne Dich Gott, meine sehr liebe Schwester, und glaube, daß ich stets bleibe

herzlich Dein

John H. Newman

J. Keble an J. H. Newman

Hursley, 3. Oktober 1845

Mein lieber Newman, ich habe das Gefühl, als müßte ich Ihnen etwas sagen, obwohl ich gar nicht recht weiß, was es sein wird; aber da Charlottes (Mrs. Kebles) Krankheit etwas nachgelassen hat, finde ich, daß ich besser imstande bin, zusammenhängend über andere Dinge nachzudenken und zu sprechen, als ich es 14 Tage lang war, und woran könnte ich soviel denken wie an Sie, lieber Freund, und die ἀγωνία, die uns von Ihrer Seite erwartet: außer freilich, wenn meine Gedanken nach Bisley wandern, an Toms des Bruders Bett, denn dort wie hier scheint alles fast an einem Faden gegangen zu haben, vielleicht noch zu hängen.

Zu solchen Zeiten ist es einem, als ob man tiefer in die Realitäten hineinschaute, und ich muß Ihnen gestehen, der Eindruck, den ich von der Realität der Dinge empfang, unter denen ich erzogen worden bin, und davon, daß es mein Fehler ist, nicht der ihre, wenn ein Mangel an mir erfunden wird – dieser Eindruck scheint sich zu vertiefen, je näher der Tod kommt, und ich finde es schwerer und schwerer, mir vorzustellen, daß Menschen, so wie ich sie kürzlich gesehen und von denen ich gehört habe, leben und sterben dürften in einer Täuschung über einen Punkt wie den, ob sie von der Gnade der göttlichen Sakramente fern seien oder nicht.

11. Oktober, Mitternacht. Ich hatte vor etwa einer Woche so weit geschrieben und brach dann vor lauter Müdigkeit ab, und nun da ich daran dachte, weiter zu schreiben, erfahre ich, daß der Donnerschlag tatsächlich auf uns herabgefahren ist und daß Sie tatsächlich den Schritt getan haben, den wir so sehr fürchteten.

Ich will Sie also nicht mit etwas quälen, was ich sonst vielleicht hingeschrieben hätte – was, unmittelbar Sie betreffend vorkam in dem, was meiner lieben Frau heute vor vierzehn Tagen entfiel, als sie vollkommen ruhig und bei Bewußtsein war, nach dem Empfang der Heiligen Kommunion, und von uns allen Abschied nahm, stündlich das Hinscheiden erwartend. Durch Gottes große Barmherzigkeit lebte sie wieder auf und weilt noch unter uns, mit, wie ich zuversichtlich hoffe, wachsender Aussicht auf Besserung; aber die Worte, die sie sprach, waren so, daß ich immer daran denken muß wie an die letzten Worte einer Heiligen. Einiges davon dachte ich Ihnen zu berichten, aber dies ist jedenfalls nicht die Zeit dazu.

Wilson erzählte mir, wie gütig Sie unser in unsern Sorgen gedacht haben; es war sehr gütig, da Sie selbst so viel auf dem Herzen gehabt haben müssen. Wer weiß, wieviel Gutes Ihre Gebete und die anderer abwesender Freunde uns hier wie in Bisley erwirkt haben mögen? Denn auch dort, wie Sie wohl wissen, ist eine günstige Wendung eingetreten und eine entscheidendere, glaube ich, als hier – wenigstens hat ihnen ihr Doktor gesagt, sie könnten sich beruhigen, und das ist weit mehr als alles, was uns bisher gesagt wurde. Aber er Kebles Bruder erholt sich sehr, sehr langsam. Auch dort ist ebenso wie hier alles so ausgefallen, daß es die Täuschung begünstigen muß, wenn es eine Täuschung sein sollte, wir seien nicht ganz Fernstehende, wir lebten nicht in einer unwirklichen Welt. Doch Sie gehen ohne Zweifel den anderen Weg. Es ist sehr geheimnisvoll, sehr verwirrend, in der Tat; doch da

es so ist, scheint einem seine Pflicht klar umschrieben: zu warten, wo man ist, bis ein neuer Ruf über einen kommt. Wäre dies nur meine eigene Überlegung oder mein Gefühl, so würde ich durchaus mißtrauisch dagegen sein, da ich, ach! so wohl weiß, daß ich weit davon entfernt bin, ein Mensch zu sein, dem Führung versprochen ist; aber wenn ich den Glauben anderer sehe, so wie ich sie kenne und so nahe sie mir Gott gestellt hat, dann bin ich sicher, daß es eine Art Gottlosigkeit wäre, nur im Traum an eine Trennung von ihnen zu denken.

Abgesehen von dem tiefen Kummer, Sie als Führer und Helfer zu verlieren, und davon, daß ich kaum weiß, wohin ich nun blicken soll (obwohl ich zum guten Teil dank Ihrer Güte in mancher Hinsicht nicht mehr in so elender Lage bin, wie ich war), können Sie sich denken, was für beunruhigende Gedanken mich quälen, als wäre ich mehr als irgendjemand anders verantwortlich für alle Not und alles Ärgernis, die kommen können. Ich denke beständig: »Wenn ich anders gewesen wäre, vielleicht wäre Newman dann dazu gebracht worden, die Dinge anders zu sehen, und es hätte uns so manches gebrochene Herz und verwirrte Gemüt erspart bleiben können.« Sicherlich bewährt sich diese kalte, harte Art, von der ich Ihnen früher gesprochen habe, in solcher Zeit als mein Freund und hindert mich, glaube ich, daran, wirklich bekümmert zu sein; aber so, fühle ich, müßte ich fühlen und ich sage es Ihnen ... Und wie sehr wünsche ich, daß Sie mir helfen. Diese Art Hilfe ist Ihnen jedenfalls keinem von uns gegenüber verboten.

Mein liebster Newman, Sie sind mir ein guter und hilfreicher Freund gewesen in einer Weise, wie kaum irgendein anderer es hätte sein können, und Sie sind in meiner Seele so verschmolzen mit alten, lieben und heiligen Gedanken, daß ich es nicht gut ertragen kann, mich von Ihnen zu trennen, so unwürdig ich, das weiß ich wohl, bin. Und doch kann ich nicht mit Ihnen gehen. Ich muß mich an den Glauben klammern, daß wir nicht wirklich getrennt sind. Sie haben es mich so gelehrt und können es mir, glaube ich, kaum wieder nehmen. Und nachdem ich mein Herz mit diesem kleinen Wort erleichtert habe, will ich nur noch sagen, Gott segne Sie und lohne Ihnen tausendfach all die Hilfe, die Sie mir Unwürdigem in jeder Weise und so vielen andern geleistet haben! Mögen Sie den Frieden finden da, wo Sie hingehen, und uns helfen, in irgendeiner Weise den Frieden zu finden; doch irgendwie glaube ich kaum, daß es auf dem Weg der Kontroverse geschehen wird. Und so bleibe ich, etwa mit dem Gefühl, als hätte man mir den Frühling aus dem Jahr hinweggenommen,

stets Ihr herzlich ergebener und dankbarer

J. Keble

J. H. Newman an Miss Giberne

Littlemore, 28. Jan. 1846

Meine liebe Miss Giberne, Ihre Gefühle müssen gegenwärtig in der Tat sehr schmerzlich sein, und ich danke Ihnen aufrichtig dafür, daß Sie mich daran teilnehmen lassen. Nehmen Sie Ihre gegenwärtige

Prüfung, wie Sie es ja auch tun, als ein Mittel der Gnade hin, das Sie näher unter den Schutz Ihrer wahren Freunde, jener unsichtbaren Engel und Heiligen, bringen soll, die so weit mehr bei Gott und im Lauf des Lebens für Sie tun können als irgendein bloßes Menschenkind, wie lieb und ausgezeichnet es auch sein mag. Sie sprechen, als wäre ich nicht in gleicher Lage wie Sie, denn wenn ich auch Littlemore verließ, so nähme ich doch meine Freunde mit mir, doch ach! können Sie auf irgendjemanden hinweisen, der, was Freundschaft anlangt, mehr durch Tod und Entfremdung gelitten hat als ich? Doch selbst was Freunde in dieser Welt betrifft, habe ich gefunden, daß die göttliche Barmherzigkeit in wunderbarer Weise für meine Verluste Ersatz gibt, als ob das Wort »anstatt Deiner Väter sollst Du Kinder haben« an einzelnen Menschen ebenso wie an der Kirche in Erfüllung ginge. Ich bin nun damit beschäftigt, meine Papiere und Briefe durchzusehen, zu sortieren und zu verbrennen und habe ein Weh gefühlt und tiefe Seufzer ausgestoßen so wie noch nie (obwohl ich es früher pflegte) seit meiner Aufnahme in die Kirche. Soviele tot, sovielen von mir getrennt. Meine Mutter dahin, meine Schwestern nichts für mich oder vielmehr mir fremd; von meinen nächsten Freunden Froude, Wood, Bowden hinweggerissen, die alle jetzt auf meiner Seite wären oder dahin kommen würden. Andere liebe Freunde, die am Leben erhalten sind, nicht mit mir gehend; Pusey scharf in entgegengesetztem Kurs steuernd; Williams gegen mein Verfahren als rationalistisch protestierend und dem Tode nah; Rogers und J. Mozley es mit äußerstem Widerstreben betrachtend. Wen habe ich jetzt noch von meinen Freunden von vor zwölf Jahren? und was wußte ich zwölf Jahre früher von meinen jetzigen Freunden? Sie waren noch auf der Schule oder Fächse, die, wenn sie meinen Namen kannten, zu mir aufblickten wie zu einem ungeheuren und unnahbaren Bonzen; und jetzt wissen sie nichts, können nichts von meinem früheren Leben wissen; Dinge, die für mich sind, als wären sie gestern gewesen, sind für sie Träume aus grauer Vergangenheit; sie kennen nicht den Namen, den Stand der Dinge, die Vorfälle, sie haben nicht die Assoziationen, die einen Teil meiner Welt, in der ich lebe, bilden. Und doch bin ich sehr glücklich mit ihnen und kann wahrhaft mit dem hl. Paulus sagen: »Ich habe alles und in Überfluß« – und überdies, ich habe mit ihnen gemeinsam, was ich niemals mit andern gemeinsam haben konnte, katholische Hoffnungen und Glaubensüberzeugungen – katholische Ziele. Und so wird auch in Ihrem Fall, verlassen Sie sich darauf, Gottes Barmherzigkeit Ersatz schaffen für alles, was Sie verlieren, und Sie werden gesegnet werden, freilich nicht in derselben Weise, doch in einer höheren.

Es tut mir leid, daß ich Ihnen gar nichts von den Eindrücken erzählt habe, die ich mir von Dingen und Personen auf meinen Wanderungen bildete. Wenn mich irgendetwas nach Cheltenham führt, will ich Ihnen über alles, was ich gesehen habe, Bericht erstatten. Alles war so, wie ich es nur wünschen konnte. Es ist mir überaus herzliche, aufrichtige Freundlichkeit entgegengebracht worden, und ich fand viel zu bewundern und überall die Zeichen eines ehrfurchtgebietenden, realen Systems. Besonders gefiel mir Ushaw College bei Durham mit den Professoren und vor allem dem Präsidenten, Dr. Newsham. Die Bischöfe sind besonders gütig gegen mich gewesen, und ich glaube, ich habe einige von ihnen zu Freunden gewonnen, soweit das in ein oder zwei Tagen geschehen kann.

Stets Ihr herzlich ergebener Freund

John H. Newman

J. H. Newman an Frau William Froude

15. Februar 46

... Ein Teil von uns ist fort – ein Teil im Aufbruch – ich werde vermutlich als letzter bleiben, wie ich als erster gekommen bin. Eine glückliche Zeit hatte ich wahrhaftig hier, glücklich, wenn man darauf zurückblickt, wenn auch Hangen und Bängen an sich trübselig ist – glücklich, weil es vielleicht der einzige Ort ist, an dem ich lebte, auf den ich ohne ein schlechtes Gewissen zurückblicken kann. In Oxford freilich, wo ich fast dreißig Jahre von Anfang bis zu Ende gewesen bin, habe ich, wie ich zuversichtlich hoffe, allzeit vom ersten Tage an, als ich hinkam, Gott gedient – doch in diesen vielen Jahren, bei all dem Eigensinn und der Schwäche der Jugend und dem Drang der Geschäfte, müssen natürlich viele Dinge vorgekommen sein, die danach angetan sind, trübe Gedanken in der Erinnerung zu hinterlassen. Ja, selbst meine Verantwortlichkeiten in St. Mary, als eines Menschen, der für Seelen zu sorgen hatte, haben all die Zeit stets drückender auf mir gelastet und tun es noch. Ach, ich will nicht gegen meine Lebensumstände sprechen, wo meine persönliche Schuld so groß ist. Doch wie furchtbar ist die Sorge für Seelen in der Englischen Kirche, eine Verpflichtung ohne alle Mittel, sie in die Tat umzusetzen – ein jüdisches Joch! Oxford ist darum für mich in den 20–30 Jahren, die ich mehr oder weniger dort gewesen bin, nicht das, was Littlemore mir in vier oder sechs gewesen ist. Zweifellos, wenn mein Leben hier in diesen letzten Jahren in das Licht vor Gottes Angesicht gestellt würde, so würde es sein wie ein Zimmer, wenn ein Sonnenstrahl hineindringt, voll verborgener, unbekannter Unreinheiten – und doch blicke ich darauf zurück als auf eine sehr lindernde, glückliche Periode. Ich kam in dieses Haus ganz allein und war Nächte hindurch die einzige Person außer dem Allmächtigen Gott selbst, meinem Richter; und des hl. Franz »Deus meus et omnia« war stets und ganz unwillkürlich auf meinen Lippen. Und nun, wohl denn, werde ich allein hinausgehen, da ich Ruhe gefunden habe.

Anhang

Begriffe der Kirchengeschichte

Vorbemerkung: In der Vorrede zur französischen Ausgabe der Apologia (1866), Die Kirche von England, entfaltet Newman selbst die meisten aufgeführten Begriffe; vgl. Dritter Teil, Einleitung, und Fünfter Teil, Das Konzil von Chalkedon.

Anglikanismus: durch die Kirchentrennung 1534 erfolgte Abspaltung der englischen Staatskirche (Church of England oder Established Church) unter Heinrich VIII. von Rom (das die Ehescheidung Heinrichs nicht gestattete); unter der Suprematie der Krone wurden katholische, kalvinistisch-puritanische und später methodistische Elemente zusammengefaßt.

Anglo-Katholizismus: Bezeichnung für die Oxford-Bewegung in Verbindung mit dem Traktarianismus zur Stärkung und Wiederherstellung der »katholischen« Elemente in der anglikanischen High Church, z. B. Betonung der notwendigen apostolischen Sukzession.

Antinomianismus, auch Antinomismus (= »gegen das Gesetz«): im Streit zwischen Luther und Johannes Agricola von Eisleben entwickelter Begriff. Das Sittengesetz habe seine verpflichtende Kraft verloren bzw. es sei für Christen bereits aufgehoben kraft der Erlösung und Anerkennung der christlichen Wahrheit.

Arianismus: benannt nach Arius (um 260–um 336), 319 aus der Kirche ausgeschlossen wegen seiner Leugnung der Gottessohnschaft und Behauptung der bloßen Menschlichkeit = Geschöpflichkeit Jesu. Der Arianismus wurde auf den Konzilien von Nicäa 325 und von Konstantinopel 381 verworfen.

Arminianismus: benannt nach dem Leidener kalvinistischen Theologen Jacobus Arminius (1560–1609, ursprünglich: Hermansz), nach Newman »die erste Stufe des Liberalismus« wegen seiner frühaufklärerischen Tendenz, alle Konfessionen als unentscheidbare Überzeugungen aufzufassen, die sich unter staatlichem Druck gegenseitig zu tolerieren hätten; Betonung der sittlichen Lebensführung.

Die 39 Artikel der Anglikanischen Kirche: erstmals 1536 als »Die 10 Artikel« unter Heinrich VIII., dann 1553 von Erzbischof Thomas Cranmer auf »42 Artikel« erweitert, in letzter Fassung 1563 als »Die XXXIX Religionsartikel« formuliert unter Elisabeth I. und 1571 vom Parlament gutgeheißen. Zusammen mit den »Homilien« sind die 39 Artikel – in einer Mischung aus katholischen und kalvinischen Elementen – die anglikanische Entsprechung zu den Bekenntnisschriften des Protestantismus. Zu Newmans Zeiten mußte jeder Student in Oxford und Cambridge bei der Immatrikulation die 39 Artikel als Glaubensbekenntnis unterschreiben.

Broad Church: »Weite Kirche«, hervorgegangen aus dem Latitudinarismus.

Deismus: Lehre vom »Uhrmacher«-Gott, der sich nach der Schöpfung als dem selbständigen Uhrwerk aller Einwirkung auf Natur und Geschichte enthält; verbreitet in der Aufklärung des 17. und 18. Jh. in England.

Dissenters: »Abweichler«, Nichtmitglieder der Staatskirche. 1827 wurde das London University College für die Dissenters gegründet, das sich 1836 mit dem anglikanischen King's College zur Universität London zusammenschloß.

Donatismus: benannt nach Bischof Donatus, der 311 die Abhängigkeit der sakramentalen Gnade, so auch der Weihe, von der Heiligkeit des Spenders behauptete. Dagegen verwies Augustinus (354–430)

als ausdrücklicher Gegner der Donatisten oder der sich selbst so nennenden »Reinen« auf den objektiven Charakter der Sakramente.

Erastianismus: benannt nach dem kalvinischen schweizer Arzt Thomas Erastus (1524–1583, ursprünglich: Lieber) und seiner Leugnung der geistlichen Macht der Kirche, die vielmehr als Teil der bürgerlichen Ordnung völlig unter staatlicher Verfassung und Leitung stehen sollte.

Evangelikalismus: Vom Calvinismus ausgehende Bewegung der strengen Schriftobservanz und sittlichen Lebensführung, gegründet durch Thomas Scott (1747– 1821) und dessen Freunde John Newton und Richard Cecil, mit Betonung der Prädestinationslehre und unter Abwendung von Sozinianismus und Antinomianismus; früher: Low Church: «Niedere Kirche».

High Church: »Hochkirche«, die den Anglikanismus als echten Zweig der katholischen Kirche der Urzeit, vor allem der ersten vier Jahrhunderte, verstand und gestalten wollte.

Irvingianismus: benannt nach Edward Irving (1792–1834), Mathematiklehrer aus Schottland und Vorsteher der ersten Katholisch-Apostolischen Gemeinde, dessen Werke zeitgleich mit Newmans Apologia 1864/65 herauskamen. Aufgrund von Irvings Predigten wurden 12 »Apostel« in Wiederherstellung der urkirchlichen Einheit gewählt (London 1835) zur Vorbereitung der nahen Wiederkunft Christi; mit dem Tod des letzten »Apostels« 1901 ausgestorben.

Kalvinismus: benannt nach Jean Calvin (1509–1564), der unter Absetzung von Luther und Zwingli ab 1549 Genf zur Metropole der reformierten Kirche, mit Ausstrahlung in die Niederlande, Schottland und Deutschland, machte; als »Puritanismus« gewann der Calvinismus in der anglikanischen Kirche des 17. Jh. starke Kraft; Kennzeichen sind die Prädestinationslehre und strenge Kirchenzucht in völliger Erfüllung des Gesetzes.

Latitudinarismus: Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts lose Vereinigung eines »weiten« Christentums mit dem Nachdruck auf Toleranz und Praxisbezug ohne dogmatische Grundlage; stark gefördert von der liberalen Partei der Whigs und Vorläufer der »Weiten Kirche« (s. Broad Church).

Low Church: »Niedere Kirche« oder evangelikale Kirchenrichtung, bestimmt von puritanischer und pietistischer Tradition.

Methodismus: im 18. Jh. entstandene, sich vom Calvinismus lösende Richtung mit Betonung eines ernsten und sozialen Glaubenslebens; s. Wesley-Methodisten.

Monophysitismus: häretische Christologie des 5. Jh. von der Verschmelzung der göttlichen und menschlichen Natur Jesu, verworfen durch das Konzil von Chalkedon 451.

Nestorianismus: nach Nestorius († 451), Patriarch von Konstantinopel, benannte häretische Christologie: der Mensch Jesus mit seiner Möglichkeit zu sündigen sei nicht der ewige Logos (Leugnung der hypostatischen Union), beide verbänden sich erst nach der »Bewährung« Jesu. Die Verurteilung dieser Lehre erfolgte auf dem Konzil von Ephesus 431.

Novatianismus: benannt nach Novatian (3. Jh.), der sich bei der Vakanz des Stuhles Petri nach dem Martyrertod von Papst Fabian illegitim von drei Bischöfen weihen ließ; er legte die rigoristische Lehre vor, die Kirche dürfe keine Sünder in sich dulden. Diese Lehre wurde vom 3. – 6. Jh. im schismatischen Sinne immer wieder vertreten.

Oxford-Bewegung: anglikanische Reformbewegung, die mit dem Tutorenstreit von 1829 (Froude, Keble, Newman gegen den Provost Edward Hawkins) einsetzte und mit den 90 Tracts for the Times 1833–1841 die breite Öffentlichkeit erreichte. Sie wurde getragen von den Theologen des Oriel College Hurrell Froude, John Keble, J. H. Newman, Richard Palmer, Edward Pusey, Isaac Wilberforce, Henry Wilberforce, Isaac Williams und anderen, auch auswärtigen Mitarbeitern.

Vgl.:

- Richard William Church, *The Oxford Movement. 12 Years 1833–1845*, London 1891.
- Owen Chadwick, *The Spirit of the Oxford Movement*, Cambridge 1990.
- Günter Biemer, Art. *Oxford-Bewegung*, *LThK VII*, 3. Aufl., Freiburg 1998, 1239.

Puritanismus: die Reformation der »Reinen«, besonders in anglikanischer Ausprägung, s. Calvinismus.

Sozinianismus: benannt nach dem Sieneser Faustus Sozzini (1539–1604) und dessen Onkel Laelius, 1588 in Polen gegründet; im »Rakauer Katechismus« 1605 wurden die Thesen verbreitet: 1. die Schrift in Vernunftauslegung als einzige Glaubensquelle, 2. antitrinitarischer Monotheismus, 3. pure Menschlichkeit Jesu, 4. absolute Freiheit des Menschen durch Selbstbeschränkung von Gottes Allwissen und Allmacht, 5. Leugnung des Sühnetodes und Beschränkung der Erlösung auf Lehre und Beispiel Jesu, 6. antisakramental, 7. keine Auferstehung des Fleisches, ewiges Leben nur für die Frommen, nicht für die Sünder. Von bedeutendem Einfluß auf den Unitarismus.

Traktarianismus: nach den Tracts for the Times 1833–1841 benannte Bewegung zur Rückkehr des Anglikanismus zu seinen »katholischen« Ursprüngen.

Unitarismus: Lehre vom strengen Monotheismus im Sinne der Verwerfung der Trinität; ursprünglich aus dem Sozinianismus entstanden, trennte er sich 1774 von der englischen Staatskirche; seit 1813 bzw. 1844 wurde ihm Glaubensfreiheit zugestanden.

Via Media: Der angestrebte Mittlere oder Dritte Weg der Anglikanischen Kirche zwischen Katholizismus und Protestantismus.

Weite Kirche, s. Broad Church, Latudinarianismus.

Wesleyaner oder Wesley-Methodisten: Anhänger von John Benjamin Wesley (1703– 1791), Prediger und Gründer der Erweckungsbewegung des Methodismus mit den Kennzeichen: philanthropisch-soziale Neigungen, Ablehnung der Prädestinationslehre, Streben nach persönlicher Heiligung, Toleranz gegenüber Andersdenkenden.